

Grävell





Grävell's

Briefe an Emilien

über

die Fortdauer unserer Gefühle
nach dem Tode.



Gråvell's
Briefe an Emilien

über

die Fortdauer unserer Gefühle nach dem Tode.

Weitere Ausführung der früheren Schrift des Verfassers:

Der Mensch;

und

auf Veranlassung der Wiserschen Schrift:

Der Mensch in der Ewigkeit.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1821.

Inhalt.

Druckfehler.

Seite		Zeile		von		lies:	statt:
Seite	20	Zeile	3	von	unten lies:	sey zur	statt: sey, zur
=	43	=	3	=	oben =	eingereiht	= eingereicht
=	51	=	1	=	= =	kann.	= muß.
=	62	=	17	=	= =	menschl.	= der menschl.
=	72	=	8	=	unten =	werde	= werden
=	80	=	5	=	oben =	kam	= kann
=	82	=	1	=	= =	und	= und und
=	124	=	13	=	unten =	soll	= sollen
=	144	=	6	=	= =	davon	= darin
=	188	=	13	=	= =	künstlich	= künftig
=	197	=	11	=	= =	neuen	= der neuen
=	222	=	5	=	= =	,	= ;
=	228	=	4	=	oben =	die	= , die
=	238	=	4	=	= =	begründete	= begründeten
=	—	=	11	=	= =	haben	= habe
=	249	=	11	=	= =	?	= .
=	258	=	12	=	= =	einen	= einer
=	260	=	8	=	unten =	an =	= an
=	264	=	9	=	= =	seyn.	= seyn,
=	266	=	1	=	= =	würdig	= würgig
=	270	=	4	=	oben =	da	= ga
=	—	=	12	=	= =	sein	= seyn
=	271	=	9	=	= =	Selbstbewußtseyns	= Selbstbewußtseyn
=	273	=	8	=	unten =	das	= daß
=	275	=	4	=	= =	ist,	= ist
=	291	=	9	=	= =	Manche	= manche
=	310	=	3	=	oben =	haben	= habe
=	316	=	3	=	= =	!	= ?

Erster Brief.

Wenn Hr. Wiser auch kein andres Verdienst um mich hätte, als das, die Veranlassung einer neuen Unterhaltung mit Ihnen, meine theure Freundin, zu werden; so würde mir seine Gegenschrift schon sehr willkommen gewesen seyn. Es ist lange, daß wir gegen einander stillgeschwiegen haben; aber meine Seele ist darum nicht weniger bei Ihnen gewesen. Der Raum, der uns trennt, ist im Gedanken leicht übersprungen. Wenn Matthissons Lied aus der Ferne ich singe; so habe ich oft gemeint, daß Ihnen des Freundes Gestalt aus der Ferne erschienen und Ihnen den Gruß zugeflüstert haben müsse, der Fried' und Freude stets verheißt. Hr. Wiser hat mich wieder an Ihr Fortepiano versetzt, wo wir so manchmal, nachdem Sie, oder Ihre nun verklärte Schwester, durch Musik das Gemüth erweicht und jenen Frieden der Seele hervorgerufen hatten, den sie im-

mer genießt, so lange die Leidenschaften und Begierden schweigen, gerade über den Gegenstand uns besprachen, womit er mit mir rechtet. Freilich rechteten wir nicht; wir tauschten nur unsre Gedanken und Empfindungen aus; wir strebten nicht, einander zu bekehren, noch weniger suchten wir einen Triumph darin, den Andern zu überführen; sondern wir verfolgten gemeinschaftlich die Zweifel, die Dieser oder Jener aufwarf; wir suchten mit gemeinschaftlichen Kräften die Wahrheit zu erforschen; und wenn wir über irgend eine Ansicht zur Ueberzeugung gelangt waren, so freuten wir uns dieser neuen Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen und der Harmonie unsrer Empfindungen. Nicht in diesem Geiste kann ich sprechen, wenn ich die Wisersche Schrift beleuchten soll, wozu Sie mich auffordern. Hier steht die Meinung der Meinung schroff entgegen, und weniger mit Gründen der Sache ist die meinige angefochten, als vielmehr dieselbe aus vorgefaßter Meinung verworfen und verdammt worden ist. Fürchten Sie indessen nicht, daß meine Antwort in demselben Tone abgefaßt seyn werde. Sie wissen zwar, daß ich meinem Satyr sonst auch wohl seinen kleinen Muthwillen gestatte. Aber wenn man auf eine nicht ganz artige, oder wenigstens geistreiche Weise angegriffen worden ist; so muß man um so vorsichtiger in sei-

nen Antworten seyn, damit nicht aus dem Streite ein unanständiges Gezänke oder ein Witzspiel werde, über welches die Sache aus dem Auge verloren wird. Mehr als ein gelehrter Streit ist blos darum unausgefochten geblieben, weil beide Theile darauf ausgegangen sind, die von dem andern gegebenen Blößen aufzudecken, wenn auch solche der Sache selbst nichts angingen, und sich einander an Witz und Spott zu überbieten. Mir aber ist es um die Sache zu thun; und eben darum werde ich Alles zu vermeiden suchen, was mich von dieser entfernt. Nur glauben Sie nicht gleich, wenn Sie dann und wann etwas wirklich Lächerliches finden werden, daß ich meinem Vorsatze untreu geworden sey. Es kommen allerdings einige Behauptungen in der vorliegenden Schrift vor, bei denen es nicht möglich ist, sie treulich anzuführen, ohne dabei das Ansehn der Satyre zu gewinnen. Wenn Sie aber das Buch zur Hand nehmen; so werden Sie finden, daß die Satyre nicht mein Werk, sondern von den angeführten Stellen nicht zu trennen ist.

Mich auf die Schrift aufmerksam gemacht zu haben, dies Verdienst muß ich Ihnen absprechen. Ich lese durchaus alle Kritiken meiner Schriften, so wie ich davon nur Kenntniß erlange; und notire es mir sogleich am gehörigen Orte, wenn ich dadurch auf Berichtigungen und Verbesserungen ge-

führt werde. Da der Titel der Wiserschen Schrift sich so bestimmt als meinen Gegner ausspricht; so hatte ich große Eile, mich in ihren Besitz zu setzen, hatte sie schon studirt und — — bei Seite gelegt, ohne Gelegenheit gefunden zu haben, mir etwas daraus anzumerken, als ich Ihren Brief erhielt, der mich bestimmte, sie wieder vorzunehmen. Denn so, wie Sie, möchten wohl noch sehr Viele darüber urtheilen. Sie finden selbst, daß Hr. Wiser mich wohl wenig verstanden haben möchte, und daß er an mehrern Orten mich ganz offenbar mißverstanden habe; es sind Ihnen die mehrfachen Widersprüche desselben aufgefallen; Sie haben eine zusammenhängende Widerlegung der Grundsätze, aus denen meine Ansichten über den Zustand jenseits des Grabes hervorgegangen sind, vermißt, und statt deren einzelne Angriffe auf die Folgerungen selbst gefunden, durch welche die Sache nicht ausgemacht werden kann. Aber bei alle dem haben Sie doch verschiedene Stellen sehr angesprochen; es scheint Ihnen, daß wenn Hr. Wiser auch mit philosophischen Gründen wenig ausgerichtet habe, doch der Ausspruch der Religion ganz auf seiner Seite sey; und daß zum wenigsten, wenn man doch zu keiner Gewißheit über die Beschaffenheit des künftigen Lebens kommen könne, unstreitig das Beste sey, sich an diejenige Muthmaßung zu halten, welche die

meiste Beruhigung und beseligenden Vorgenuß gewährt. Das heißt denn doch, aus dem Munde einer liebenden und geliebten Gattin, gewiß nichts anders, als: wie Hr. Wiser mir die Art unsrer Fortdauer geschildert hat, das spricht mein Herz weit mehr an, und ich finde es viel freundlicher, als ihre Beschreibung, mein lieber Grävell; darum wünschte ich, darüber noch mehr Zuversicht zu bekommen, daß die Zweifel, die sie einmal bei mir aufgeregt haben, ganz gehoben würden; deshalb frage ich Sie auf ihr Gewissen, ob nicht auch Sie in der Wiserschen Schrift Gründe gefunden haben, ihre Ansicht zu ändern und uns die Erfüllung eines Wunsches zuzusichern, der so menschlich und so lieblich ist?

Ich antworte Ihnen, ohne Umschweife und ohne Hinterhalt, Nein! damit Sie im Voraus wissen, woran Sie mit mir sind, und damit Sie alle Ihre Aufmerksamkeit zusammennehmen, um Alles zu prüfen, was ich Ihnen darüber schreiben werde. Denn ich bin weit entfernt, Sie bereden zu wollen; ich gehe nicht einmal darauf aus, meine Ansicht zu der Ihrigen zu machen; sondern ich werde nur diejenigen Gründe, aus welchen ich meiner Seits mich überzeugt halte, daß in der Wiserschen Schrift zu meiner Widerlegung gar nichts steht, offenlegen, und Ihnen überlassen, welchen Schluß Sie daraus ziehen

können oder müssen. Darum werde ich vermeiden, was irgend zu einer Art von Ueberredung dienen könnte; selbst den Anschein der Gelehrsamkeit. Denn keine menschliche Autorität kann hier ohnehin etwas entscheiden, weder für noch wider eine Meinung. Dagegen aber bitte ich Sie um die Erlaubniß, diese Briefe an Sie zugleich dem Publicum widmen zu dürfen. Denn gewiß stimmt noch so manche Seele mit Ihnen überein, und kehrt nach und nach zurück zu einer Meinung, deren Unerwiesenheit man zwar zugibt, die doch aber immer noch der entgegenstehenden das Feld streitig macht, und für welche das Herz lebhaft Partei nimmt. Aber gerade die Wisersche Schrift hat mich noch mehr, als vorher, davon überzeugt, wie verderblich jene Meinung ist, weshalb ich es für Pflicht halte, dagegen öffentlich zu reden, nicht diejenigen verdammend, welche aus Gründen meiner Meinung nicht beitreten, aber diejenigen tadelnd, welche sich nicht die Mühe nehmen, bei einer so ernsten Sache diese Gründe recht streng zu prüfen, und meiner Seits die, der meinigen entgegenstehende, Ansicht verwerfend.

Sonderbar genug ist weit und breit, mündlich und schriftlich, verbreitet worden, daß ich das Wiedersehen nach dem Tode leugnete und bestritten hätte. Und doch ist Niemand, der fester daran glaubt, und sogar vermeint, dessen Gewißheit er-

wiesen zu haben, als eben ich. Sie dürften nur, meine liebe Emilie, das Stammbuchblatt, das ich Ihnen während des Feldzuges schrieb, der Welt vorlegen, um zu beurkunden, wie zuverlässig mir eine Wiedervereinigung der Liebenden in Elysium ist. Auch Hr. Wiser, oder wie ich ihn von jetzt an lieber nennen will, um allen persönlichen Beziehungen aus dem Wege zu gehen, der Verfasser erkennt zwar an, daß ich ein Wiedersehen behaupte; aber es ist ihm mit demselben wenig gedient, einmal weil ich die Wiedererkennung auf Aeonen von Jahren hinausgeschoben, und sodann weil ich versichert habe, daß alsdann die irdischen Gefühle dabei nicht mehr empfunden, und keine schnelleren Fibrationen der Herzmuskeln dadurch erregt werden. Dies letztere wäre nun zwar sehr einfach darzuthun. Denn da der Verf. zugibt, daß das Fleisch und der Bauch im Grabe verwese; so wird er wohl auch das Herz zu Staub werden lassen müssen, so daß von Fibrationen des Herzens und von deren Empfindung in jenem Leben nicht weiter die Rede seyn kann. Die Gefühle, die wir dort haben werden, müssen daher wohl unvermeidlich in ihrer äußeren Beschaffenheit und in Ansehung desjenigen Bestandtheiles, welchen die Sinnlichkeit daran hat, von ganz andrer Natur seyn, als hienieden. Um jedem Mißverstande vorzubeugen, bevorworte ich, daß das Wort: Sinn-

lichkeit, nicht in seiner gröbsten Bedeutung genommen werden muß; sondern es bezeichnet überhaupt das Vermögen der Seele, die Eindrücke des Körpers auf sie und dessen Zustände wahrzunehmen, und dadurch zu Neigungen, Begierden und Leidenschaften vermocht zu werden, also mit einem Worte, die Anlage zur Wechselwirkung zwischen Leib und Seele. Was aber in unseren Gefühlen unabhängig von körperlichen Zuständen ist, der innere geistige Bestandtheil derselben, das ist ihr Eigenthum, und die Macht des Todes hat darüber keine Gewalt. Mehr hievon späterhin, wo ich mich mit diesem Gegenstande ausführlicher beschäftigen werde. Für jetzt eile ich den Verf. zu trösten, der darüber höchst betrübt ist, daß der arme Adam, der nun schon 5000 Jahre im Grabe liegt, wenn man auch Aeonen von Jahren nur einer Million gleich stellen wollte, noch 995,000 Jahre warten soll, bevor er seine Eva wieder umarmen wird. Das Exempel ist ganz unrichtig, denn es ist ja dabei die Zeit von jetzt an bis zum jüngsten Tage völlig in der Rechnung vergessen worden. Da nun ich so wenig, wie der Verf., darüber einige Nachricht habe, wie lange es noch dauern möchte, bis die Posaune des Weltgerichts ertönen wird; so werden wir uns an die Versicherung der Physiker halten müssen, daß die Erde ihrer physischen Beschaffenheit nach, noch

einer sehr langen Dauer entgegen sehe. Es ist daher fast zu fürchten, daß bis dahin die Liebe des Adam sowohl, als der Eva, gar sehr erkaltet seyn möchte, da sie ganz von derselben Natur fortdauern soll, wie die Liebe auf dieser Welt ist, und die Beispiele gar selten sind, daß irdische Liebe nach erfolgter Trennung nur ein Jahrzehend ausdauert. Sie drohen mir mit dem Finger? Gewiß, liebe Emilie, es war nicht meine Absicht, zu spotten, sondern nur augenscheinlich zu machen, wie unendlich leicht es ist, übersinnliche Dinge ins Lächerliche zu ziehen, wenn man sie als sinnliche Gegenstände behandelt. Mein Gegner hat diese Art mehr als einmal beliebt; es möge aber dieses einzige Beispiel genügen, ihm begreiflich zu machen, daß man sich immer selbst die Grube gräbt, in die man Andre stoßen will, und daß man weder des Gegners Aeußerungen verdrehen, noch ihnen eine Nebenbedeutung unterlegen darf, wenn man nicht gerechter Züchtigung entgegen gehen will.

Ernstlich gesprochen, hat der Ausdruck Aeonen von Jahren, das heißt eine lange Zeit, nur für unsre irdische Vorstellungsart etwas Furchtbares, weil wir nur mit der Zeit messen können, die wir hier kennen. Diese Zeit aber ist selbst nur die geistige Vorstellung eines sinnlichen Verhältnisses, mit-

hin etwas durch die Sinnlichkeit Bedingtes. Auf anderen Welten gibt es andere Zeiten, und was für uns Aeonen von Jahren sind, kann für einen Engel in verklärtem Leibe ein Tag seyn. Indessen habe ich allerdings zu erkennen geben wollen, indem ich jenen unbestimmten Ausdruck wählte, daß der Zeitpunct der Wiedererkennung nicht so nahe liegen könne, als man gewöhnlich meint, daß er nicht unmittelbar nach dem Tode eintreten könne, sondern daß er die Frucht und der Gewinn einer höheren Ausbildung und Vervollkommnung seyn werde, zu welcher die Abgeschiedenen nur erst nach und nach, der eine später, der andre früher, auf dem Wege ihrer Vollendung zu gelangen vermögen. Mit keinem Worte habe ich angedeutet, daß dieses Licht der Erkenntniß des Vergangenen und der unveränderlichen Erinnerung desselben auf einmal uns zu Theil werden werde. In meinem Systeme gibt es überhaupt kein Plötzlich, kein von außen Gegebenes; sondern Alles muß sich nach und nach, kraft der vom Schöpfer verliehenen inneren Kräfte, und nach den Gesetzen ihrer Thätigkeit, von selbst entwickeln und hervorarbeiten. Unsre Seele besitzt hier nicht das Vermögen, sich alles dessen zu erinnern, was sie erlebt hat. Sie vergißt in kurzer Zeit viel und sehr wichtige Dinge. Wie mancher theure Freund, wie mancher zärtlich Geliebte hat nach

wenig Jahren eine kalte Aufnahme gefunden, wenn er nicht gar erst seinen Namen nennen oder erzählen mußte, woher sich die Bekanntschaft schreibe. Woher soll denn nun, wenn man nicht zu einem unnatürlichen Sprunge seine Zuflucht nehmen will, die Seele im Tode mit einem Male die Kraft bekommen, in ihrem Gedächtnisse Alles fest zu halten? Durch sich selbst nicht, denn das könnte nur durch Uebung der Kraft geschehen, die in der Todesstunde schwerlich Statt finden möchte. Durch Gottes Gnade? Der Gott, den ich verehre, ist ein größerer und weiserer Gott, als daß ich von ihm glauben könnte, daß seine Schöpfung aller Augenblicke seiner Nachhülfe bedürfe, und daß ohne Wunder sein unendlicher Plan nicht zu vollbringen sey. Daher halte ich mich nur an das Gesetz der Stetigkeit, und nur was nach diesem geschehen kann und geschehen muß, halte ich für möglich und baue darauf. Wenn also die Seele übergeht in jenes Leben mit den Anlagen und Kräften, die sie hier zur Zeit des Ablebens besaß, welche Bürgschaft haben wir, daß die Unsrigen, die uns lange vorangegangen sind, uns noch erkennen werden? Ueberdem setzt jedes Wiedererkennen voraus, einmal, daß dem Gedächtnisse diejenigen Merkmale, aus welchen eine Vorstellung zusammengesetzt ist, wieder vorgehalten werden, und zweitens, daß dasselbe sich bewußt sey,

aus eben diesen Merkmalen schon früher dieselbe Vorstellung aufgefaßt zu haben. Gesetzt, ich gebe Ihnen Letzteres zu; wie aber soll das Erstere geschehen? Gegenstände außer sich sind nur an äußeren Merkmalen zu erkennen. Ein Mensch mit ganz veränderter Gestalt, mit einem veränderten Leibe, welche Erkennungszeichen kann er noch an sich tragen, an welche die Erinnerung geknüpft wäre? Wird die Mutter schon auf dieser Erde den erwachsenen Sohn erkennen, den der geschiedene Gatte in zarter Jugend mit sich nahm? Und doch ist hier der nämliche Leib, nur dessen äußere Gestalt verändert. Wenn aber dieser Leib in Staub aufgelöset ist, und die Seele einen neuen Leib angezogen hat, welche Verschiedenheit muß erst dann obwalten, und wie gering die Wahrscheinlichkeit der Möglichkeit einer Wiedererkennung durch den Sinn werden! Möge der verklärte Leib immerhin eine Nachbildung des gegenwärtigen seyn, woran doch schon aus Billigkeit gegen die große Menge derer zu zweifeln ist, welche durch Krankheit, oder Verwahrlosung, oder Zufall entstellt worden sind; möge auch dort der Sinn in eben dem Grade schärfer werden, als der Leib feiner ist, was auch noch nicht ausgemacht ist, da wir vielmehr auf dieser Erde gewahr werden, daß die Schärfe der Sinne mit der Größe der oberen Seelenkräfte bei ganzen Nationen im umgekehrten

Verhältnisse zu stehen pflegt; möge durch beides die Möglichkeit gegeben seyn, Aehnlichkeiten zu entdecken: so müssen doch zu gleicher Zeit, bei der gänzlichen Veränderung der Körper, so viele neue Merkmale in den Sinn fallen, welche vorher mit der Vorstellung von denselben Menschen nicht verbunden waren, daß eben darin die Unmöglichkeit der Erneuerung der alten Vorstellung von demselben Gegenstande enthalten ist. Nur eine entfernte Aehnlichkeit könnte allenfalls wahrgenommen und benutzt werden, um durch Nachfrage zur Gewißheit der Identität der Personen zu gelangen. Nicht zu gedenken, daß, wenn die Fortdauer der Familienbande zur ewigen Glückseligkeit gehörte, alle diejenigen in Ewigkeit zu beklagen seyn würden, denen die Ihrigen entrissen worden sind, ohne sie zu kennen, oder denen das Schicksal oder ihr Beruf es versagt hat, ein holdes Weib zu erringen oder sich an den Busen eines geliebten Mannes zu schmiegen; denken Sie Sich einmal Ihren Mann entkörpert, oder in einem ganz andern Körper, und dann fragen Sie Sich, ob Sie beim Wiedersehn ihn als den nämlichen Sich vorstellen, ihm mit demselben Gefühle entgegen kommen würden, als jetzt? Der Verf. wird vielleicht Ja antworten, weil körperliche Veränderungen ohne Aufhebung des Wesens des Körpers vor sich gehen können. Er erinnert uns,

daß nach der Behauptung einiger Physiker, der ganze Leib durch Ausleerungen und Nahrung in nicht mehr als sieben Jahren ganz regenerirt seyn soll; daß man ein Bein, eine Nase, ein Auge verlieren könne, ohne daß darum der Leib aufhöre, ein menschlicher Körper zu seyn und als solcher vorgestellt zu werden. Gewiß! aber eine Nase und ein Bein sind auch keine nothwendigen, sondern nur gewöhnliche Merkmale in der Vorstellung von einem menschlichen Körper; es kann deren auch ohne Nase und ohne Füße geben. Aber ein menschlicher Körper ohne Fleisch und Bein? Davon ist doch hier nur die Rede. Von einem solchen Leibe hat kein Mensch eine Vorstellung und kann keine haben; mithin ist es ganz unmöglich, wenn wir eine solche Vorstellung empfangen werden, dabei die Erinnerung haben zu können, daß der vorgestellte Gegenstand der nämliche sey, den wir schon im irdischen Leben mit Fleisch und Bein gekannt haben. Denn Veränderungen, die nicht das Wesentliche einer Vorstellung betreffen, hindern natürlich nicht die Erkennung der Identität des vorgestellten Gegenstandes; aber eine Veränderung der wesentlichen Merkmale in dem Begriffe ändert eben so natürlich auch die Vorstellung selbst. Eben darum kann der Mensch ungeachtet der ununterbrochenen Veränderungen in seinem Körper, welche der stete Fortgang der Absonderung und

der Assimilation zu Wege bringt, sich doch seinen Körper zu jeder Zeit als den nämlichen vorstellen; ja er vermag nicht einmal eine andre Vorstellung zu haben. In welchem Zeitpuncte der Mensch auch seinen Körper betrachten möge, immer sind die in diesem Zeitpuncte vorgehenden Veränderungen für das Ganze so unbedeutend und unwesentlich, daß sie gar nicht einmal bemerkt werden können. Und da jede menschliche Vorstellung in die Zeit eintreten muß, so möge er in den sieben Jahren, binnen welchen der Körper ganz erneuert werden soll, sich so oft selbst betrachten, als er will; er findet immer die nämliche organische Maschine, selbstthätig, um abzusondern und anzusetzen. Aber man nehme aus diesem Instrumente eins dieser Organe hinweg, die zum Lebensproceß erforderlich sind, oder die bewegende Kraft, die das Ganze belebt; sogleich ändert sich die Vorstellung von dem Gegenstande. Aus dem menschlichen Körper wird ein menschlicher Leichnam. Das Merkmal der ununterbrochenen, aber regelmäßigen und darum unbemerkbaren Veränderung der Bestandtheile des Leibes gehört so sehr zum Wesen des Begriffes von demselben, daß der Mensch, sobald er es vermag, diese Vorstellung mit Klarheit zu denken, gar nicht mehr im Stande ist, den Leib als etwas Bleibendes und Festes, sondern nur als etwas ununterbrochen sich Verändern-

des zu denken, dessen Umgestaltung aber nach einer bestimmten Form und Gesetzen geschieht, denen zufolge alles neu Hinzukommende die Stelle des Abgesonderten ersetzt. Wo dieses letztere Gesetz, mit seiner Wirkung, nicht herrscht, da erst wird die Umgestaltung bemerkt, und nach derselben auch die Vorstellung von dem Veränderten umgewandelt. Wo dieses Gesetz und dessen Wirksamkeit ganz aufhört, da hört auch die Vorstellung von dem Gegenstande auf, der ohnedem nicht als vorhanden gedacht werden kann. Ein neuer Leib mit einem ganz anderen Organismus, mit einer anderen inneren und äußeren Form, kann unmöglich als derselbe Leib gedacht werden, dessen Organisation und Form das Wesen der Vorstellung ausmachen, die davon existirt. Wie also soll ein Wiedererkennen an diesem neuen Leibe und vermittelst desselben möglich seyn?

Hier kommt uns der Verf. zu Hülfe, indem er uns die Versicherung gibt, daß der neue Leib, genau besehen, der alte irdische sey, welcher nur die groben zufälligen Bestandtheile abgelegt und ausgeschieden habe, seinem eigentlichen Wesen nach aber mit hinüber wandere ins gelobte Land. Es ist nur zu beklagen, daß ein Körper überhaupt kein Wesen haben kann, und daß dieser Versicherung eine gar große Verwechselung zum Grunde liegt. Der Mensch kann sich nämlich auch von unwesent-

lichen Dingen, von Gegenständen Vorstellungen machen, welche blos Eigenschaften oder Verhältnisse andrer Dinge ausdrücken, wie dies bei allen Bei- und Fürwörtern der Fall ist, aus denen durch Abstraction demnächst auch Hauptwörter gemacht werden können. Da nun jeder Begriff nur dadurch möglich wird, daß gewisse Merkmale entweder ihm ganz eigenthümlich, oder doch in einer eigenthümlichen Verbindung, zugeschrieben werden, wodurch eben dieser Begriff sich von allen andern unterscheidet; so muß jeder Begriff sein eignes Wesen haben. Allein aus diesem Wesen der Vorstellung, der Form des Gedankens, folgt nicht auf das allerentfernteste, daß auch das Vorgestellte etwas Wesentliches seyn, daß das Gedachte ein materielles Wesen besitzen müsse. Wenn man von dem Wesen eines Körpers redet, so kann man vernünftigerweise immer nur die wesentlichen Merkmale des Begriffes davon meinen; denn die Körper selbst sind keine Wesen und können es ihrer Natur nach nie seyn. Dies ist im 5ten Capitel des Menschen, wie ich hoffe, sattsam erwiesen; und da weder Sie, noch der Verf. dagegen eine Ausstellung gemacht haben, so werde ich mich einer Wiederholung dieses Beweises überheben können. Alle Körper sind nichts, als Formen der Zusammenwirkung mehrerer Kräfte, Verhältnisse der Beschränkung und Begrenzung unendlicher Kräfte

durch andere Kräfte; aber nichts für sich Bestehendes. Ihr Wesen besteht lediglich in dieser inneren Form, in dem Verhältnisse und der Verbindung der wirkenden Kräfte, wovon die Erscheinung eine natürliche Folge ist. Eine Veränderung in dieser inneren Form schafft das ganze Wesen des Körpers um. Unstreitig werden manche von den Kräften, durch deren Mitwirkung unser irdischer Leib hervorgebracht wurde, die treuen Begleiter unsers Geistes auch jenseit des Grabes seyn. Aber indem sie sich losreißen von denjenigen Kräften, durch deren Mitwirkung der Leib entstand, und indem sie sich mit andern Kräften vereinigen werden, um einen neuen Leib zu Stande zu bringen, oder indem sie dieses für sich allein bewerkstelligen; treten sie in ein ganz verschiedenes Verhältniß, schaffen mithin einen wesentlich verschiedenen Körper, dessen Vorstellung mit der des im Grabe liegenden Leibes nie als einerlei gedacht werden kann.

Ich sehe Sie ängstlich werden. Auf diese Weise wäre ja gar kein Wiedererkennen je möglich, rufen Sie; ewig verschieden muß ja hiernach die Vorstellung von den Menschen auf dieser Erde, von den Wesen seyn, die sie in Verbindung mit einem neuen Leibe seyn werden! Nein, meine Freundin, wir werden uns wieder finden; aber auf einem andern Wege. Nicht auf dem körperlichen, nicht vermittelst

des Sinnes und sinnlicher Wahrnehmung, sondern in geistiger Erkenntniß. Wäre der Leib ein wesentlicher Bestandtheil des Menschen, wäre die Erkennung nur allein durch den Sinn möglich; so müßten wir auf ewig Abschied von einander nehmen, wenn dieser Leib den Würmern Preis gegeben wird. Aber das Wesen des Menschen ist sein Geist; unveränderlich und unabhängig von der körperlichen Bekleidung ist dieser eigentliche Mensch; und ein geistiges, ein Seelenauge besitzt dieser Geist, das zwar hier auf dieser Erde nur noch blinzt, wie die Kinder thun, wenn ihnen das Licht in die Augen scheint, aber gestärkt und geübt werden, und einst durch alle Hüllen den Freund wieder erkennen wird, mit dem schon hier in süßer Sympathie wir verschmolzen waren. Wie das? — Künftig mehr davon!

Zweiter Brief.

Es ist noch die Frage, ob Sie, meine theure Freundin, oder ich, die Wisersche Schrift mit mehr Eifer und Bereitwilligkeit, Sich belehren zu lassen, in die Hand genommen haben. Weit entfernt, meine Meinung für ein Evangelium zu halten, bleibe ich dabei nur, so lange die Gründe vorhalten, aus welchen sie hervorgegangen ist, und finde keine Schande darin, zu bekennen, daß ich eines Besseren überzeugt worden bin. Denn das Irren ist menschlich; aber im Irrthum beharren, ist unmenschlich. Wäre mir gezeigt worden, wie, ohne unsere Bestimmung und den Gang unserer Ausbildung, oder die Weisheit Gottes in der Stetigkeit seiner Naturgesetze, zu verleugnen, auch nur eine Möglichkeit abzusehen sey, zur Fortdauer unserer irdischen Verbindungen in jenem Leben, wie dankbar hätte ich diesen Lichtfunken betrachten und weiter verfolgen wollen. Ich

habe dort Niemanden zu scheuen; aber theure, unendlich theure Menschen sind mir vorangegangen ins bessere Leben. Als meine Mutter starb, war ich zwar nur sechs Jahre alt; aber unvergeßlich ist mir ihr Andenken. So lange ihr Leichnam über der Erde stand, habe ich unverrückt bei demselben gesessen, um die Fliegen davon zu verjagen. Eine Stunde vor der Beerdigung trat mein Vater mit meinem jüngeren Bruder in das Zimmer, kniete nieder an dem Sarge und wir mit ihm, und betete zu Gott, daß die Tugenden der Mutter auf uns vererben möchten, damit wir dereinst wieder mit ihr vereiniget, ihre Freude werden und ihrer Liebe werth seyn möchten. Die Schule, die ich besuchte, lag an dem Kirchhofe, und ich hatte bemerkt, daß alle Morgen um 9 Uhr die Kirche göffnet wurde, ohne daß in derselben Gottesdienst war. Kein Tag verging, daß ich mich nicht in die Kirche geschlichen und knieend auf dem Grabe meiner Mutter das Gebet meines Vaters wiederholt hätte. Nach einigen Wochen hatte man mich vermißt, meinen Gang entdeckt und überraschte mich. Ungeachtet des Lobes, welches ich erhielt, bin ich seit dem Tage nicht wieder auf das Grab gegangen, um zu beten; es war mir entheiliget worden, da Menschen den stillen Drang eines kindlichen Herzens beschaut hatten. Mein Vater überlebte seine Gattin nicht lange.

Nach neun Monaten schon entriß ihn die Sehnsucht nach der Vereinigung mit ihr zwei unerzogenen Waisen. So theuer ist mir das Andenken dieses Vaters, daß jedes Blättchen von seiner Hand, ein messingnes Pettschaft von ihm, meine theuersten Schätze sind, und mein höchster Stolz von Jugend auf darin bestanden hat, ihm ähnlich zu seyn. Eine Großmutter nahm die Waisen zu sich. Fast nie in meinem Leben habe ich gefunden, daß ein Mensch ohne allen äußeren Vorschub und Einfluß, eine so allgemeine Verehrung genossen hätte, als diese Frau in ihrem Wohnorte erhielt. Sie werden davon gehört haben; hören Sie jetzt auch nur einen Beweis ihrer Liebe zu uns. Schon seit mehrern Jahren hatte sie auf Geheiß ihres Arztes bei Tische ein paar Gläser guten Rheinwein trinken müssen, und die üblen Folgen der Unterlassung zeigten sich jedesmal sehr schnell. Um meinen Bruder und mich in den Pensionsanstalten unterhalten zu können, in die sie uns gebracht hatte, entzog sie sich den Wein mit vielem Ungemach, und trank ihn nur dann, wenn wir bei ihr zum Besuche waren, damit wir das Opfer nicht gewahr werden sollten. Ich habe diesen schönen Zug erst nach ihrem Tode erfahren, und ihr nie, mit Wort oder That, danken können. O wie gern möchte ich noch diese liebevolle Hand küssen und ihr vergelten! — —

Als mein Erstgeborner starb, da war ich meiner kaum mehr mächtig. Die Hoffnung des nahen Wiedersehns, die ich damals noch nährte, war mir kein Ersatz für die Trennung, die nur zu gewiß war. So eifersüchtig war ich auf seinen Leichnam, daß ich denselben in mein Zimmer verschloß, wenn ich nicht selbst dabei verweilte, sondern in die freie Natur ging, um der gepreßten Brust Luft zu verschaffen. Noch jetzt, nach zwölf Jahren, treten bei dem Anblicke seines freundlichen Bildes nicht selten Thränen der Wehmuth über unsre Trennung mir in das Auge. Vier andre jüngere Geschwister sind ihm schon nachgefolgt, die alle in meinem Herzen ihren Platz behalten haben. Eine theure Jugendfreundin, zu der ich durch inniges Vertrauen ganz in dem Verhältnisse eines Bruders gelebt, aber sie seit ihrer Verheirathung vermieden habe, weil ihr Mann Unruhe darüber zeigte, nicht allein von ihr geliebt zu seyn, und weil mir ihr häusliches Glück lieber war, als der Genuß ihres Umganges, würde mir gewiß gern bis an Plutons Thron entgegen kommen, wenn sie meine Ankunft in Elysium gewahr werden könnte. Meine andren Herzensfreunde und Freundinnen, mein einziger Bruder, mein braves Weib und drei herrliche Kinder weilen mit mir noch auf der Erde. Wenn eins von diesen, oder ich selbst der Natur das letzte Opfer in dieser Welt

bringen wird, dann würde der Gedanke: ich gehe nur voran, die Wohnung zu bereiten, die uns bald wieder Alle mit einander vereinigen wird, und wo wir unsre schöne Verbindung fortsetzen werden, das Scheiden gar sehr erleichtern, und in süße Ahnungen den Stachel des Todes einwickeln. Meinen Sie wohl, meine Freundin, ich sey mir selbst gram genug, mich dieser Hoffnung, dieses Trostes zu berauben, dessen ganze Stärke mein Herz fühlt? Sie, die Sie mich kennen und wissen, wie fest das, was ich liebe, mit meinem Herzen verwächst, Sie vermögen die Anstrengung zu würdigen, die es mich kostet, den Traum dieser lieblichen Hoffnungen als Traum anzuerkennen. Sie können daher wohl glauben, daß es dem Verf. keine große Mühe gemacht haben würde, mich zu überreden, und zu seiner Meinung herüberzuziehen, die in meinem Herzen einen so lauten Fürsprecher hat, als bei irgend einem Herzen. Aber nicht Alles, was das Herz wünscht, soll der vernünftige Mensch begehren! Darum ist ihm die Vernunft gegeben, daß sie die Wächterin sey gegen die Verführung des Sinnes und der Phantasie. Und wenn es auch schmerzt; so muß doch der Mensch sich losreißen von dem Irrwahn, sobald er ihn erkennt, und sich versagen die Gelüste seiner Sehnsucht, sobald sie der Wahrheit und seiner höheren Bestimmung widerstreben.

Es ist einer der gefährlichsten Gedanken, wenn der Verf. vorgibt, daß selbst die trügerischen Einbildungen über das künftige Leben vortheilhaft gewesen sind und seyn können. Nur für irdische Zwecke kann ein Wahn oder Betrug Vortheil bringen. Die Menschen sind aber nicht in die Welt gesetzt, um für irdische Zwecke Wahrheit und Tugend zu verleugnen; und diese können nie durch Trug gewinnen. Es kann eine schon vorhandene Täuschung ohne Sünde zu einem guten Zwecke benutzt werden; aber es ist allemal Sünde, eine Täuschung hervorzubringen oder zu bestärken, bei sich selbst und bei Andern. Wenn Leonidas zu seinen Spartanern, die im Orcus ihre Mahlzeiten zu halten glaubten, sagt: Freunde, wir werden heute noch dort zusammen speisen; so sprach er, wie er kaum anders sprechen konnte. Würde seine Rede für die Nachwelt und für seine Kampfgenossen denselben Werth gehabt haben, wenn er zu ihnen gesagt hätte: diejenigen sind Thoren, die da meinen, des Menschen Bestimmung ist, zu wachsen, in Weisheit und Tugend, und eben darum jede Pflicht mit Selbstverleugnung zu erfüllen, um sich dadurch hienieden fähig zu machen, in jenem Leben eine höhere Stufe zu erklimmen. Dort wird es seyn, wie hier! Darum büßen wir nichts ein, wenn wir auch heute insgesammt erschlagen werden; wir werden doch

heut Abend im Orcus unsre Mahlzeit zusammen halten.

Einer Täuschung, so lieblich sie sey, mag ich mich nie, am wenigsten bei Dingen hingeben, die mit meiner Religion in der unzertrennlichsten Verbindung stehen. Weil ich aber nur allzubald fand, daß ich mich selbst täuschen müßte, wenn ich mich bei dem beruhigen wollte, was der Verf. angeführt hat; so habe ich mich der Mühe nicht überheben können, sowohl seine als meine Gründe ernstlich und strenge zu prüfen, und hierbei bin ich denn allerdings dahin gekommen, befestigt zu werden in dem, was mir bisher für Wahrheit gegolten hat.

Gleich in der Buchhandlung, in der ich die Wisersche Schrift in die Hand bekam, machte dieselbe auf mich einen überaus guten Eindruck, theils weil ich beim Durchblättern den Ossian so oft angezogen fand, der auch unter allen Dichtern meine Empfindung am meisten anspricht, wenn schon meine Philosophie ein wenig von der des alten Galen abweicht; theils weil ich auf den ersten Seiten ein ganz haltbares Raisonnement fand, obgleich ich meine Bedenken dabei hatte, daß der Verf. die Gewißheit der Unsterblichkeit des neuen Leibes, so wie den Uebergang gewisser Bestandtheile unsres jetzigen Leibes in jenes Leben, postulirt. Ich

dachte, daß wenn auch solche im Eingange blos vorausgesetzt wären, der Beweis dafür schon folgen werde. Beim weiteren Fortlesen aber fand sich, daß dieser Beweis gar nicht geführt worden war, sondern daß der Verf. sich vielmehr immer tiefer in die Folgerungen aus unerwiesenen und unerweislichen Vordersätzen verloren hat. Es ist deshalb mein erstes Geschäft gewesen, Wahrheit und Trug von einander zu sondern, um genau festzustellen, worin ich mit dem Verf. übereinstimme, und worin ich ihm widerspreche.

„Ich sehe nicht ein," sagt der Verf., „daß es unvernünftig sey, von unserem Schicksale nach dem Tode soviel zu wissen zu verlangen, als wir durch Vergleichung beider Leben mit moralischer Gewißheit einzusehen im Stande sind. Die Frage darnach, was die Seele in jenem Leben mache? drängt sich ganz von selbst auf, sobald man von einer Fortdauer derselben nach dem Tode überzeugt ist. Sey es, daß zwischen beiden Leben für Fleisch und Blut eine eiserne Wand stehe; für den Geist kann sie nicht undurchdringlich seyn. Denn er ist in seiner eignen Sphäre, wenn er von den Ursachen auf die Wirkungen schließt, und in der Erkenntniß dieser die Ahnung der Zukunft erfaßt. Das Vorgefühl des künftigen Zustandes kann für uns von großem praktischem Werthe seyn, uns zur Warnung die-

nen, in diesem Leben nichts zu thun, wovon wir in jenem Leben Schaden haben würden, und zur Ermunterung, hier so zu leben, daß diese Pilgerschaft die beste Vorbereitung für die Ewigkeit sey. Denn, wie in der physischen Natur Alles nach bestimmten Gesetzen und nach dem Gehalte der inneren Kräfte, aus dem Bestehenden das Werdende, hervorgeht; so muß auch in der moralischen Welt Alles nach unwandelbaren Gesetzen in einem nothwendigen Zusammenhange stehen. Es kann kein Sprung Statt finden, noch viel weniger ein Contrast zwischen dem irdischen und himmlischen Leben. Das erstere ist der Anfang des letzteren, und dieses bedingt durch jenes. Jenes Leben kann nur die weitere Ausbildung nach dem Grade der Empfänglichkeit, die wir mit hinüber bringen, zum Vorwurfe haben. Das Leben des Menschen ist ein Ganzes, von welchem unser Wandel auf der Erde nur ein Theil ist. Es muß also dort der nämliche Gang der Ausbildung Statt finden wie hier bei der Vorbildung. Der Tod ist kein Aufhören des Lebens, sondern ein Stillestand der organischen Verrichtungen unsres Körpers, welchem dessen Auflösung folgt. Die denkende Seele aber, indem sie den unbrauchbar gewordenen Leib verläßt, geht ein zu einem neuen Leben, in welchem sie neue Bildung und neue Vollkommenheiten anzunehmen berufen ist.

Dieser Uebergang kann in dem Wesen des Menschen nichts ändern; es ist das nämliche denkende Wesen, welches fortdauert. Dasselbe Wesen, welches sich hier als ein Ich begriffen hat, lebt immer fort, und rückt nur vorwärts in seiner Vervollkommnung, wie es darin schon hier Fortschritte gemacht hat. Die Mittel der Uebung machen nicht das Wesen derselben aus. Wie verschieden daher auch künftig die Gegenstände und die Verhältnisse seyn mögen, an denen und durch welche die Seligen auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit sich aufschwingen, immer muß diese selbst eine Fortsetzung der schon erworbenen seyn. So wie auf dieser Welt dasjenige, was ein jeder Mensch ist, das Ergebniß der Zusammenwirkung seiner individuellen Anlagen und derjenigen Umstände ist, in welche ihn die Vorsehung gesetzt hat; so werden die letzteren ihm auch dort von Gott zugetheilt werden, wie es dessen Weisheit für gut erkannt hat. Die Anlagen, Fertigkeiten und persönlichen Kräfte aber muß ein Jeder mit hinüber bringen aus diesem Leben. Sein persönlicher Werth kann dort kein andrer seyn, als der, mit welchem er eingeht in das neue Leben. Er fängt dort eben da an, wo er hier aufgehört hat. Dieselbe Verschiedenheit der Fähigkeiten und Kräfte der Einzelnen, welche wir auf der Welt finden, wird deshalb auch in jenem

Leben wieder sichtbar seyn, und in einem noch höheren Grade, als hier, weil der Maßstab dort überhaupt bei höherer Vollkommenheit feiner seyn muß, und die Verschiedenheit des irdischen Wandels die Menschen weiter von einander entfernt, als es bei ihrer Geburt der Fall war. Eben hierdurch muß zugleich der Grad der Seligkeit unendlich verschieden bestimmt werden, dessen jeder dort theilhaftig werden kann. Denn jenes Leben muß zugleich die Vergeltung unsres Wandels auf dieser Welt über uns bringen, welche wir hieniden fast ganz vermissen, und deren Nothwendigkeit gleichwohl der Glaube an Gottes Gerechtigkeit gebietet. Man braucht daher das Gleichniß Christi, das den Himmel einem Hause gleich stellt, in welchem vielerlei Wohnungen sind, nach Maßgabe der verschiedenen Stufen der Seligkeit, deren dessen Bewohner fähig sind, gar nicht so uneigentlich zu nehmen. So wenig wir auch von der Beschaffenheit dieser künftigen Wohnung und unseres Aufenthaltes in derselben wissen; so würde doch die Seele dort nicht hausen, ihre hier angefangene, und durch den Tod nicht unterbrochene, sondern nur verlegte Erziehung und Entwickelung nicht fortgesetzt werden können, wenn sie dort nicht wiederum mit einem Leibe bekleidet würde, der das Organ aller Einwirkungen auf sie, das Reizmittel ihrer Lebensthätigkeit, und das Werk-

zeug ihrer eignen Kraftäußerungen ausmacht. Der Mensch muß dort aus Leib und Seele bestehen, wie hier; allein der Leib, den diese dort beseelen wird, muß verklärter, feiner, geisterähnlicher und weniger irdisch seyn, damit er sie in ihren höheren Verrichtungen weniger hindere und die Sinnlichkeit abnehme. Wie diese Verwandlung des Leibes vor sich gehen werde, das ist zwar für uns ein Geheimniß; doch die Nothwendigkeit derselben können wir nicht verkennen. Denn Geister sind außer Stande, unmittelbar auf einander zu wirken. Doch ist die Wechselwirkung derselben auf einander unentbehrlich zu ihrer Vervollkommnung und Glückseligkeit. Mithin müssen die Seelen mit einem Leibe angethan seyn, durch dessen Hülfe die Mittheilung und Einwirkung geschehen kann. Mit diesem neuen Leibe wird die Seele freilich auch dort erst umgehen lernen müssen. Ueberdem werden ihr die Verhältnisse ihres dortigen Zustandes natürlich fremd seyn, wie Einem, der in ein fremdes Land kommt, dessen Sprache er nicht kennt und dessen Lebensart er nicht weiß. Wir werden daher unausbleiblich in jenes Leben und dessen Verhältnisse gleichsam als Kinder eintreten, wie wir hier als Kinder geboren worden sind; aber nur als Kinder im Verhältnisse zu den dortigen Erwachsenen. Denn die Vollkommenheiten und geistigen Schätze, die sich unsre Seele

hier schon zu eigen gemacht hat, diejenige Ausbildung des Verstandes, die Reife der Vernunft, und die Festigkeit und Energie des Charakters, die wir in diesem Leben erworben haben, sind ja Eigenschaften des Geistes selbst, die mit ihm übergehen in das bessere Land. Auch die Gefühle, an welche er sich gewöhnt hat, welche durch Gewöhnung zu Neigungen geworden sind und dem Geiste eine eigenthümliche Stimmung und Richtung gegeben haben, sind hierunter mit begriffen. Durch welches Mittel die Seele dies Gefühl kennen gelernt habe, gilt ganz gleich; als ein von ihr erworbenes Eigenthum nimmt sie es mit sich fort aus diesem Leben. Jedes edle und lautere Gefühl ist für die Ewigkeit entstanden, und muß ewig dauern, wie die Seele selbst. Wenn nun die Liebe ihrem Wesen nach in dem Wohlgefallen an den Vollkommenheiten des geliebten Gegenstandes und in dem Wohlwollen für denselben besteht, welches von dem Wohlgefallen erzeugt wird; so ist ja in der Liebe durchaus nichts, was sie der Ewigkeit unwürdig machen könnte und ihr Vernichtung drohte. Sie gleicht vielmehr einer klingenden Saite, deren Bebung alle andre Saiten des reinen Accordes mittönen läßt. Wo eine Seele das himmlische Lied der Liebe singt, da stimmt die klingende Consonanz der andern mit ein. So wird mit zunehmender Veredlung der Geister das Reich

der Liebe immer größer und umfassender werden; und dieser Wachsthum der Seligkeit kann kein Ende und keine Grenzen haben. Denn Gott gleich werden kann der Mensch nie. Der Begriff der Gottheit schließt alles Werden von sich aus. Sie, die ewig unveränderlich dieselbe seyn wird, die sie gewesen ist, kann nie dem endlichen Wesen erreichbar werden, dessen höchste Bestimmung es ist, ihr immer ähnlicher zu werden, und welches die seligen Folgen dieses Strebens eben darum ewig genießen wird, weil die Aufgabe selbst unendlich ist."

Ihnen, gute Emilie, darf ich wohl nicht erst die Seitenzahlen in dem Menschen angeben, wo sich alle diese Gedanken, Satz für Satz wieder finden. Es ist mein eignes System, das ich hier mit Wiserschen Worten wiederholt habe. Nicht als wenn ich glaubte, daß derselbe solches erst von mir gelernt habe! Vielmehr halte ich dafür, daß jeder denkende und vernünftige Mensch auf diese so sehr natürlichen und einleuchtenden Vorstellungen ganz von selbst kommen müsse. Um so unbegreiflicher ist es mir, wie derselbe mehrere dieser einfachen Wahrheiten in andern Stellen wieder geradezu hat leugnen und bestreiten, oder ihnen doch eine solche Beimischung hat geben können, daß sie durch diese Versetzung ihren ganzen Gehalt und ihr Wesen verändert haben.

Selbst die Befugniß und das Vermögen, die Beschaffenheit unseres künftigen Lebens zu erkennen, wird dem Verf. wieder zweifelhaft. Eine Vermessenheit nennt er es, etwas darüber bestimmen zu wollen, was wir von hier in den Himmel mitbringen, oder nicht mitbringen können. Er, der die Ewigkeit der Liebe so bündig dargethan hat, und sich gegen mich darüber ereifert, daß ich ihm bestreite, die Seele vermöge irgend einen Theil dieses irdischen Leibes mit sich in den Himmel zu bringen, er behauptet gleichwohl, daß all unser Wissen von der Zukunft nichts sey, als consequente Muthmaßung von dem, was geschehen könne, und vernünftige Hoffnung von dem, was geschehen wird. Er, der die Identität der Kräfte des Menschen in diesem und jenem Leben mit Zuversicht erkennt und dem Geiste das Vermögen beigemessen hat, durch die eiserne Scheidewand zu dringen, welche dem Fleische den Uebergang ins Paradies verschließt; er spricht mir es ab, etwas von der Zukunft zu erkennen und darüber etwas auszusagen. So sind die Menschen! Jeden Augenblick vergessen sie die Grundregel der ganzen christlichen Moral: „Was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun, das thue Du ihnen auch nicht!“

Uebrigens habe ich meine Ideen über den Zustand in jenem Leben nirgends für unumstößliche

Gewißheit ausgegeben, sondern nur für Erwartungen und Ideen, welche die Vernunft aus anerkannt wahren Sätzen zu folgern nicht umhin kann, und welche daher so lange für wahr angenommen werden müssen, bis entweder die Consequenz der Schlußfolge oder die Zuverlässigkeit der Vordersätze umgestoßen worden ist. Im Gegentheil steht im 6ten Cap. des Menschen mit dürren Worten: „daß es die Kraft unseres Verstandes, und die Grenzen unsrer Erkenntniß übersteigt, eine vollständige Vorstellung von der Beschaffenheit des künftigen Lebens zu haben, und daß nur einzelne Ideen darüber sich verfolgen lassen." Denn wovon wir auch keine Gesammtvorstellung und keinen Begriff zu bilden vermögen, davon sind wir doch im Stande im Einzelnen zu bestimmen, was unmöglich dabei Statt finden könne, woraus denn weitere Folgerungen zu machen sind. Niemand z. B. kann Gott begreifen; aber Jedermann weiß, daß er nicht ungerecht seyn, daß er keinen Körper haben kann. Wer philosophiren will, der muß vor allen Dingen sich nach einem unumstößlichen Grundsatze umsehen, der das Ganze in sich faßt, dessen einzelne Theile durch die Philosophie durchsucht und aufgeklärt werden sollen. Demnächst aber ist es das unerlaßlichste Geschäft, die Ausdehnung dieses Grundsatzes selbst kennen zu lernen und dessen Grenzen zu bemerken,

um darüber zur Gewißheit zu gelangen, worüber durch die Philosophie etwas in Erfahrung zu bringen und zu erkennen ist, oder nicht. Denn außerdem ist man nicht blos stets in wirklicher Gefahr, sich über die Grenzen der menschlichen Erkenntniß in mystische Phantasieen zu verlieren, sondern auch aus Besorgniß vor dieser Verirruug sich willkührliche Schranken zu setzen, durch welche wiederum das Gebiet unseres Verstandes über Gebühr verengt wird. Diese Nothwendigkeit erkennend, habe ich gleich im ersten und zweiten Cap. des Menschen derselben ein Genüge zu leisten, mir angelegen seyn lassen, über deren Trockenheit Sie und viele Andre Sich schon gegen mich beklagt haben, und wodurch Mancher abgehalten worden ist, das ganze Buch zu lesen. Und doch sind gerade die ersten Capitel nicht blos die mühsamsten gewesen, sondern auch die Grundlage des Ganzen. Könnte ich indessen mit allen denen, die das Buch zur Hand nehmen, mich unterhalten; so würde ich selbst Einigen rathen, diese zwei Capitel ganz zu überschlagen, Anderen hingegen es auf die Seele binden, dieselben ganz besonders zu studiren. Ich würde nämlich meine Leser in zwei Classen theilen, und in die erste alle diejenigen setzen, denen es nicht darum zu thun ist, die Gesetze, Bedingungen und Formen der menschlichen Erkenntnisse, und den Wirkungskreis der ver=

schiedenen Vermögen dazu in unsrer Seele zu wissen, sondern die nur eine, auf sichern Vordersätzen ruhende, Regel und Richtschnur für ihr Leben und Zuversicht über ihre wahre Bestimmung suchen. Diese können mit dem dritten Cap. anfangen. In die zweite Classe aber gehören diejenigen, welche über die Möglichkeit, Gewißheit und den Umfang alles menschlichen Wissens klar sehen wollen. Diese müssen jeden Satz der beiden ersten Capitel auf das genaueste erwägen. Denn stehen diese einmal fest; so wird man alles Uebrige in dem Buche nicht leicht zu bestreiten vermögen, weil dieses aus jenem gefolgert ist. Wer mich daher angreifen und widerlegen will, muß es dort versuchen. Sehen Sie, ich zeige Ihnen selbst die gefährliche Stelle, wo mir am ersten beizukommen ist, wenn Sie Lust haben sollten, mit mir zu kämpfen. Das ist keine Kriegslist von meiner Seite, sondern das wahrhafte Verlangen, mich nicht selbst zu hintergehen und nicht für wahr zu halten, was als unwahr dargethan werden könnte. Auch poche ich nicht auf die Ueberlegenheit meiner Waffen. Selbst die Artigkeit gegen eine Dame soll mich nicht abhalten, zu bekennen, daß Sie allein im Disputiren gegen mich den Kürzeren ziehen würden. Aber es steht ja nur bei Ihnen, Sich mit allen denen zu alliiren, die gegen mich zu Felde ziehen wollen. Ich würde, wenn ich

geschlagen würde, doch immer einen zwiefachen Gewinn von dieser Allianz haben, einmal daß ich zur besseren Einsicht gelangte, und daß auf eine ehrlichere und humanere Weise gegen mich gefochten würde, als der Verf. gethan hat. Denn Sie würden weder zugeben, daß meine Erklärungen verdreht, noch daß mir Beschuldigungen gemacht würden, zu denen ich keine Veranlassung gegeben habe.

Dritter Brief.

So wie ich in meinem vorigen Briefe Ihnen die Lichtseite der Schrift, deren Beleuchtung Ihr Verlangen ist, gezeigt habe, mit derselben Treue führe ich Sie nun an deren Schattenseite. Die sämmtlichen Ursachen der Verdunkelung lassen sich auf drei Sätze zurückführen, in denen die Veranlassung jener enthalten ist. Erstlich kann der Verf. von seinem Leibe nicht lassen; er hängt daran mit einer Liebe, wodurch in das Geistigste ein Zusatz von Sinnlichkeit übertragen wird. Daher kommt es, daß er den Satz: unser dermaliger Körper ist mit dem künftigen wesentlich ein und derselbe, obgleich in jenem Leben gesäubert von der groben irdischen Beimischung, als einen Grundsatz vorausschickt, der nicht erst bewiesen zu werden braucht, sondern von selbst einleuchtet, da doch gerade dieser Satz es ist, um dessen Beweis es sich handelt, und mit dessen

Erweis oder Widerlegung eine ganze Reihe andrer Sätze stehen oder fallen. Zweitens hat der Verf. überaus verworrene Begriffe über die Natur und Entstehung unsrer Vorstellungen und unsrer ganzen Erkenntniß offenbart, wobei es nicht hat fehlen können, daß sinnliche und geistige Vorstellungen vermengt und verwechselt worden sind. Endlich drittens möchte ich fast sagen, daß des Verf. Gott ein ganz anderer Gott ist, als der meinige, wenn nicht solches auf der einen Seite zu viel, und auf der andern Seite zu wenig gesagt wäre. Jenes, weil doch nur die Ideen von den Eigenschaften Gottes von einander abweichen, wir aber darin einig sind, daß es nur Einen Gott gibt, den allervollkommensten Geist, und Schöpfer und Regierer der Welt, mit Allem, was sie enthält. Zu wenig würde jener Ausdruck sagen, weil es überhaupt nicht zwei Menschen gibt, noch geben kann, die eine durchaus gleiche Vorstellung von der Gottheit haben.

Die Abgötterei gehört zu den Erbsünden des menschlichen Geschlechtes, und der Pentateuch bezeichnet nur den allgemeinen Hang der Menschen zu dieser Sünde, wenn er das wiederholte, und immer erneuerte und nie ganz unterdrückte Beginnen des jüdischen Volkes malt, sich Götzenbilder zu machen. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß was der sinnlichere und rohere Mensch äußer-

lich thut, von dem verfeinerteren innerlich geschieht. Jener macht sich Götzenbilder von Menschen Hand, in denen er seine Vorstellungen von den Eigenschaften der Gottheit symbolisch darstellt; diesem malt die Phantasie in derselben Art das Bild aus und erneuert es, so oft er sich mit Gott beschäftiget. Immer machen die Menschen ihren Gott nach sich selbst. Wie überhaupt die Sinnlichkeit fast durchgängig das Gegentheil von dem bewirkt, was die Vernunft erheischt, so daß sie die umgekehrte, oder die Nicht-Vernunft genannt werden könnte; so bildet der Mensch, der sich bestreben soll, Gott ähnlich zu werden, seinen Gott nach dem Bilde seines eignen Innern, so daß die Vernunft Jahrtausende schon darüber zugebracht hat, die sinnlich-menschlichen Attribute der Gottheit aus der Vorstellung von derselben zu entfernen, und die Menschen davon zu entwöhnen, aber vielleicht noch Jahrtausende damit zubringen wird, bis nur die reinere Erkenntniß der Besten in der Gegenwart zur allgemeinen Ueberzeugung werden wird. Denn je mehr die Menschen in ihrer Sinnlichkeit befangen sind, desto weniger sind sie im Stande, in ihren Gedanken von dem Endlichen sich zu entfernen, und sich zu erheben zu dem Unendlichen, welches in dem Wesen und den Eigenschaften der Gottheit vorwaltet. Es ganz zu begreifen, vermag kein endliches

Wesen; wohl aber lehrt die Vernunft, was in den verschiedenen Vorstellungen von Gott der Endlichkeit, der Mangelhaftigkeit und der menschlichen Schwäche angehört, und indem sie solches verwirft und aus den Vorstellungen ausmerzt, verschafft sie uns nach und nach eine immer reiner, klarer und wahrer werdende Anschauung des höchsten Wesens. Nur wenige Menschen sind bis dahin gekommen, Gott sich als einen Geist zu denken, der nicht blos seinem Wesen, sondern auch seinem Wollen und Handeln nach, unveränderlich und also in ewiger Ruhe befindlich, dennoch allgegenwärtig und allmächtig ist; dessen Weisheit von Anbeginn an Alles vorhergesehen und so geordnet hat, daß die Zukunft, von der Vergangenheit bedingt, zugleich die Vergeltung der letzteren mit sich bringt; der nirgends in seiner Schöpfung mehr eingreifen, nachhelfen oder umschaffen darf; der, von den Gedanken und den Handlungen der Menschen unerreicht, dadurch zu keinem Entschlusse bestimmt werden, mithin weder belohnen noch strafen kann, sondern von Ewigkeit her der Tugend ihren Lohn, und dem Laster seine Pein, durch die natürlichen, wenn gleich oft entfernten, Erfolge der Begebenheiten vorbereitet hat; in dem keine Willkühr, aber unerschütterliche, durch Allwissenheit gesicherte Gerechtigkeit waltet, bei welcher für jeden Vorsatz und jede That die Vergel-

tung unausbleiblich gewiß, als Ursache und Wirkung mit einander verknüpft, und solchergestalt in die allgemeine Weltordnung eingereicht ist.

Meistentheils hingegen denken die Menschen sich Gott als ein ewig geschäftiges Wesen, einem mächtigen Monarchen gleich, die Bitten aller Wesen anzuhören und darauf nach seiner Weisheit zu verfügen, das Thun und Treiben seiner Unterthanen zu beobachten, sein Wohlgefallen oder Mißfallen darüber zu äußern, sich zu freuen über die Guten und zu betrüben über die Bösen, die Verdienste jener nach den Umständen zu belohnen und für die Sünden dieser ihnen Strafen aufzulegen, also Glück und Unglück über die Menschen auszuschütten und herbeizuführen, wie es seine Weisheit den Verhältnissen angemessen findet, die Schicksale des Einzelnen und ganzer Gesellschaften also nach seinem jedesmaligen Gefallen zu ordnen und sich dabei nach den Handlungen der Menschen zu richten, mit einem Worte die Welt zu regieren durch Maßregeln, welche von den Umständen und den Handlungen der Menschen und andrer Wesen veranlaßt werden. Welche von diesen beiden Vorstellungen die würdigere und göttlichere ist, zu welcher ich, und zu welcher der Verf. sich bekennt, das darf ich Ihnen nicht erst weiter darthun. Eben so wenig brauche ich Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die ganze Reli=

gion und die religiösen Begriffe der Menschen sich nach der Vorstellung richten müssen, welche sie von der Gottheit hegen. Insonderheit gilt dies von den Ideen über den Zweck und die Beschaffenheit des zukünftigen Lebens. Diejenigen, welche in Gott keinen Wechsel des Willens und keine Entschließungen in der Zeit statuiren, müssen diese und jene Welt nicht blos als ein moralisches, sondern auch als ein physisches Ganze betrachten. Alle Erscheinungen in der Welt sind die Wirkungen von Kräften, welche nach unabänderlichen Gesetzen thätig sind, und unablässig in dem Zusammenhange von Ursache und Wirkung. Es ist unmöglich, daß irgend einem Einzelnen etwas begegne, das nicht bedingt wäre durch sein früheres Leben, sey es als physische Folge, oder als Mittel seiner moralischen Ausbildung; es ist unmöglich, daß irgend ein Ereigniß den Charakter der Gerechtigkeit der göttlichen Weltregierung verleugnen könne. Unser schwaches Auge vermag zwar den Zusammenhang der Begebenheiten nicht zu durchschauen; dennoch dürfen wir keinen Augenblick zweifeln, daß die Schicksale der Menschen vorbereitet sind durch ihr eignes Leben, daß sie bedingt sind durch die innerste Beschaffenheit ihrer Seelen, um sie in diejenigen Lagen zu versetzen, die eben zu ihrer Uebung und Vervollkommnung die geeignetesten sind. Das Leiden ist die

Schule der Selbsterkenntniß und der Besserung; es weislich benutzen, hat die gewisse Folge seiner Verwandlung in Freude. Jede gute That, jeder edle Vorsatz trägt in seinem Schooße unausbleiblich künftige Glückseligkeit; denn der gütige Gott kann mit dem Guten nicht das Böse verbinden. Aber das Glück kann auch zur Sicherheit führen, übermüthig machen und gemißbraucht werden. Darum sehe sich Jeder, der da steht, wohl vor, daß er nicht falle. Denn wer das Glück noch nicht zu ertragen vermag, der bereitet sich in eben dem Grade künftiges Elend, als er in jenem rückwärts gegangen ist. Wie bald dieser Wechsel der Verhältnisse eintreten werde, ob schon hier, oder ob dort erst, das wissen wir zwar nicht im voraus; aber sicher und unausweichbar ist diese aus sich selbst hervorwachsende Vergeltung. Der Mensch ist immer seines Schicksals eigner Schmied. Der allmächtige Gott, der ihn mit Freiheit begabt erschaffen hat, damit er in und durch diese Freiheit wachse und zunehme an Aehnlichkeit mit dem Schöpfer selbst, hat auch von Ewigkeit her den Zusammenhang der Dinge in der Welt so geordnet, daß dieser mit den Wirkungen des Gebrauchs dieser Freiheit zusammentrifft; und obgleich ohne seinen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, so hat er es doch in unser Belieben gestellt, es auszuraufen, oder stehen zu lassen. Darum

strebe der Mensch nur besser zu werden, so wird er von selbst glückseliger werden. Er brauche die Kräfte, die ihm die Vorsehung verliehen hat, und bedenke, daß sie ihm eben darum zugetheilt worden sind, um sie gesetzmäßig zu brauchen. Er rechne nicht auf wunderbare Hülfe, und daß ihm das Glück im Schlafe zu Theil werden soll. Was er sich nicht durch eigne Anstrengung erwirbt, das wird auch nie sein Eigenthum werden, sondern bleibt ein vom Schicksal geliehenes Gut, welches zu seiner Zeit vom Schicksal gewiß zurückgefordert wird. Keine Vollkommenheit, keine bleibende Verbesserung seines Zustandes darf der Mensch von Außen erwarten; jede Stufe muß selbst erstiegen werden, die Kräfte müssen geübt werden, damit sie zunehmen und an Macht und Größe gewinnen. Denn in dem Wachsthume unsrer Kräfte besteht unsre Vervollkommnung, unsre Seligkeit. Doch darauf kann der Mensch auch sicher vertrauen, daß sein redliches Bemühen nie vergeblich ist, daß jedes Gute, dessen er sich befleißiget, Gottes Wille selbst ist, und ein Theil des göttlichen Weltplanes; dessen ist er gewiß, daß des Allmächtigen Hand den redlichen Arbeiter in dem Weinberge des Herren schirmt, und die Früchte seiner Arbeit segnet. Denn seine Kraft erhält die Welt, und seine Thaten sind sein unabänderlicher Wille.

Wer hingegen sich Gott als einen unablässig geschäftigen Regenten der Welt vorstellt, dessen Thätigkeit durch einzelne Acte des Willens geleitet wird, unermüdet, immer neues Gute zu erschaffen und nach seinem Willen die Schicksale und Ereignisse ordnend, wie er es dem angemessen findet, was geschehen ist, der muß in dem Gefühle seiner Ohnmacht gegen den Allmächtigen, seinen eignen Willen, sein Streben und seine Bemühungen für Spreu vor dem Winde erkennen. Nicht durch eigne Anstrengung, nicht durch eignes Verdienst unter dem Schutze des Ewigen, sondern lediglich durch dessen Güte und Gnade, nach seinem Wohlgefallen, kann der Mensch eingehen in das Reich höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit. Wie es ihm beliebt, so ordnet er die Ereignisse jeden Tages an, und was vermag der Wurm im Staube dabei? Zwar die Gabe der Freiheit kommt auch aus seiner Hand, und er läßt sich nicht spotten. Ergrimmen wird er über den, der mit seinem Geschenke Frevel treibt; aber freuen wird er sich dessen, der ihm wohlgefällig lebt. Die Gerechtigkeit des Höchsten läßt erwarten, daß er seine Lieblinge mit Wohlthaten überhäufen, den Sündern aber die Schwere seines Armes fühlen lassen wird. Wenn nun in dieser Welt diese Gerechtigkeit oft zu ruhen scheint; so können wir darauf rechnen, daß er die Vergel-

tung aufgespart habe, für jenes Leben. Dort wird er die Guten und die Bösen sondern, und jene einführen in Eden, wo er sie überschwenglich glücklich machen wird, diese aber verstoßen von seinem Angesichte und sie übergeben den Marterknechten seines Reiches. Sein Ausspruch ist ewig und unveränderlich, und wen er verdammt hat zur Hölle, dessen Pein kann nie enden. Die Seligen aber werden der Freuden unendlich dort mehr genießen, als diese Welt ihnen bieten konnte. Doch was hier schon ihnen Freude und Vergnügen machte, das wird ihnen auch dort nicht entzogen werden; denn sonst ginge ja ihrer Glückseligkeit etwas verloren. Im Gegentheil jedes Schöne und Angenehme werden sie in vielerhöhtem Maße genießen. Zu den edelsten Freuden der Menschen gehört unstreitig ihre innere Vervollkommnung, die Erweiterung ihrer Erkenntniß, die Vergrößerung und Ausbreitung ihrer Anlagen und Kräfte, die Veredlung und Reinigung ihres Herzens. Was vermöchte indessen der schwache Mensch ohne des Allmächtigen Hülfe und Zuthun auch hier. Nur widerstehn und widerstreben darf jener nicht dessen gütigen Absichten, damit derselbe nicht seinen Arm abziehe und sich zürnend abwende. Vermeidet er aber dies, so kann er auf Gottes Gnade sich verlassen, die seinen Auserkornen weit, weit mehr schenkt, als sie

verdienen oder sich selbst zu erwerben vermöchten. Daher ist zu den vorzüglichsten Gütern, die uns in den Gefilden der Seligen zu Theil werden werden, auch die Erhöhung unsrer Einsicht und die Veredlung unseres Willens mit Sicherheit zu erwarten, welche Gott mittelst einer wunderbaren Verwandlung über uns ausgießen und dadurch selbst die Menschenkinder, die er zu seinem Ebenbilde erschaffen hat, sich ähnlicher machen wird, wie ein emsiger Bildner noch jederzeit an seinem Gebilde etwas zu verbessern findet.

Es ist nicht meine Meinung, liebe Emilie, daß alle Menschen sich zu dem einen oder dem andern Religionssysteme bekennen. Es mag deren geben, die noch reinere und höhere Ansichten von Gott haben; und es gibt gewiß viele, die noch ungleich irdischer von ihm denken. Ein großer Theil mag in der Mitte stehen, oder in dieser oder jener Darstellung theilweise seinen Glauben erkennen. Daher maße ich mir auch auf keine Weise an, die religiöse Ueberzeugung des Verf. angeben oder beschreiben zu wollen. Ich habe nur zeigen wollen, wie nach der Verschiedenheit der Vorstellungen von der Gottheit sich consequenter Weise auch die Ideen über die Art und den Zweck unsrer Fortdauer unendlich verschieden gestalten müssen, und wie eben diese religiösen Ansichten von dem entschiedensten praktischen Ein-

flusse auf unser gegenwärtiges Leben sind, indem dadurch demselben eine ganz andre Richtung und Ziel gegeben wird. Sehr richtig aber urtheilen Sie, wenn Sie voraussetzen, daß ich in mein Gemälde diejenigen Züge aufgenommen habe, die sich in der vorliegenden Schrift des Verf. zu Tage legten, die fehlenden Theile des Ganzen mir so hinzudenkend, wie sie zu jenen am passendsten schienen, und dem Grundcharakter entsprachen, der schon aus den ersteren unverkennbar war. Allerdings halte ich mich für verpflichtet, solches nachzuweisen. Allein dazu waffnen Sie sich auch mit Geduld; denn dieser Brief wird dadurch ziemlich lang werden.

Ob der Verf. gerade wörtlich an eine Ewigkeit der Höllenstrafen, der äußeren Uebel, welche der Sünde folgen, glaube, darüber hat derselbe sich zwar nicht ausgesprochen, aber unzweideutig erklärt er, daß die Qual des Gewissens bei der Erinnerung des begangenen Bösen nie enden könne, daß dieser Wurm nicht sterben solle. Nach meiner Ueberzeugung ist dies so zu verstehen, daß die natürlichen Folgen des Bösen in Ewigkeit nicht aufzuheben sind, nämlich die Verringerung der Vollkommenheit und die Einbuße an derselben, indem der Sünder, statt vorzuschreiten auf der Bahn der Vollendung, rückwärts gegangen ist, und diese Strecke Weges erst wieder hinter sich haben muß, bevor er weiter

vorwärts kommen muß. Dagegen lehrt mich meine Religion auch, wie es ganz unmöglich ist, daß irgend ein Wesen so tief sinken könne, um nie wieder empor kommen zu können. Ich weiß daß alles Böse die Inconsequenz selbst und darum nothwendig endlich ist. Nur das Gute ist unendlich; alles Böse zerstört sich selbst auf einem gewissen Grade. Wenn der Sünder wirklich nicht früher umkehrt, so muß er es thun, wenn er so weit gekommen ist, daß der Gegenstand seines Strebens sich selbst vernichtet und er zu der schrecklichen Gewißheit gelangt ist, daß es ein leerer Schatten war, dem er nachjagte. Auf welchem Puncte auch die Reue beginne, nie kann sie zwar das Geschehene ungeschehen machen, noch das Versäumte einbringen; wer aber ernstlich bereut und sich zu bessern angelegen seyn läßt, der muß eben darum auch wieder in demselben Maße zunehmen an Gottgefälligkeit und innerer Zufriedenheit, wie er auf Gottes Wegen fortschreitet. Die wahre Buße hat die göttliche Verheißung des Aufhörens der traurigen Folgen der Sünde; und diese Buße kann in jenem Leben so gut anfangen, als in diesem, obgleich, je später sie anfängt, je länger und schwerer die bösen Folgen des Bösen drücken werden. Aber zu keiner Zeit ist dem Menschen die Rückkehr zu Gott verschränkt; zu jeder Zeit steht ihm der Trost offen, daß er, der die Liebe selbst

ist, unveränderlich alles Gute will und dem reuigen Sünder nie zürnt, sondern den verlornen Sohn aufnimmt in seine Heimath und seiner pflegt und wartet. Die wahre Buße, welche Besserung schafft, wirkt mithin nicht blos fröhliches Vertrauen zu Gott, sondern erstickt auch die ferneren Vorwürfe des Gewissens über das Vergangene, indem sie das Auge vorwärts, nicht rückwärts wendet. So finden wir es auf dieser Welt, und in jener, welche die Fortsetzung davon ist, kann es nicht anders seyn. Durch die Besserung wird das Gewissen beruhiget und das Unglück versöhnt, welches den Bösewicht früher oder später treffen mußte, weil es unzertrennlich ist von seiner Ursache.

Schon hieraus ergibt sich, daß ich in Ansehung des Zustandes der Seele, ihrer intellectuellen und moralischen Vollkommenheit, dem Tode nicht die mindeste Gewalt einräumen kann, und mit keinem Gedanken daran habe denken können, als wenn im Tode mit ihr irgend eine Verwandlung vorgehen könnte. So verschieden der geistige Zustand der Menschen bei ihrem Abscheiden ist, so mannigfach muß derselbe auch jenseits des Grabes beginnen. Es ist mir deshalb ganz unerklärlich, was der Verf. von einer Einheit oder Einerleiheit in jenem Leben spricht, die ich geträumt haben soll, und die mir wirklich nicht einmal im Traume eingefallen ist.

Wahrscheinlich gründet sich dieser Mißverstand darauf, daß im Menschen steht: „Die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit Gottes rechtfertige die Vermuthung, daß die Menschen nicht auf gleiche Weise in jenes Leben eintreten könnten, weil sie mit allzuverschiedenen Seelenkräften ihr Leben hier beschließen.“ Es ist also gerade das Gegentheil von dem hier Behaupteten, was der Verfasser darin gefunden hat. Die Menschen, habe ich sagen wollen, können kaum insgesammt für reif bei ihrem Tode erachtet werden, einzugehen in ein höheres, vollkommneres Leben, zu welchem Vielen die unentbehrliche Vorbereitung noch abgehen möchte, wodurch die Vermuthung gerechtfertiget wird, daß sie wohl mehr als einmal auf dieser Welt geboren werden können und gleichsam in dieser Schule mehrere Classen durchlaufen müssen, bevor sie reif werden, für die höhere Schule. Denn es ist schwer zu glauben, daß Gott irgend etwas ohne Absicht und ohne ein bestimmtes Maß geschaffen haben sollte. Eine Versetzung der Abgeschiedenen in eine andre Welt, eine Begabung mit ganz andern Organen und mit einem neuen Leibe scheint nur nöthig, in sofern der Aufenthalt auf dieser Welt, und der gegenwärtige Körper nicht mehr tauglich sind zur Fortbildung. So wie ein gewisses Maß von Kenntnissen und Charakterbildung erfordert wird, damit ein Schüler

fähig sey, die Universität zu beziehen, ohne daß darum alle Studenten gleichen Geistes sind; eben so glaublich ist es, daß die Menschen nur erst dann, wenn sie ein gewisses Maß intellectueller und moralischer Ausbildung hier erlangt haben, reif sind zum höheren Leben, ohne daß darum sie insgesammt einander ganz gleich werden dürften.

Wenn freilich es wahr wäre, was der Verf. vorgibt, daß die Biographie aller Menschen mit den kurzen Worten zu schreiben ist: „er lebte, starb und war froh, sein Grab gefunden zu haben;“ wenn es wahr wäre, daß das Menschengeschlecht bis auf den heutigen Tag, noch um nichts aufgeklärter, menschlicher, weiser und besser wäre, als es zu Hiobs Zeiten war: dann freilich wäre nicht abzusehen, wozu es nutzen könnte, auf der Erde mehr als einmal geboren zu werden. Mich aber hat die Culturgeschichte ein fortschreitendes Wachsthum des menschlichen Geschlechtes gelehrt. Ja man muß mit Gewalt die Augen verschließen, um die ungeheure Vermehrung der menschlichen Einsichten, und die Abnahme der Barbarei und Rohheit, so wie die größere Verbreitung der Cultur und Sittlichkeit unter den Völkern zu verkennen. Es kommt hierbei nicht auf einzelne Gegenden und Völker an, sondern auf das menschliche Geschlecht überhaupt. Der Verf. ignorirt jedoch das Zeugniß der

Geschichte, weil seine Religion ihm daran zu glauben verbietet. Denn da in Gott keine Willkühr seyn kann; so schließt er, daß Gott dem Menschengeschlechte anjetzt keine andre Bestimmung und keine andre Vollkommenheit gegeben haben könne, als vor 4000 Jahren. Als wenn die Veredlung des Geschlechts sich mit der Unveränderlichkeit Gottes weniger vertrüge, als die Veredlung der Individuen! Wenn einzelne wenige Himmelsstriche auf der Welt, dem Fortgange der Cultur fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, was folgt daraus weiter, als daß die dort lebenden Menschen auf einer niedrigen Stufe derselben nur äußerst langsame und unbemerkbare Fortschritte machen? Hindert dies auf irgend eine Weise, daß der Grönländer seinen zweiten Lebenscursus in England, oder einem andern Lande unter Umständen beginne, die ihn reif machen, zum drittenmal unter noch günstigeren Verhältnissen für seine Ausbildung geboren zu werden? Oder sind nicht gerade in den gebildeteren Ländern die Grade der moralischen Bildung so unendlich verschieden, daß zwischen einem Sackträger und einem Newton mehrere Generationen dazwischen liegen können, obgleich sie Zeitgenossen waren? Nur beschuldige man mich nicht, als wenn ich die Gradationen der inneren Vollkommenheit nach den Abstufungen der Stände in der bür-

gerlichen Gesellschaft abzumessen Lust hätte. Erinneren Sie sich, liebe Emilie, daß ich die Cultur weder in der Masse der Kenntnisse, noch in den äußeren Sitten suche, sondern daß jene mir nur ein Hülfsmittel, und diese eine Folge der wahren Cultur sind, welche in der Stärke der Vernunft und des in ihr gegründeten moralischen Gefühles besteht. Gewiß ist es, daß die zeugende Natur überall auf der Welt ihre Schranken, ihr Maximum hat, über welches sie nicht hinaus kann; denn sie ist ja endlich. Aber dieses Maximum gilt nur für die Species, nicht für die Individuen, von denen nur die wenigsten es erreichen; mithin bleibt für die Mehrheit die Gelegenheit offen, durch wiederholte Uebung diesem Maximum näher zu kommen. Eben so wenig aber ist auch zu zweifeln, daß die Natur überall ein Minimum hat. Wenn nun gleich es nicht nothwendig ist, daß das Minimum derjenigen Welt, wohin die Abgeschiedenen von dieser Erde versetzt werden, gerade da anfange, wo das Maximum von dieser aufhört; so hat es doch gewiß viele Wahrscheinlichkeit, daß dasselbe um mehrere Stufen das Minimum dieser Erde übersteigt. Dies eben ist der Grund, warum es nicht unwahrscheinlich ist, daß diejenigen Menschen, welche noch nicht fähig geworden sind, auf die unterste Stufe der neuen Welt zu treten, von der Vorsehung werden

angewiesen werden, sich noch länger in der Schule dieser Welt zu üben. Denn obgleich alle menschliche Weisheit nur Stückwerk, und alle menschliche Tugend nur unvollkommen ist; so ist doch der Unterschied unter den Menschen überaus groß. Vollkommen zu werden, ist Keinem hier vergönnt; selbst die Engel sind es nicht. Wenn aber die für jenes Leben Auserwählten den Engeln gleich seyn sollen, so müssen sie doch wohl hier so weit gekommen seyn, daß sie nur einen verklärten Leib anziehen dürfen, um Engel zu seyn? Der Sorge, welche der Verf. hat, daß ein Mensch bei seiner zweiten oder zehnten Wanderschaft auf dieser Erde nicht tiefer sinke, als er bei der ersten war, kann derselbe sich leicht überheben. Denn, wie ich schon auseinander gesetzt habe, mit dem Begriff einer allweisen und gerechten Weltordnung ist der Gedanke aller und jeder Zufälligkeit unverträglich. Die Schicksale eines jeden Lebens sind von der Vorsehung so geordnet, daß sie nach Maßgabe der persönlichen Beschaffenheit eines Jeden die tauglichste Uebung seiner Sittlichkeit werden. Wessen Tugend nur eine Scheintugend ist, und noch nicht die Kraft hat, der Verführung und der Lockung der Sünde zu widerstehen; über den wird unstreitig auch die Versuchung kommen. Unterliegt er ihr, so geht er freilich rückwärts. Um so nöthiger aber ist sein längerer Aufenthalt auf der Welt, damit er

wieder umkehren, und stärker werden, und befestiget im Verstehen und im Wollen eingehen möge in jenes Leben, das nur denen beschieden ist, die dessen würdig sich gemacht haben.

Als ich mit Ihnen einmal über die Bestimmung dieses Lebens sprach, für welche ich durchaus keine andere Erklärung finden kann, als sie in die Ausbildung unserer geistigen Anlagen zu setzen, machten Sie mir den Einwand, wie damit das Loos derjenigen zu vereinbaren sey, welche durch die kleinlichsten Geschäfte des irdischen Lebens, fast zu sagen, sich selbst entfremdet würden, oder als Kinder stürben, bevor sie nur die ersten Begriffe zu bilden im Stande sind. Was ich Ihnen darauf antwortete, das habe ich im zwölften Capitel des Menschen weiter auszuführen mir angelegen seyn lassen. Unstreitig gehört der frühe Tod der Kinder zu den Erscheinungen, die am schwersten sich mit irgend einem moralischen Zwecke des Lebens vereinigen lassen. Genügt Ihnen nicht, was ich darüber gesagt habe, so wissen Sie, nach der Lehre des Verf., daß der Satz: „dieses Leben sey eine Vorbereitung für jenes," nicht so zu verstehen ist, als sey dazu eigene Thätigkeit und Arbeit an unserm Innern nöthig; sondern das Wesentliche der Vorbereitung ist die Menschwerdung! Durch die Erscheinung als Mensch ist der Anspruch auf den Himmel von selbst begründet. Denn der

Herr setzt Jeglichen auf die Stelle, wo er sein Ziel erreichen wird; das Kind, so jung es stirbt, hat doch schon seine Anlage zur Glückseligkeit, und es versäumt trotz der Kürze seines Leben hier nichts, hat also auch nichts nachzuholen, weil es in der Ewigkeit da anfängt, wo es hier stehen blieb. Wissen sie nun, warum Kinder auf der Welt geboren werden, und in kurzer Zeit wieder verscheiden? Ich weiß es noch nicht, da der Verf. mich noch nicht darüber aufgeklärt hat, warum, wenn es Engel gibt, die vorher nicht Menschen waren, der Herr erst die Kinder durch einen menschlichen Leib gehen lassen mußte, um sie Engel werden zu lassen? Dagegen sehe ich in der ganzen Natur, wohin ich sehe, daß die physischen Kräfte überall eine Menge unvollkommener Erzeugungen hervorbringen; daß durch sie überall die Anlage zahlreicher und ausgedehnter gemacht wird, als für den Erfolg durchaus nöthig wäre. Sehen Sie den blühenden Kirschbaum, wie er ein weißes Tuch von Blüthen auf die Erde streut, die keine Frucht angesetzt haben! Betrachten sie das Raupennest! Wenn nicht die Mehrzahl dieser Würmer von Vögeln gefressen oder vom Regen weggespült würde, wir würden die Sonne vor Schmetterlingen nicht sehen. Je höher die Natur zur organischen Bildung aufsteigt, desto mehr nehmen zwar die vergeblichen Anstrengungen der Zeugungskraft

ab, indem sie sich der Vernunft nähert, die keine Zwecklosigkeit duldet. Doch selbst auf der höchsten Stufe irdischer Vollkommenheit, in der Bildung des menschlichen Körpers, verleugnet die physische Natur sich nicht ganz; auch hier erzeugt sie mehr, als sie erhalten will. Das Leben des Körpers und der Stillestand des Organismus, der jenes erhält, ist ganz vornämlich das Werk der Beschaffenheit der physischen Maschine selbst. Die Seele, welche darin ihren Wohnplatz nimmt, hat darauf ungleich weniger Einfluß. Zwar sehen wir, daß Menschen sich todt grämen können; und ohne Zweifel ist es richtig, daß, wie das Sprichwort sagt, die klügsten Kinder sterben, weil die Thätigkeit ihres Geistes der physischen Ausbildung des Gehirns weit voraus eilt, dessen Verdichtung in den Weg tritt und dadurch die Veranlassung wird, daß sich im Gehirn Wasser erzeugt, oder irgend eine andere Unregelmäßigkeit. Doch die gewöhnlicheren Ursachen des Todes sind blos körperlich, und der Tod ganz kleiner Kinder ist meistentheils die Folge irgend eines Mangels der Organisation. Die physische Natur bringt durch diese Opfer dem allgemeinen Gesetze des Ueberflusses der Erzeugungen ihren Tribut, ohne darnach zu fragen, welche Wirkung solches auf diejenigen Geister habe, die in diese Körper eingezogen waren. Aber darum braucht für eben diese Geister die kurze

Vereinigung mit einem Leibe nicht nutzlos zu seyn, wenn gleich ich nicht glauben kann, daß dieses Klümpchen Staub, geformt zum Körper eines Kindes, eine göttliche Anwartschaft auf den Himmel enthalte, wie sonst wohl große Herren den Kindern in der Wiege Patente zu gewissen Würden zu ertheilen pflegten. Wenn Sie sich noch erinnern, was ich im Menschen über den Nutzen des Schlafs, der Alterschwäche oder abnormer Zustände im Leben angeführt habe; so werden Sie zwar so wenig, wie ich selbst, die Vortheile zu bestimmen vermögen, die ein Geist davon hat, mit dem Körper eines Kindes verbunden und davon wieder getrennt zu werden, bevor sich noch das Selbstbewußtseyn zu entwickeln vermag. Aber ahnen werden Sie, daß auch dieser Zustand einer zeitlangen Bewußtlosigkeit für die Beförderung der inneren Seelenthätigkeit seinen entschiedenen Nutzen haben werde und müsse. Weit entfernt bin ich in jedem Falle davon, mit dem Verf. diejenigen, welche jung sterben, darum glücklich zu preisen, weil sie den Gefahren der Sinnlichkeit entgangen sind; und diese Welt wie eine Mördergrube anzusehen, der zu entfliehen das Wünschenswertheste ist. Im Gegentheil bin ich davon überzeugt, daß der Aufenthalt auf dieser Welt einem Jeden nützlich und unentbehrlich ist auf seiner Laufbahn, und daß nur der Herr es weiß, wann es die rechte Zeit ist, hier die Uebung

zu schließen. Ich weiß sogar, daß der Tod mich um kein Haar breit glücklicher machen kann, als ich im Augenblicke seines Eintrittes würdig bin, es zu werden, und daß ich durch den Tod keiner Prüfung und keiner Noth entgehen kann, die mir zu meiner Veredlung nöthig ist. Darum, meine Freundin, sollen wir den Tod weder suchen, noch fürchten, sondern ihn ruhig erwarten, aber mit froher Zuversicht bereit seyn, zu jeder Zeit abgerufen zu werden.

So bin ich denn also mit dem Verf. darüber durchaus einverstanden, daß die moralische Verschiedenheit der Abgeschiedenen in jenem Leben eben so groß, und noch größer seyn muß, als sie sich auf dieser Welt zeigte. Diese Verschiedenheit kann von Niemanden als ein Fehler der Menschheit angesehen werden, da sie eine nothwendige Eigenschaft der der menschlichen Natur ist. Alles Endliche ist verschieden, weil es nur unter einer bestimmten Form sein Daseyn haben kann. Das Unendliche, Wirkliche, Wahre ist nur Eins, und keine Verschiedenheit in ihm. Mithin ist es ganz richtig zu sagen, daß die Mannigfaltigkeit unter den Menschen eine Folge der Unvollkommenheit ihrer Natur ist; und es ist eben so richtig, zu behaupten, daß in jenem Leben diese Verschiedenheit nach und nach immer mehr verschwinden muß. Sie ist die Frucht der Sinnlichkeit, und muß im Zunehmen seyn, so lange die Ge-

fühle und Erkenntnisse der Seele vornämlich vermittelst des Sinnes erworben werden, so lange ihre Ausbildung hauptsächlich extensiv ist. Wenn sie aber durch diese Uebung stark genug geworden seyn wird, intensiv fortzuarbeiten, wenn sie nicht mehr auf dem Wege der Erfahrung, sondern aus dem Schatze der in sich aufgenommenen Vorstellungen den Zusammenhang der Dinge aus sich selbst zu erkennen lernen wird, wenn also die Vernunft die entschiedene Herrschaft über die Sinnlichkeit gewonnen haben wird; dann müssen die Menschen anfangen, einander immer ähnlicher zu werden, weil alle Erkenntniß der Vernunft auf Eins übereinkommt. Mit jedem Schritte zur Verähnlichung mit Gott, müssen die Seligen unter einander gleicher werden, woraus sich denn der Verf. überzeugen wird, daß die Verschiedenheit der Menschen, welche hier Statt findet, nicht ewig dauern kann, sondern daß sie der Annäherung und Vereinigung entgegen gehen. Da für Alle nur ein und der nämliche Endzweck ihres Daseyns gegeben ist; so müssen sie, je näher sie diesem Ziele kommen, sich zusammendrängen und verbinden; die Verschiedenheit, in der sie sich beim Anfange ihrer Laufbahn befinden, ist für sie nur der Laufwagen, in welchem sie als Kinder gehen lernen.

Dieses Verlangen, diese Sehnsucht nach der

Vereinigung mit dem, was wir lieben, ist tief in unsere Brust gelegt. Zwar bin ich nicht der Meinung des Verf., daß alle Wünsche, die allen Menschen gemein sind, und selbst die Ausgeburten einer verschrobenen Phantasie, darum gut und wahr seyn müssen, weil sie von Gott kommen. Ich weiß vielmehr, daß Gott uns darum den Leib gegeben hat, um mit der Sinnlichkeit zu kämpfen, Wahrheit und Trug unterscheiden zu lernen, und die Stimme der eigenen Vernunft mit Sicherheit zu vernehmen; daß mithin das irdische Herz und die Einbildungskraft bei allen Menschen gar mancherlei Wünsche gebären, welche der Welt und nicht dem Himmel angehören. Aber ich weiß auch, daß nur das, was der Mensch selbst bildet, fehlerhaft und verwerflich seyn kann; daß hingegen die Natur, wie sie aus Gottes Hand kommt, und ohne des Menschen Zuthun wirklich ist, nichts anders seyn kann, als ein Symbol der göttlichen Gesetze selbst, als eine Versinnlichung der geistigen Wahrheiten. Darum forscht das reine Gemüth so gern in der Natur und horcht auf ihre Stimme, durch welche Gott zu uns redet. Darum müssen alle ursprünglichen Neigungen des menschlichen Herzens, so lange sie noch keinen sinnlichen Zusatz erhalten haben, reine und ehrwürdige Anklänge eben dieser Stimme seyn. Darum muß auch die Sehnsucht nach Vereinigung mit den Ge-

liebten eine Ahnung der seligen Zukunft enthalten, die wir erwarten dürfen, wenn wir der Stimme dessen gehorchen, der dieses Verlangen in unsere Brust gelegt hat. Zwar mit Gott selbst kann der Mensch in Ewigkeit nicht Eins werden. Die Unveränderlichkeit Gottes steht jedem Uebergange eines andern Wesens in sein Wesen entgegen. Er der sich bewußt ist, von Ewigkeit her derselbe gewesen zu seyn, ist eben dadurch unabänderlich geschieden von den Geistern, die ihm nur allmählich ähnlich werden können. Seine Unendlichkeit macht ihn uns ewig unerreichbar. Wenn die Bibel sich des Ausdruckes bedient, Joh. III, v. 2, daß die Seligen Gott gleich seyn werden; so ist darunter jeder Zeit nur eine Aehnlichkeit, nur die Gleichheit der Gesinnungen, nicht eine Einheit der Person verstanden worden. Schon der Begriff der Vergleichung schließt zwei zu vergleichende Subjecte in sich. Warum versteht denn der Verf. mich, da ich mich dieses biblischen Ausdruckes bedient habe, ganz anders? Blos, um daraus den Schluß zu ziehen: mein System sey ein ungeheures? Um mich zu einem Braminen zu machen? Ueberdem kommt jener Ausdruck nur bedingungsweise vor. „Wenn, heißt es, die Seele die höchstmögliche Vollkommenheit, erreicht hätte, so würde sie Gott gleich seyn." Weiß denn ein Philosoph hypothetische und kategorische Sätze nicht zu

unterscheiden? Doch diese Kluft, die uns von Gott trennt, scheidet nicht endliche Wesen von einander. Gleiche Vervollkommnung, gleiche Entledigung von den Schranken der Sinnlichkeit, nähert sie in großen Schritten. Die Sympathie der Seelen, die wir schon hienieden wahrnehmen, was ist sie anders, als ein schwaches Vorgefühl jener größeren Seligkeit. Auch unser Verf. muß unwillkührlich eingestehen, daß die höhere Liebe nicht in bloßer Empfindung bestehen kann, sondern zu einer materiellen Vereinigung führt. Denn er stellt sich die selige Liebe „als eine Ausströmung der Geister gegen Geister, in Mittheilung und Einziehung eines himmlischen Stoffes der Liebe vor." In der Hauptsache sind unsre Vorstellungen mithin ziemlich übereinstimmend; nur daß der Verf. dabei mehr Sinnliches hinzuthut, weil ihm der Körper ein wesentlicher Bestandtheil der himmlischen Wesen ist, mir aber derselbe nur für ein Kleid gilt, welches nicht den Mann macht.

Eben diese sinnlichere Vorstellung erzeugt aber einen gewaltigen Unterschied in dem Begriffe dessen, was wir beide überhaupt den Himmel nennen. Der Verf. sagt geradezu, „daß der Endzweck der Menschheit ihre Beseligung ist." Woher ihnen dieses Glück zu Theil wird, ist gleich viel, wenn sie es nur genießen. Da nun von Gottes Größe ungleich mehr

zu erwarten ist, als von des Menschen eigener Anstrengung, so verläßt sich der Verf. hauptsächlich auf des Ewigen Güte. Seine Seligkeit ist daher passiver Art, und allerdings bequem. Meine Seligkeit dagegen ist ganz activer Art; und der Endzweck der Menschheit mir nicht ihre Beseligung, sondern ihre Vervollkommnung. Jene ist die natürliche Begleiterin von dieser; aber ich besorge, von dieser zurückgestoßen zu werden, wenn ich der Zofe mehr Aufmerksamkeit beweisen wollte, als der Herrin. Darum richte ich meinen Blick auf diese, wissend, daß sie allzu sittsam ist, auch nur einen Schritt entgegen zu kommen, aber den nicht flieht, der keine Mühe spart und aus allen Kräften daran arbeitet, sie zu erlangen. Ohne Gottes gütigen Schutz würde ich keinen Schritt zu thun vermögen; aber ich darf nicht darauf rechnen, daß er mir seine Engel senden wird, mich schlummernd in den Himmel zu tragen. Denn er hat mir das Vermögen und die Kräfte gegeben, durch deren Gebrauch und Anstrengung ich meinen Verstand aufklären und meinen Willen heiligen, das heißt, vollkommener werden kann. Wie er, die höchste Vernunft, nichts vergeblich thun kann; so hat er auch mir nicht umsonst diese Freiheit gegeben, durch deren Mißbrauch ich mir den Himmel verschließe, und durch deren Benutzung ich mich fähig mache, mir selbst, wenn es Zeit seyn wird, einen Himmel nach dem

andern zu öffnen. Darum trachte man nur ernstlich nach dem Himmelreiche, so wird man es erwerben.

Auch hier auf Erden gibt es schon einen Himmel. Er ist überall, wo fromme Seelen mit einander verkehren, wo ein gutes Gewissen und Vertrauen auf Gott den Frieden der Seele erhalten. Selbst dieser Brief ist mir ein seliger Genuß gewesen. Dessen Länge ist ein redender Beweis, wie gern ich mich mit Ihnen unterhalte. Mögen Sie bei dessen Lesung von einem gleichen Gefühle beseelt werden!

Vierter Brief.

So verschieden können die Vorstellungen von Gott, und von unserem Verhältnisse zu ihm seyn? In Erstaunen hierüber sind Sie bei meinem letzten Briefe gerathen? Hat denn, fragen Sie, die Lehre Jesu den Menschen nicht eine Richtschnur gegeben, an welcher sie fest halten, und in der sich ihre Ansichten vereinigen müssen?

Wäre dies die Absicht des Heilandes gewesen, so würde er unstreitig nicht nur selbst uns seine Lehre schriftlich hinterlassen, sondern auch eine, das Wesen der Gottheit vollständig und bestimmt erklärende, Definition von Gott gegeben haben. Ihm, dem Göttlichen, würde möglich gewesen seyn, was kein anderer Mensch vermag. Doch auch dieses würde noch nicht genügt haben. Denn dem endlichen Verstande ist es seiner Natur nach unmöglich, den Unendlichen zu begreifen. Je richtiger also die Defini-

tion gewesen wäre, desto weniger wären die Menschen im Stande gewesen, sie völlig zu verstehen. Ein Jeder hätte darin nur finden können, was er nach Maßgabe seiner Verstandeskräfte zu finden vermochte. Die Ungleichheit der Vorstellungen von Gott unter den Menschen würde dadurch nicht gehoben worden seyn. Statt also uns etwas zu geben, das wir doch nicht zu gebrauchen vermochten, gab uns Jesus, was uns dienlich und nützlich war. Er berichtigte die Vorstellungen der Völker von denjenigen Eigenschaften Gottes, durch welche unser Verhältniß zu ihm bestimmt wird, und lehrte die Menschen einen Gott kennen, der keiner Vorliebe für irgend eines seiner Geschöpfe fähig ist, der sie alle mit gleicher Vaterliebe umfaßt, der in seiner Herrlichkeit die Sonne scheinen läßt über Gute und Böse, und der unwandelbar, nicht an Opfern und am Gesetze Gefallen haben kann, sondern liebevoll alle Geschöpfe berufen hat, durch Verähnlichung mit ihm seiner Seligkeit theilhaftig sich zu machen.

Wenn wir das Leben Jesu und seine Lehren betrachten; so erkennen wir sogleich, daß es keineswegs seine Absicht war, ein vollständiges und geschlossenes Religionssystem in die Welt einzuführen, welches die menschliche Vernunft im Glauben binden und an etwas Positives fesseln sollte, über dessen Grenzen hinaus für sie ein verbotenes Land gewesen

wäre, das zu untersuchen sie zwar die Anlagen erhalten hätte, die zu gebrauchen sie sich aber, um des Gesetzes der Religion willen, selbst hätte versagen müssen. Er war weit entfernt, das mosaische Gesetz durch ein neues Gesetz zu ersetzen; sondern vernichten wollte er das Gesetz, als solches und die Vernunft in ihre Rechte einsetzen. Darum lehrte er nur die Grundwahrheiten einer Religion, die für alle Gegenden, für alle Zeiten und für alle Menschen paßt, weil die Vernunft selbst sie nie verleugnen kann, sondern sie anerkennen muß; als Regeln aus ihr selbst. Aber auf diese Wahrheiten fortzubauen, durch ihre Untersuchung und Nachdenken die religiösen Einsichten zu erweitern und zu vermehren, das hat er den Menschen anheim gegeben, die ihre Vernunft gebrauchen sollen, und wenn sie auch öfter durch Fehlschlüsse in Irrthümer verfallen, doch immer wieder auf den rechten Weg zurückkommen müssen, weil man durch Fehlschlüsse auf Widersprüche gelangt und durch deren Entdeckung genöthiget wird, die Schlußkette aufs neue zu untersuchen. Sind daher nur die Grundsätze richtig, so müssen die Menschen in den daraus gezogenen Folgerungen mit der Zeit übereinkommen, weil jeder begangene Irrthum durch seine Entdeckung, der Wahrheit näher bringt.

Auch diese Ansicht wird denen nicht behagen, die ein Bedürfniß fühlen ihren Glauben durch Gottes

unmittelbare Vorschriften durchaus bestimmt zu sehen, die die Gefangenschaft ihrer Vernunft selbst als die Bedingung ihrer Heiligwerdung ansehen, und selig zu werden hoffen, durch die Gnade Gottes ohne eigenes Mühwalten. Es ist aber unvermeidlich, daß je nachdem die Vorstellungen von der Gottheit verschieden sind, auch die Ideen über die Sendung des Heilandes und über die Bestimmung seiner Lehre für uns, sehr weit von einander abweichen müssen.

Diejenigen, welche sich in Gott eine unaufhörliche und Alles umfassende Thätigkeit seines Willens und seiner Entschließungen denken, welche von seiner Hand das Geschenk ihrer Seligkeit erwarten, dafern sie ihn nur machen lassen, und welche Gott durch die Sünden der Menschen beleidiget und zur Rache gereizt werden lassen; diese können nicht umhin, in Christi Erscheinung eine wunderbare und unerklärliche Sendung Gottes zu erkennen, damit Gott durch seinen Sohn selbst Mensch und mit der menschlichen Natur vereinigt werden, die Schwachheit und die Sünde der Menschheit in sich aufnehme, und sie in dem schmerzlichen Tode des Leibmenschen am Kreuze mit sich selbst versöhne. Dieser Opfertod ist daher ihnen die Hauptsache und der eigentliche Endzweck der Sendung des Erlösers, an dessen Wohlthat alle Menschen Theil haben, weil sie Menschen sind, insofern sie nicht selbst sich derselben

verlustig machen. Um aber derselben würdig zu seyn, ist nöthig, vor allen Dingen an diese göttliche Versöhnung selbst zu glauben, welches das Wichtigste ist, und außerdem die Lehren Jesu befolgen. In Absicht des letztern enthält jedoch der Glaube selbst, mit der Buße verbunden, das Mittel, das Sühnopfer sogar auf die Uebertretungen der Vorschriften des Heilandes zu erstrecken. In keinem Falle kann dem Menschen in seinem Rechte auf die ewige Seligkeit, irgend etwas schaden, worüber Jesus und seine Bevollmächtigten nichts vorgeschrieben haben, da es ohne Gesetz keine Strafe geben kann.

Diejenigen hingegen, welche überzeugt sind, daß die Begebenheiten der Welt nach einer von Ewigkeit her bestimmten Ordnung aus und auf einander folgen, welche Gott als die ewig unwandelbare Liebe verehren, und deswegen nicht bezweifeln können, daß die Schicksale jedes Einzelnen, so wie des ganzen Geschlechtes, so angelegt sind, daß dadurch Gottes Güte ihnen selbst bei ihren Bemühungen zu Hülfe kommt und das Fortschreiten in ihrer Bestimmung erleichtert; diese verehren in Christum den Auserwählten, den geliebten Sohn Gottes, der in die Welt kam, die Finsterniß des Aberglaubens aufzuhellen und die Fesseln des mosaischen Gesetzes zu sprengen, der seinen Brüdern den Weg zur Wahrheit wieß, und dabei mit dem Wichtigsten anfing,

mit der Erkenntniß des Heiligen selbst und mit unserem Berufe, ihm ähnlich zu werden, dem alles Einzelne in unserem Leben untergeordnet und angemessen werden muß. Die Wahrheit seiner Lehre nicht zu verleugnen; sondern sie durch den Tod zu bekräftigen, gab der Heiland sein Leben hin am Kreuze, auf daß die Menschen erkennen möchten, wie sie an der Wahrheit und am Rechte halten sollen, und welches Opfer wahre Liebe zu den Brüdern zu bringen bereit seyn muß. Ein Sühnopfer mit dem Gott, der nie zürnen kann, brauchen die Menschen nicht, die so denken; aber in dankbarer Verehrung gegen ihren Heiland erinnern sie sich stets, daß die Befolgung seiner Lehre das Mittel zum Heile ist, daß sie nicht rasten sollen, den Weg der Erkenntniß zu verfolgen, den er ihnen eröffnet hat, daß ihre Gesinnung die Gesinnung Jesu seyn soll, und daß sie willig und bereit seyn müssen, das Schwerste für ihre Brüder, für Wahrheit und Recht auf sich zu nehmen, wie er gethan. Diesen ist also die Lehre Jesu die Hauptsache seines Lebens; sein Tod aber das Siegel dieser Urkunde und das Muster der Nachfolge.

Sie ermessen leicht, meine verehrte Freundin, daß die Auslegung der Bibel selbst auf dem einen oder dem andern Standpuncte ungemein verschieden ausfallen, und gar sehr abweichende Lehren darin

finden wird. Denn sobald es einer Auslegung bedarf, sobald der Sinn einer Stelle nicht so klar und so unzweideutig ist, daß ihn Alle auf einerlei Weise verstehen müssen; so kann es gar nicht fehlen, daß Jeder denselben in Uebereinstimmung bringt mit seinen sonstigen Grundsätzen und Ansichten. Wirklich sehen Sie, daß der Verf. in denjenigen biblischen Stellen, die ich als Beleg der Uebereinstimmung meiner Philosophie mit der Lehre Jesu ausgehoben habe, solches nicht, vielmehr in einigen gerade das Gegentheil findet. Es hat noch keine Ketzerei und kein Religionssystem gegeben, deren Urheber sich nicht auf die Autorität der Bibel dafür berufen, und aus dieser das zu erweisen geglaubt hätten, was sie vortrugen. So mannigfach indessen auch der Sinn seyn mag, und der Inbegriff der religiösen Wahrheiten, welche aus der Bibel geschöpft oder hinein getragen worden sind; so verdienen doch Alle den Namen der Christen mit Recht, welche an Jesum Christum als den Verkünder des Willens Gottes und der Wahrheit glauben und daran halten, ihre Religion auf seine Lehren gründen, indem sie bei der Auslegung der einzelnen Stellen ihrer Ueberzeugung gewissenhaft folgen. Diejenigen Wahrheiten, welche die Grundlage aller und jeder Religion ausmachen und auf welche insbesondere die christliche gegründet ist, hat der Weltheiland mit solcher einfachen Klar-

heit vorgetragen, daß darüber niemals Streit seyn kann. Im übrigen möge Jeder glauben, was er für wahr hält! Dafern er nur seinen Glauben Niemanden aufdringt und die Brüder liebt, wie sich selbst; so bieten jene Grundwahrheiten hinreichende Mittel dar, sich als Glieder einer Gemeinde anzuerkennen.

Aus diesem Grunde hat der Verf. hauptsächlich gefehlt, daß er so absprechend behauptet, meine Meinung über die Beschaffenheit des künftigen Lebens widerstreite der christlichen Religion, da ich doch erklärt hatte, für meinen Theil in dieser die Bestätigung von jener zu finden. Wenigstens ist es auf keinen Fall mit dem bloßen Anführen von Stellen gethan, so lange der Sinn und die Bedeutung nicht außer allem Zweifel gestellt ist. Um der Sache näher zu treten, wird vor allen Dingen auszumitteln seyn, was in den angezogenen Stellen eigentlich steht. Bevor ich indessen darauf eingehe, Ihnen meine Erklärung vorzulegen, wird es nicht am unrechten Orte seyn, meine Ansicht über Bibelerklärung überhaupt, und über die Vermengung religiöser und philosophischer Untersuchungen voranzuschicken.

Es gibt allerdings eine Religionsphilosophie, wenn man unter Philosophie die Fertigkeit versteht, die Gründe für irgend einen Lehrsatz zu untersuchen und die daraus abzuleitenden Wahrheiten zu ver-

folgen. Denn der Bekenner der christlichen Religion hat Veranlassung, zuerst die Richtigkeit dessen zu prüfen, was ihm für Lehre Jesu ausgegeben wird, und sodann über deren Anwendung auf diejenigen Verhältnisse nachzudenken, worüber in derselben keine ausdrücklichen Vorschriften vorkommen.

Versteht man aber unter Philosophie diejenige Wissenschaft, welche für alle menschliche Erkenntniß den zureichenden Grund in der Vernunft aufsucht und aus den von ihr festgestellten Grundsätzen consequente Folgerungen zieht; so geht die Philosophie ihren ganz eignen Weg, der mit der Bahn der Religion nur am Ziele zusammentrifft, außerdem aber sich nirgends berührt. Das Wesen der Religion besteht im Glauben; das Wesen der Philosophie im Wissen und Erkennen. Man kann eine und dieselbe Sache wissen und glauben, je nachdem man sie einmal aus inneren Gründen, und das anderemal auf äußere Versicherung für wahr hält. Aber man kann zu ein und derselben Zeit so wenig glauben, was man weiß, als man wissen kann, was man blos glaubt. Aus diesem Grunde ist es ein verkehrtes Unternehmen, religiöse und philosophische Demonstration untereinander zu mengen; und es wird dazu Niemand seine Zuflucht nehmen, der nicht die Lücken in beiden dadurch zu verbergen strebt, daß er, wie es Noth thut, die eine vor die andere vorschiebt.

Was die Religion aussagt, beruht auf göttlicher Autorität, bei welcher weiter kein Warum mehr Statt findet. In der Philosophie hingegen gilt gar keine Autorität; sie erkennt nichts für wahr, als was mit den Denkgesetzen übereinstimmt und sich daraus erweisen läßt. Der Philosoph reiht daher Schluß an Schluß, sich nur um die Richtigkeit der Form derselben kümmernd, aber unbekümmert um den materiellen Inhalt, so lange er philosophirt. Erst wenn er mit seiner Arbeit fertig ist, dann tritt er, gleich dem Künstler, um einige Schritte von dem Werke zurück und beschaut, was er gemacht hat, sich freuend, wenn es seinem inneren Ideale entspricht, oder trauernd, wenn es diesem widerspricht, oder doch hinter demselben zurückgeblieben ist. Dieses Ideal für den Philosophen ist die Religion selbst, und jeder Widerspruch zwischen beiden muß ihn unaufhaltsam anspornen, seine Philosophie ernstlich zu prüfen, ob nicht Fehlschlüsse sich darin eingeschlichen haben. Kann er deren nicht entdecken, so wird nun seine Aufmerksamkeit auf das Ideal selbst sich richten, und er wird untersuchen, ob auch sein religiöser Glaube wirklich auf Gottes Belehrung gegründet ist und damit übereinstimmt. Käme er auch dadurch zu keiner andern Ueberzeugung; so wird er sich in einem beklagenswerthen Zustande befinden, indem er sich nicht verleugnen kann, daß ein Widerspruch zwischen der

unmittelbaren Offenbarung Gottes und der mittelbaren durch die Vernunft gar nicht Statt finden darf, daß entweder in seiner religiösen Erkenntniß oder seiner philosophischen Einsicht nothwendiger Weise ein ihm verborgener Irrthum obwalten muß. Diese Unruhe muß ihn treiben, seine Untersuchungen so oft und so lange zu wiederholen, bis er den Irrthum entdeckt, und dadurch zur Uebereinstimmung gelangt; aber er würde ganz verkehrt handeln, wenn er die Schlußkette der Philosophie zerreissen und einige Glieder aus der Religion einsetzen, oder die letztere durch jene gegen die göttliche Autorität umgestalten lassen wollte. Dies wäre der Weg, um entweder die Philosophie, oder die Religion oder alle beide zu verlieren. Die Religion kann daher nur aus der Religion, die Philosophie nur durch philosophische Gründe berichtiget werden. Eine Vermengung beider verwirrt die Begriffe, und hilft zu nichts.

Da nun meine Ansichten über den Zustand nach dem Tode das Ergebniß einer philosophischen Untersuchung gewesen sind; so hätte dem Verf. obgelegen, entweder die Fehlerhaftigkeit der philosophischen Grundsätze, oder die Unrichtigkeit der Schlußfolgen darzuthun. Sonst bleibt die philosophische Wahrheit meiner Erkenntniß immer noch stehen, welche durch religiöse Gründe nicht aufgehoben werden kann. In so fern ich indessen zugleich mich darauf berufen

habe, daß meine Philosophie die Billigung der christlichen Religion für sich hat, war der Verf. auch befugt, mir zu entgegnen, daß dem nicht so sey, versteht sich, nach seinem Verständnisse der Quellen des Christenthums. Dann kann es darauf an zu erweisen, daß die von mir angezogenen Bibelstellen von mir unrichtig ausgelegt worden sind, und daß in anderen Stellen das Gegentheil meiner Lehre ausgesprochen worden ist.

Hierbei durfte natürlich kein angenommener Sinn, keine authentische Erklärung, keine Autorität, die ich nicht anerkenne, geltend gemacht werden. Der Verf. verdient das Lob, daß er daß letztere wirklich vermieden hat. Als Katholiken ist für ihn die Bibel nicht die einzige Quelle seiner religiösen Ueberzeugung; sondern die Kirchenväter, die Tradition, die Beschlüsse der Concilien und des Pabstes im Conclave dienen ihm zur Ergänzung und zur Erklärung der apostolischen Lehre, und haben mit dieser gleiche Sanction. Durch sie ist er in der Auslegung der Bibelstellen an diejenige Erklärung gebunden, welche die Dogmatik der katholischen Kirche festgestellt hat. Fern sey es von mir, ihn um deswillen zu tadeln. Was dem Menschen heilig ist, wer nach seiner inneren Ueberzeugung von Gott Vollmacht oder Auftrag erhalten hat, seinen Willen zu verkünden oder zu erläutern, dem ist er Ehrfurcht schuldig, und diese

Ehrfurcht muß selbst allen denen ehrwürdig seyn, welche jenen Auftrag bezweifeln und nicht daran glauben. Dieselbe Toleranz ist aber jener auch diesen letzteren schuldig; und wenn er mit ihnen daher sich darüber verständigen will, was die Lehre Christi sey, so muß er mit diesen untersuchen, was Christus wirklich gelehrt habe.

Sie und ich sind evangelische Christen. Wir erkennen keine andere Quelle unserer Religion an, als das neue Testament, und was uns in demselben als Lehre des Heilandes aufbehalten worden ist. Mit uns kann also nicht davon die Rede seyn, wie die katholische Kirche, oder irgend eine andere, die Bibel verstanden wissen will; sondern allein darum handelt es sich: was steht im neuen Testamente, oder mit anderen Worte, welche Lehre ist in demselben enthalten? Bevor man diese Frage beantworten kann, muß man über die Regeln der Hermeneutik einverstanden seyn. Außerdem ist kein Einverständniß möglich, sondern Jeder ist berechtiget, seine Erklärung für wahr anzunehmen, und daran zu glauben, aber nicht dem Gegentheile anzusinnen, sich dabei zu beruhigen.

Da ich nun mit meinem Gegner, durch Raum und Zeit behindert, ein solches Uebereinkommen nicht treffen kann; so will ich wenigstens, ohne allen Rückhalt, die Grundsätze offen legen, die ich bei meiner

Belehrung aus der Bibel befolge und und mir dabei zur Richtschnur dienen lasse. Auf keine Weise kann ich diejenigen loben, welche darauf ausgehen, irgend eine Lehre in der Bibel zu entdecken und dadurch zu erweisen, indem sie den natürlichen Sinn der Stellen entstellen und verdrehen. Ueber sehr Vieles gibt die heil. Schrift keine Belehrung, sondern übergeht es mit Stillschweigen. Ausdrücklich sagt Christus selbst zu seinen Vertrauten, daß er ihnen noch Vieles zu sagen hätte, sie es aber noch nicht zu fassen vermöchten. Am allerwenigsten war es Jesu Absicht, ein vollständiges System der Metaphysik lehren zu wollen. Nur soviel aus dem Gebiete derselben, als zur Begründung des Vertrauens zu Gott, der Gewißheit des ewigen Lebens, und der Pflicht der thätigen Liebe unumgänglich nöthig war, wurde von ihm beiläufig mit angeführt. Aber auch hierbei wurde auf die Fassungskraft seiner Zuhörer die sorgfältigste Rücksicht genommen. Daher finden wir nirgends bestimmte und geschlossene Definitionen, sondern immer nur Beziehungen, Andeutungen und Versicherungen über einzelne Eigenschaften der Gegenstände, um die es sich handelt, welche eben so viel Fingerzeige für den Wahrheitsforscher enthalten, und aus deren Zusammenstellung sich vollständigere Vorstellungen ergeben. Eben diese Zusammenstellung, die Verbindung und Ordnung aller der Wahrheiten,

die von Jesu der Welt verkündet worden sind, hat er seinen Schülern und Bekennern für alle Zeiten überlassen, damit sie eben dadurch zunehmen und sich üben mögen in der Betrachtung der Religionswahrheiten, in deren Verständniß und Erweiterung, aber nicht träge werden im Geiste, durch bloßes Auswendiglernen und Nachbeten einer Offenbarung, die ihnen Alles gewährt, was über Gott und unser Verhältniß zu erkennen möglich ist. Wer also die Bibel, mit irgend einem schon angenommenen Systeme der Religion, in der Meinung in die Hand nimmt, daß dieses sein System in der heil. Schrift gegründet sey, der wird eben dadurch allzuleicht verführt, in den heiligen Büchern eben das zu finden, wovon er bereits überzeugt ist, daß es darin enthalten sey. Es ist für mich gar kein Zweifel, daß wir weit mehr wahres Christenthum in der Welt haben würden, wenn wir weniger Dogmatik trieben. Nicht als wenn ich die Dogmatik selbst verschmähte, sondern nur gegen die Art ihrer Anwendung in der Welt muß ich mich erklären. Jeder Theologe, ja jeder Christ, der das Bedürfniß fühlt, den Inbegriff seiner religiösen Ueberzeugungen im Zusammenhange zu übersehen und die einzelnen Wahrheiten in ihrer sachgemäßen Verbindung zu erkennen, muß seine Dogmatik haben. Aber dieses System sollte das Ergebniß dessen seyn, was aus der Bibel gelernt und begriffen wor-

6*

den ist, und nicht eine von irgend einem andern Menschen angenommene Lehre. Gegenwärtig ist für unsere jungen Theologen das Studium der Dogmatik die Hauptsache, und Bibelkenntniß nur ein Hülfsmittel für jene, dafern es nicht gar blos in ein leeres Klappern der Gelehrsamkeit ausartet. Freilich ist es leichter, das System eines geachteten Lehrers auswendig zu lernen und sich anzueignen, als die Materialien zu diesem Systeme selbst, durch mühsame und viele Vorkenntnisse erfordernde Exegese der heil. Schrift, in derselben aufzusuchen. Hierin aber liegt auch der Grund, warum wir so wenige Gottesgelehrte besitzen, denen Bibelstudium am Herzen liegt, warum die Theologie meistentheils so handwerksmäßig betrieben wird, und das Selbstdenken und Selbstforschen Manchen sogar ein Anstoß geworden ist. Denn alles Schlechte verleitet zum Haß des Besseren, um der Selbstverachtung zu entgehen und sich nicht gestehen zu dürfen, daß man schlechter sey, als Andere. Gewiß würde auf unseren Universitäten besser für die christliche Kirche gesorgt seyn, wenn gar kein eigenes und für sich bestehendes Collegium der Dogmatik gelesen würde, sondern die Hauptwissenschaften der Theologie lediglich in Kirchengeschichte, mit Einschluß der Dogmengeschichte, und in Exegese zerfielen. Am Schlusse des exegetischen Cursus aber wäre es dann angemessen, die in

der Schrift aufgefundenen Lehren systematisch zu ordnen und solchergestalt das Glaubenssystem zusammen zu stellen. Dann würden auch die Predigten in der Kirche anders, erbaulicher und nützlicher werden, als sie anjetzt der Mehrzahl nach sind. Auch vor der Gemeinde sollte das Hauptgeschäft der Religionslehrer darin bestehen, mit ihr die Schriften des neuen Testamentes zu lesen und solche, populär zwar, aber dennoch gründlich, zu erklären. Die Nutzanwendung und weitere Verfolgung der religiösen Wahrheiten schlösse sich hieran ganz von selbst an. So würde die Lehre Jesu, stets unveränderlich, ein Gemeingut aller Gemeinden bleiben, anstatt gegenwärtig deren sehr viele nur Menschensatzungen hören, wie sie die Dogmatik ihres Predigers mit sich bringt, über welche Jesus, wenn er auferstände, vielleicht nicht weniger eifern würde, als über die Lehren der jüdischen Schriftgelehrten.

Sie sehen, meine gute Emilie, daß obgleich ich selbst nicht Theologe bin, sich doch das geistliche Blut in meinen Adern nicht verläugnet. In der That ist es das, was in meinem Leben mich stets am meisten gereut hat, daß ich dem Berufe meiner Ahnen nicht gefolgt bin, die fast sämmtlich Geistliche gewesen sind. Auch hatte ich mich dazu bestimmt, als das bekannte preußische Religionsedict erschien, welches in der evangelischen Kirche eine Dogmatik gesetzlich

machen sollte. Als junger Mensch fühlte ich, daß wenn etwa dieser Glaube von mir nicht in den Quellen erfunden würde, ich entweder ein Heuchler vor der Gemeinde, oder vor dem Gesetze des Staats werden mußte. Deshalb verließ ich den Stand, aber nicht die Neigung für dessen Beschäftigung.

Man muß also, wenn man sich in Wahrheit aus der Bibel unterrichten will, keine vorgefaßte Meinung mitbringen, sondern den redlichen Vorsatz haben, und das Bedürfniß fühlen, aus ihr zu lernen, was uns Jesus Christus gelehrt hat Um aber dieses zu erfahren, müssen wir darauf Acht haben, uns zu vergewissern, was er gesagt hat, und was er damit hat sagen wollen. Wir besitzen von keinem der, in die Sammlung der Bibel aufgenommenen, Bücher ein authentisches Exemplar. Die alten Handschriften und die ältesten Uebersetzungen weichen an vielen Stellen gar sehr von einander ab, und es ist völlig erwiesen, daß viele Stellen verdorben, einige sogar untergeschoben sind. Es ist daher vor allen Dingen nöthig, daß die Urkunden mit Hülfe einer aufmerksamen Kritik gesäubert und berichtiget werden. Wer hierzu selbst nicht die erforderlichen gelehrten Kenntnisse besitzt, der muß sich auf die Arbeit Anderer verlassen, von denen er die Ueberzeugung des Vorraths dieser Hülfsmittel und des redlichen und gottesfürchtigen Willens hat. Ist dieses im

Reinen, so muß nun derjenige, welcher der Ursprachen nicht so mächtig ist, um die heil. Schriften in denselben zu lesen, wiederum seine Zuflucht zu der Uebersetzung Sachverständiger nehmen. Ich, für meinen Theil, der ich mich in dieser Lage befinde, und weiß, daß die lutherische Uebersetzung, wenn gleich ein Meisterstück ihrer Zeit, doch vieler Berichtigungen und der Nachhülfe der seitdem viel vorgeschrittenen Wissenschaft bedarf, lege zwar bei meinem Bibelstudium immer die lutherische Uebersetzung zum Grunde, vergleiche sie aber mit anderen bewährten Verdeutschungen, bei jeder wichtigen Stelle, besonders mit denen von Stolz und von van Eß. Bleibt mir dann noch etwas dunkel; so gehe ich zu mir persönlich bekannten Theologen und erbitte mir ihre Hülfe und Hülfsmittel aus ihrer Bibliothek. Denn es genügt bei dem Verständnisse der Bibel noch nicht, eine richtige Uebersetzung vor sich zu haben. Um den Sinn aufzufassen, muß man sich in die Seele der Sprechenden versetzen. Was ich in dem zehnten Capitel des Menschen über den Ausdruck und das Verständniß der Gedanken durch die Sprache ausgeführt habe, das ist auch bei der Erklärung der Bibel nicht zu vergessen. Die ganze Vorstellungsart der Juden war eine andere, als bei uns, und der Genius ihrer Sprache ein ganz anderer, als der der unsrigen. Die vorkommenden Ausdrücke und Re-

densarten also wörtlich nehmen und verstehen, heißt in sehr vielen Fällen, sie gänzlich mißverstehen. Die grammatikalische und logische Erklärung ist deshalb zum richtigen Verständnisse bei weitem nicht ausreichend; sondern es gehört dazu noch Geschichts- und Alterthumskenntniß, genaue Bekanntschaft mit den Sitten, Gebräuchen und politischen oder religiösen Vorstellungen der Juden und der heidnischen Völker, in denen die ersten christlichen Gemeinden sich bildeten, und eine absonderliche Fertigkeit, sich alles dieses zu vergegenwärtigen. Ganz besondere Rücksicht verdient es, daß alle Morgenländer, bei der Vorherrschaft der Phantasie unter ihren Seelenkräften, in ihrer Sprache das Uebergewicht der Sinnlichkeit offenbaren, so daß die geistigen Vorstellungen einen sinnlichen Anstrich erhalten, und ihre ganze Art, sich auszudrücken, meistentheils bildlich und symbolisch ist. Dies offenbart sich nicht nur in den häufigen Gleichnissen und Parabeln, deren sie sich bedienen; sondern auch da, wo sie ihre Gedanken direct und einfach ausdrücken wollen, erlaubt ihnen ihre Sprache nur, solches figürlich zu thun. Diese Bemerkung erheischt die allergrößte Aufmerksamkeit, um nicht, sich selbst unbewußt, zu falschen Vorstellungen sich zu verirren. In die Augen fallender ist der Fehler, bei den vorkommenden Gleichnissen und Beispielen nicht auf dasjenige zu achten, und es wohl zu unter-

scheiden, was dadurch hat verdeutlicht werden sollen. Alle Gleichnisse hinken, ist eine bekannte Regel, das heißt, es finden sich in ihnen immer Merkmale, die verschieden von den Merkmalen desjenigen Gegenstandes sind, der dadurch anschaulich gemacht werden soll. Alle Züge eines Gleichnisses zu verfolgen ist mithin das gewisseste Mittel, in Verwirrung und Irrthum zu versinken. Man muß daher vor allen Dingen untersuchen, worauf es bei dem Gebrauche des Gleichnisses abgesehen war; dann wird dasselbe zum richtigen Verständnisse dieser Aufgabe ein zweckdienliches Mittel seyn. Schon um deswillen ist es gefährlich, einzelne Schriftstellen für sich anzuführen, und aus ihrem Zusammenhange zu reißen, in welchem sie häufig eine ganz andere Bedeutung haben, als wenn man sie für sich allein nimmt und als Sentenzen braucht.

So viel mir bekannt, hat Niemand sich der Parabeln und Gleichnisse so häufig bedient, als Christus; und es ist nicht schwer, zu erkennen, daß er außer der Gewohnheit der Morgenländer an diese Art der Mittheilung, dazu noch zwei andere wichtige Veranlassungen hatte. Denn einmal würde er außerdem der Verfolgung seiner, durch die nakte Wahrheit noch mehr aufgebrachten, Feinde früher unterlegen haben, bevor sein Werk vollbracht war. Anderer Seits waren seine Zuhörer und Schüler noch

nicht reif und fähig, die Wahrheit in unverhülltem Glanze zu erkennen. Sie würden davon geblendet, aber nicht erleuchtet worden seyn. Darum verkörperte er seine Lehre, indem er seinen Schülern die Aufgabe machte, sie sich selbst zu enthüllen und durch allmähliges Eingehen in das Innerste nicht nur ihr geistiges Auge an das hellere Licht zu gewöhnen, sondern auch die selbst erforschte und erkannte Wahrheit ihnen theurer und werther zu machen, als eine geschenkte oder zufällig gefundene ihnen gewesen seyn würde. Es dürfte diesem letzteren der Hauptgrund des Feuereifers für das Evangelium des Herrn zuzuschreiben seyn, durch welchen Paulus vor allen Aposteln sich auszeichnet, und welchen lediglich aus der Eigenthümlichkeit des Temperaments herzuleiten, wohl wenig erklären würde. Gerade diese geistige Ohnmacht und Armuth derer, welchen der Heiland seine Lehren vortrug, war unumgänglich nöthig, damit der Same, den er ausstreuen wollte, nicht auf einen Boden fiele, der schon mit anderen Früchten bestellt war. Ebendieselbe aber führt noch auf eine Betrachtung, die von der äußersten Wichtigkeit für die Auslegung der Schrift ist, und worüber ich mich ebenfalls schon im Menschen, im angeführten Capitel, erklärt habe. Es ist nicht möglich, sich anderen Menschen verständlich zu machen und ihnen neue Begriffe beizubringen, außer wenn man von Vorstellun-

gen ausgeht, die ihnen schon bekannt sind, indem man nur durch die neue Verbindung oder Unterscheidung schon bekannter Begriffe sie veranlaßt, daraus neue Ansichten und Erkenntnisse zu entwickeln. Welchen Lohn würde ich mir bei Ihnen damit erwerben, wenn ich Ihnen aus der Analysis des Unendlichen darthun wollte, daß alle endliche Größen sich in unendliche auflösen, und aus diesen sich jene wiederherstellen lassen? Aber es wird mir gelingen, mit Zugrundelegung Ihrer Vorstellung vom Körper, Sie zu überzeugen, daß alles Körperliche, weil es zusammengesetzt ist, eine Wirkung von einfachen Kräften seyn muß, die sich gegenseitig beschränken, und durch diese Beschränkung meßbar werden. Es würde ein ganz vergebliches Unternehmen seyn, zu Jemandem zu sagen, alle deine Vorstellungen taugen nichts; du mußt so und so denken, und ihm diese Begriffe durch Merkmale beibringen zu wollen, wovon seine Seele nichts weiß. Im Gegentheil ist es unvermeidlich, bei der Belehrung dieses Menschen die Richtigkeit gewisser Vorstellungen dahin gestellt seyn zu lassen, aber sich eben dieser seiner Vorstellungen zu bedienen, um durch deren Vergleichung oder Auflösung ihn entweder zu überzeugen, daß eine oder mehrere davon nothwendig unrichtig seyn müssen, oder ihn auf neue Einsichten zu führen, durch deren weitere Analyse er dann von selbst zur Berichtigung seiner

bisherigen Ueberzeugungen gebracht wird. Selbst bei Menschen, die zwar nicht durchaus unrichtig denken, aber doch viele verkehrte Ansichten haben, und mit denen man in Unterhaltung kommt, oder von ihnen befragt wird, ist es nicht immer möglich, das Gespräch bis auf ihre richtigen Begriffe zurückzuführen, sondern man muß eine von denjenigen Aeußerungen, wodurch dem Gespräche seine Richtung gegeben wird, zur Grundlage seiner weiteren Ausführung nehmen. Dies nun war die Lage, in der sich Jesus fast durchgehends befand, ganz vornämlich wenn er zum Volke oder zu seinen Feinden sprach. Wo er versichert, daß dieser oder jener Satz die Wahrheit sey, wie z. B. wegen der vielen Wohnungen, aus denen das Haus des himmlischen Vaters besteht, oder wo irgend eine Lehre sich als das Ziel seines Vortrages darstellt; da können wir gewiß seyn, daß solches seine wahre Meinung, mithin die geoffenbarte Wahrheit selbst sey.

In Ansehung derjenigen Sätze aber, von denen er bei seinen Darstellung ausgegangen ist, oder deren er sich bei seinen Auseinandersetzungen blos als Mittel bedient hat, seinen Zuhörern etwas begreiflich und verständlich zu machen; ist wohl zu unterscheiden, ob er diese Sätze ausdrücklich billiget, oder aber doch sie als seine eigene Meinung vorträgt, oder ob er nur in dem Geiste seiner Zuhörer redet und

deren Ideen wiedergibt. Im erstern Falle gehören diese Sätze ebenfalls in das System seiner Lehre; bei den Aeußerungen der letzteren Art aber bleibt es ganz dahin gestellt, ob er sie gebilligt habe oder nicht, weshalb sie für keine von ihm verkündeten Religionswahrheiten ausgegeben werden oder gelten können.

Endlich gebietet die Art der Ueberlieferung, durch welche Jesus Religion auf uns vererbt worden ist, noch eine Betrachtung. Von ihm selbst besitzen wir nichts. Was wir von ihm wissen, beruht theils auf den Erzählungen seiner Jünger, theils auf den schriftlichen Unterweisungen, welche die Apostel den ersten christlichen Gemeinden ertheilt und in denen sie die Religion ihres Meisters und Lehrers diesen mitgetheilt und auseinandergesetzt haben. Daß alle diese Männer, vom Geiste des Herrn ergriffen und getrieben, keinem Zweifel an ihrer Treue und Gewissenhaftigkeit Raum geben, und sonach vollständigen Glauben verdienen, darüber kann nur eine Stimme seyn.

Dahingegen ergeben ihre Schriften selbst zur Genüge, daß dieser Geist, der sich ihrer bemächtiget, sie vereiniget und für einen Zweck beseelt hat, darum nicht ihre Individualität und ihre Persönlichkeit vernichtet hat. Wir finden nicht blos in den Erzählungen, die sie uns hinterlassen haben, mancherlei Ab-

weichungen, sondern auch in den Lehren, die sie als christliche Lehre verkündet haben, mehrere Verschiedenheiten und sogar einzelne Widersprüche, wenn auch nur in Modificationen. Am grellesten vielleicht zeigen sich diese zwischen den Aposteln Jacobus und Paulus, so daß der ehrliche Luther, bei seiner großen Geistesverwandtschaft mit dem letzteren, mit dem ersteren sich gar nicht versöhnen konnte. Wenn gleich ein Storr und Rosenmüller dargethan haben, daß beide in der Hauptsache, in der Lehre von der Nothwendigkeit der Ausübung der Gebote des Heilandes, völlig mit einander übereinstimmen; so ist doch beider Verschiedenheit in der dogmatischen Würdigung des Versöhnungswerks unverkennbar. Auch zeigten sich die Folgen der Verschiedenheit des Unterrichts gleich im Anfange der Bildung der christlichen Kirche durch mehrere Spaltungen in Glaubenssachen, so daß nicht nur die Apostel Petrus und Paulus alle Beredtsamkeit aufbieten mußten, um die getrennten Erstlinge der Kirche zusammen zu bringen und die Einheit der Kirche zu erhalten, sondern daß auch zu eben dem Ende die sämmtlichen Apostel und Aeltesten mehreremal, nach Ausweis der Apostelgeschichte, Zusammenkünfte halten mußten, um die Streitigkeiten zu schlichten und die Zweifel zu entscheiden. Vorzüglich ist es Eine Idee, die wir bei mehrern Jüngern des Heilandes antreffen, worauf ich Sie hier

besonders aufmerksam machen muß. Alle hatten sie an ihn, als den dem jüdischen Volke verheißenen Messias, geglaubt, so lange sie bei ihm waren. In der jüdischen Vorstellung von dem Messias aber war der Gedanke enthalten, daß derselbe, ein zweiter Moses, von Gott gesandt werden werde, um das auserwählte Volk von der Schmach seiner Unterjochung zu befreien und eine neue Theokratie zu stiften, ein weltliches Reich, dessen höchstes Oberhaupt Gott selbst wäre, und das von dessen Stellvertretern nach seinen Gesetzen regiert würde.

Der Tod ihres Meisters mußte zwar ihre Hoffnung auf die Stiftung eines weltlichen Reiches vernichten; aber die Grundidee blieb darum unverändert und nahm nur darin eine andere Modification an, daß aus dem weltlichen Reiche ein geistiges wurde, zu welchem sie ihr Meister berufen habe, und das darum nicht fern seyn könne. Unter den gelehrtesten und orthodoxesten Theologen ist es eine anerkannte Sache, daß hiernach mehrere Jünger und Apostel in der Meinung standen, wie der Anfang einer neuen Weltperiode, als des Reiches des Messias, mithin als eines realen Institutes, verbunden mit der Wiederkunft des Herrn und einer allgemeinen Auferweckung der Todten, nahe, so nahe bevorstehe, daß einige von ihnen es noch erleben und nicht erst sterben, sondern blos verwandelt werden würden. Die Zeit

hat hierüber längst entschieden; und in den uns aufbehaltenen Reden Jesu finden wir keine Spur, welche diesen Irrthum zu begründen oder zu rechtfertigen angethan gewesen wäre.

Aus alle dem geht denn hervor, daß die einzelnen Apostel ihre Erzählungen und ihre Lehren gewiß nach ihrer innigsten Ueberzeugung, mit strenger Gewissenhaftigkeit und heiliger Ehrfurcht vor ihrem Meister, niedergeschrieben und uns hinterlassen haben; daß aber nichts desto weniger der Antheil, den die Individualität eines Jeden daran gehabt, unverkennbar ist, und daß eben dieser Antheil wieder ausgeschieden werden muß, wenn man zu einer vollkommenen Uebereinstimmung Aller gelangen will, in welcher allein dasjenige enthalten seyn kann, was sie von ihrem Lehrer gelernt und ohne allen eigenen Zusatz und Veränderung bewahrt haben. Hiernach wird man einen bedeutenden Unterschied machen müssen zwischen den eigenen Reden Jesu, die sie uns aufbehalten haben, und zwischen ihren eigenen Erzählungen von Begebenheiten, oder ihren Unterweisungen der gestifteten Gemeinden. Von den Reden Jesu muß ihnen jedes Wort heilig gewesen seyn; denn diese waren für sie selbst die Quelle ihrer eigenen Erkenntniß. Auch finden wir in deren Anführung eine merkwürdige Uebereinstimmug; so daß auch wir eben diese Reden als die heilige und unan-

tastbare Grundlage der christlichen Religion verehren müssen.

Die eigenen Unterweisungen und Lehrvorträge der Apostel sind für uns ein Commentar, eine Erklärung und weitere Ausführung jener einfach erhabenen Grundzüge. Wir dürfen dabei nicht vergessen, wie diese Männer aus der Urquelle geschöpft haben, daß sie von dem Messias selbst unterwiesen worden sind, daß sie ihr ganzes Leben der Erhaltung und Verbreitung der von ihm gestifteten Religion gewidmet, und die meisten von ihnen dafür ihr Blut vergossen haben. Immer aber bleibt der Unterricht, den wir von ihnen empfangen, nur eine mittelbare Unterweisung in der Lehre Jesu, die sie uns treu wieder gegeben haben, so wie sie selbst solche nach ihrer Individualität begriffen und in sich aufgenommen hatten. Ohne Prüfung, und ohne Sichtung dessen, was nicht mit den Reden Jesu übereinkommt, oder worin sie unter einander selbst uneinig sind, darf man bei der Aneignung ihrer Lehre nicht zu Werke gehen. Eben dies gilt von ihren Erzählungen. Es versteht sich ganz von selbst, daß dabei schon ein Unterschied zwischen dem, was sie selbst erlebt haben, oder was sie auf Treu und Glauben nacherzählen, gemacht werden müsse; aber auch in Ansehung des ersteren müssen wir uns stets erinnern, daß wenn nicht ein Jeder von ihnen die Sachen so

erzählt hätte, wie sie ihm erschienen sind und er sie aufgefaßt hat, eine Abweichung ihrer Geschichten von einander ganz unmöglich wäre. Daß sie uns die Wahrheit aufbehalten haben, daran darf kein Zweifel seyn; aber eine subjective Wahrheit, denn eine objective duldet durchaus keine Verschiedenheit.

Besorgen sie nicht, verehrte Freundin, daß durch eine Hermeneutik, die nach diesen Regeln verfährt und streng untersucht, ein großer Theil dessen uns entzogen werden könnte, was bisher unsern Glauben und unsern Trost ausgemacht hat. Darin eben bewährt sich die Heiligkeit und Lauterkeit der christlichen Religion, wie wir sie aus den Urkunden des neuen Testamentes schöpfen, daß bei der allerstrengsten Prüfung nichts Wesentliches, durchaus nichts, was zu unserem Heile und Frieden dient, verloren geht. Aber eine solche Prüfung gewährt uns zuvörderst die kostbare Beruhigung, daß wir uns zu derjenigen Religion bekennen, welche unser Erlöser wirklich gelehrt hat; und zugleich befreit sie uns von all den Irrthümern, Entstellungen und Zusätzen, welche Mißverstand, Unwissenheit, Leichtsinn, und selbst Arglist und Hochmuth seit 1800 Jahren hineingetragen haben. Sie wissen ja, daß es viel mehr Mühe kostet, aus einem weißen Gewande einen Fleck wieder zu tilgen, als ihn darauf zu bringen. Das

Reinste, Glänzendste und Kostbarste aber, was wir auf der Welt besitzen, und in welches wir uns kleiden müssen, um würdig zu seyn zum Eingang in das Haus des Herrn, was ist es anders, als die Religion unseres Heilandes und Herrn Jesus Christus?

Fünfter Brief.

Mit Jemandem, der Geister zu sehen vermag, oder doch den Erzählungen von Erscheinungen der Verstorbenen Wahrscheinlichkeit zuschreibt, wie der Verf. thut, ist nicht wohl über Glaubenssachen zu streiten. Denn dazu gehört, meines Erachtens, ein Glaube, der mächtiger ist, als Berge zu versetzen. Dennoch muß ich, da ich einmal mich dazu gegen Sie verstanden habe, des Verf. Erinnerungen gegen meine Ueberzeugung von dem Zustande nach dem Tode, zu beleuchten, mich schon dazu verstehen, auch diejenigen biblischen Stellen durchzugehen, worauf er sich beruft, um dadurch zu erweisen, daß meine Ansicht irreligiös ist, die seinige aber christlich.

Hierbei bevorworte ich aber sogleich, daß mein Unglaube an der Erscheinung der Todten und an der Unterhaltung mit ihnen, nicht bezogen werden darf

auf diejenigen Erscheinungen, von denen uns die Bibel erzählt. Moses war es vergönnt, den Herrn der Heerschaaren mit leiblichen Augen zu sehen; wie solches zuging, wird nie ein Mensch begreifen können; aber wenn Moses ihn wirklich sah, so folgt daraus auf keine Weise, daß irgend ein anderer Mensch ihn je sehen werde. Ich mißbillige die schon gemachten Versuche, die Wunder, wovon uns die Bibel erzählt, auf die gezwungenste und schlaueste Weise natürlich zu erklären; ich halte es für nichtswürdig, dabei einen (jesuitisch) frommen Betrug anzunehmen; dennoch halte ich nicht Alles für ein Wunder, was wohl sonst dafür angesehen worden seyn mag. Wir können uns aber hier die Mühe ganz ersparen, in diese Materie tiefer einzugehen, da so viel ausgemacht ist, daß aus den Wundern überall nichts für den ordentlichen Gang der Dinge zu folgern ist. Denn ein Wunder besteht eben darin, wie es Einige erklären, daß Dinge geschehen, deren Ursache aus den uns bekannten Naturgesetzen nicht herzuleiten ist, vielmehr damit unvereinbar zu seyn scheint; oder, wie es Andere verstehen, daß Gott, vermöge seiner Allmacht, von den Naturgesetzen eine besondere Ausnahme macht, und das Gegentheil von dem verwirklicht, was nach jenen hätte erfolgen müssen. Eher könnte man also aus jedem Wunder für die Regel das Gegentheil folgern, wenn es nicht ver-

nünftiger wäre, aus einem Wunder gar nichts für das Gewöhnliche zu schließen, gerade darum, weil es ein Wunder, eine Ausnahme von der Regel ist. Das alte Testament erzählt uns von mehrern Personen, die lebendig mit Haut und Muskeln gen Himmel gefahren seyn sollen; dennoch glaubt selbst der Verf. nicht, daß wir anderen Menschenkinder unser Fleisch mit hinüber nehmen können, wie denn auch im Evangelium das Gegentheil ausdrücklich versichert ist. Wenn daher auch Jesus, vor den leiblichen Augen und Ohren dreier Jünger, Matth. XVII, v. 3, mit Moses und Elias geredet hat; was ist daraus für unsere Zukunft zu folgern? Selbst die Wiedererscheinung des Heilandes berechtiget uns zu gar keiner Schlußfolge über unseren eignen Zustand nach der Auferstehung. Denn er spricht ausdrücklich zu den Jüngern: Luc. XXIV, v. 39 und 43, „Betrachtet mich! denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß ich habe;" und er aß vor ihren Augen Fisch und Honigseim. Es war also der auferstandene Jesus in seiner ganzen früheren Persönlichkeit, mit demselben irdischen Körper, der ans Kreuz geschlagen war. Wenn aber der Leib aller anderen Menschen nach der Versicherung der Bibel im Grabe verwesen muß; welche Logik hat den Schluß gebildet, den der Verf. macht: Weil Jesus sich seines vorigen Lebens nach seiner Auferstehung

bewußt war, so müssen auch wir, deren Leib verwest, uns dessen nach dem Tode bewußt bleiben?

Ich halte mich nicht auf bei den Stellen: Luc. XVI, v. 19—31, und Matth. VIII, v. 11. XIX, v. 28 — 30, auch XXV, v. 31 — 46, welche der Verf. wörtlich und als Prophezeihung künftiger Begebenheiten nimmt; da es allzusehr in die Augen springt, daß solche lediglich Allegorien sind, gebraucht, um die Nutzanwendungen daraus zu ziehen, die mit so klaren und eindringlichen Worten ausdrücklich beigefügt worden sind. Der Verf. selbst erklärt wenigstens bei Gelegenheit der Stelle in Matth. VIII, v. 11, daß das Evangelium uns von dem Gemeinleben im Himmel keine andere Nachricht gebe, als in Bildern und Parabeln. Gleichwohl löst er die Allegorie nicht auf in ihre Bedeutung, sondern nimmt das Bild für den wirklichen Gegenstand, dessen Erkennung dadurch erleichtert werden soll. Bei einem solchen Verfahren wird die schöne Gabe der Dichtung ein höchst gefährliches Mittel der Gedankenmittheilung, und die Allegorie und Fabel besonders ein wahres Universalmittel zu Gedankenverwirrung.

Es geht aber dem Verf. mit der Ironie nicht besser, als mit der Allegorie. Um mich, ich weiß selbst nicht wessen, zu beschuldigen, parodirt er eine Stelle des kleinen Nachtrages zum Menschen; oder vielmehr,

er parodirt nach mir die Erzählung des Lucas von der naimitischen Wittwe, und läßt demnächst Jesum sowohl über den Tod ihres Kindleins, als auch über den Tod seines Freundes Lazarus in Thränen ausbrechen. Wenn aber, wie der Verf. ebenfalls versichert, Gott diejenigen lieb hat, welche jung sterben, wie war es möglich, daß der Herr über den Tod seines Freundes und jenes Kindes betrübt seyn konnte? Auch weinte er gewiß nicht über sich selbst, daß er diese Todten ins Leben zurückrufen und sie in ihrem Glücke stören wollte. Aber die Trauer der jammernden Mutter, die Klage seiner geliebten Freundin, diese gingen dem Menschenfreunde zu Herzen. Dieses weiche Mitgefühl, das hier ihm Thränen entlockte, machte ihn auch stark, am Kreuze zu sterben zur Erlösung der irrenden Menschheit.

Nach dem Verf. ist der Apostel Paulus, 2. Corinth. XII, v. 2—4, schon vor dem Tode in dem Himmel gewesen, und hat dort die Herrlichkeit der Seligen geschaut, — und zwar im dritten Himmel. Daß diese Redensart erst seit dem gebräuchlich geworden sey, möchte wohl schwerlich zu erweisen seyn. So viel ist wenigstens ausgemacht, daß man selbst im gemeinen Leben nicht selten von Entzückungen bis in den 3ten, oder gar bis in den 7ten Himmel hört. Was diese Entzückung des Paulus zu Wege gebracht hat und noch alle Tage hervorzubringen ver-

mag, das hat uns dieser Apostel, 1. Corinth. II, v. 7 und 9, mit klaren Worten gesagt: „Jene geheime und verborgene Weisheit, die Gott vor Weltbeginn zu unserer Verherrlichung bestimmt hat, und die uns von Jesu verkündiget worden ist. Was kein Auge sah, und kein Ohr hörte, und in keines Menschen Herz aufstieg, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, das hat Gott uns durch seinen Geist enthüllt." „Denn, setzt der Apostel sogleich hinzu, der Geist erforschet Alles, auch die Tiefen Gottes." Wahrlich der Mensch ist höchlich zu beklagen, der noch nie entzückt gewesen ist bis in den Himmel, der den Himmel in seinem Leben nie offen gesehen hat!

Wenn also der Apostel sich hier einer bei den Juden sehr gebräuchlichen Redensart bedient hat, um dadurch die Größe der Wonne zu bezeichnen, die er bei der Einsicht in die Erhabenheit der Lehre Jesu empfand; so ist er gewiß weit entfernt gewesen, zu ahnen, daß hieraus ein Christ den Beweis würde dafür entnehmen wollen, daß es für die Abgestorbenen mehrere Himmel gebe. Indessen war, wie schon gedacht, diese Vorstellung eben so allgemein, als die vom jüngsten Gerichte. Beide waren auch unzertrennlich. Denn wenn die Menschen insgesammt so, wie sie diese Welt verlassen, verpflanzt werden sollen in eine andere Welt; so ist nicht blos eine gänzliche

Absonderung der Guten und Bösen, sondern auch eine Eintheilung dieser beiden Hauptgattungen in mehrere Classen nothwendig, damit eine jede dersel- ben nach dem Maße ihrer schon erworbenen Voll- kommenheit fernerweit zweckmäßig geübt werden könne, ohne einander hinderlich zu seyn, und in den- jenigen Zustand versetzt werde, der ihrem vorigen Lebenswandel angemessen ist. Diese Vorstellung ist so natürlich, daß wir sie bei allen Völkern in ihrer Kindheit und Rohheit, vom Euphrat bis an den Rhein, vorfinden. Damit aber ist für die Hoffnung des Wiedersehens der Verstorbenen so wenig gewon- nen, daß sie dadurch vielmehr für alle diejenigen auf immer verschwindet, die nicht in denselben Himmel kommen. Denn es versteht sich ja ganz von selbst, daß die Bewohner des einen Himmels nicht in den andern eigenmächtig dringen, noch die Bewohner des Himmels und der Hölle zu einander kommen können, wie eben dies auch in der Erzählung vom armen Lazarus, in Gemäßheit der dem Volke be- kannten Idee, besonders erwähnt ist. Luc. XVI, v. 26. Eine unüberspringliche Kluft ist da zwischen den verschiedenen Aufenthaltsorten der Abgeschiede- nen. Ganz anders wird das Gemälde der Phan- tasie, wenn der Aufenthaltsort für die Verstorbenen nicht nach den Classen bestimmt wird, in welche sie eingetheilt werden; sondern wenn man umgekehrt

dafür hält, daß jede Welt in Gottes zahlloser Schöpfung ihre bestimmte Einrichtung habe, deren Genuß und Benutzung wiederum ein gewisses Maß subjectiver Fähigkeit voraussetzt, unter welchem und über welches hinaus diese Welt nicht bewohnbar ist. Alsdann wird jedes Individuum in jeder Welt verweilen, bis es derselben entwachsen ist, und es wird alsdann derjenigen Welt zueilen, für welche es tauglich geworden ist. Hier gibt es durchaus keine willkührlichen oder unübersteiglichen Schranken; sondern das Hinderniß des Ueberganges aus einer Welt in die andere ist blos subjectiv und zeitlich. Jede Vermehrung der Anstrengung unserer Kräfte und unserer Besserung beschleuniget die Reise und kürzt den Weg ab. Nicht umsonst scheint unser Auge mit Sehnsucht und Entzücken an dem gestirnten Himmel zu hangen, an diesem Weltenmeer, das auch wir zu durchreisen und kennen zu lernen uns berufen fühlen. Diese Vorstellungsart hat das Zeugniß Christi für sich. Denn er sagt: Joh. XIV, v. 2, „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wäre es nicht so, so würde ich es euch nicht sagen. Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten — und werde euch zu mir nehmen, damit, wo ich bin, auch ihr seyd." Diesen Wunsch, und diese Zusicherung der Vereinigung wiederholte Jesus nochmals, nach der Erzählung desselben Evangelisten, XVII, v. 24, nicht blos

in Bezug auf seine Jünger, sondern auf alle Bekenner seiner Religion, und mit dem Hinzufügen: „auf daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast." Damit Sie aber nicht, mit dem Verf. meinen, daß Jesus hier von einem Zusammenseyn im Raume und von einer Herrlichkeit rede, die mit Augen zu sehen ist, bitte ich Sie, die vorangehenden vier Verse nachzulesen, die keinen Zweifel übrig lassen, daß Jesus von der Vereinigung im Geiste und in der Gesinnung redet, und von der Glückseligkeit, welche die Befolgung seiner Lehre verschafft. Ja solche wird, nach v. 22, schon hier allen denen zu Theil, die dem Herrn gehorchen und mit ihm eins sind.

In allen bisher durchgegangenen Stellen habe ich noch keinen Aufschluß über die Beschaffenheit des künftigen Lebens ersehen können. Nun aber führe ich Sie auf eine Stelle, in welcher Jesus selbst darüber unzweideutige Belehrung gibt. Dieselbe Schwierigkeit, die es mir gemacht hat, zu glauben, daß ein Mann mit zwei Frauen in jenem Leben sich sehr glücklich befinden würde, wenn die Gefühle und Lebensverhältnisse dieser Welt auch dort fortdauern, leuchtete auch den Sadduzäern ein. Deshalb befragten sie den Heiland, wem eine Frau, die hier mehrere Männer gehabt hätte, dort angehören würde. Hierauf antwortete Jesus: Luc. XX, v. 35 und 36.

„Die Kinder dieser Welt freien und nehmen Weiber. Die aber würdig befunden werden des künftigen Lebens und der Auferstehung für dasselbe, die werden weder freien, noch heirathen, eben so wenig, als sie wieder sterben können. Denn sie werden den Engeln gleich seyn und Kinder Gottes, als nämlich durch die Auferstehung ihm näher gebracht." Diese Stelle gibt zu einer Menge Betrachtungen Veranlassung. Zuvörderst mag ich nicht bergen, daß es mich befremdet hat, warum der Verf. gerade den Lucas allegirt hat, da dieselbe Geschichte vom Matthäus (XXII, v. 23—33) und Marcus (XII, v. 18—27) viel einfacher und leichter verständlich erzählt worden ist. Indessen springt es in die Augen, daß Jesus nicht blos darüber habe Auskunft geben wollen, daß in jenem Leben keine neue Ehen geschlossen werden; denn solchergestalt würde die Antwort nicht auf die Frage passen. Es war darin nicht die Rede von einer neuen ehelichen Verbindung, sondern von der Fortdauer der hier schon vollzogenen. Jesus erklärt also, daß ein eheliches Verhältniß im Himmel nicht Statt finden, nicht fortdauern werde. Hieraus folgt denn sogleich, daß die Redensart: wir werden in jenem Leben wieder geboren werden, nur eine figürliche ist und nur so verstanden werden darf: wir werden in jenes Leben gleichsam als Kinder eintreten, ohne Erfahrung und Kenntniß von dem, was dort

unser wartet. Eine Bevölkerung jener Welt durch Zeugung und leibliche Geburt wird dort nicht Statt finden, mithin auch das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern dort wenigstens nicht aufs neue begründet werden, und überhaupt kein Unterschied der Geschlechter mehr obwalten. Bleiben wir aber noch vor der Hand bei dem ehelichen Verhältnisse stehen. Aus der von den Juden vorgelegten Frage, durch welche sie seine Lehre von einer Fortdauer nach dem Tode widerlegen und lächerlich machen wollten, ergibt sich, daß sie nicht blos wissen wollten, welcher von den sieben Männern berechtiget sey, dort die Ehe mit der Frau fortzusetzen, sondern wessen Weib sie dort seyn werde; für welchen bei der Frau, und bei welchem von den Männern das Bewußtseyn, das Gefühl und der dadurch begründete Genuß wechselseitiger ehelicher Zuneigung fortdauern, wohingegen dieses Bewußtseyn und dieses Gefühl bei den übrigen erlöschen und absterben werde? Denn das ist klar, daß wenn alle sieben Männer diese Frau gleich sehr geliebt hätten, auch alle ein gleiches Verlangen haben müßten, ferner mit ihr in zärtlicher Ehe fortzuleben, und daß die sechs leer ausgehenden Männer schon dadurch unverschuldet unglücklich werden würden, wenn ihnen das Glück versagt wird, dessen Schönheit und Werth ihnen in dem Genusse ihres Mitbewerbers täglich vorgehalten würde. Der Verf.

ist zwar davon unterrichtet, daß im Himmel keine Eifersucht Statt finden werde. Des Glaubens lebe auch ich; aber aus dem Grunde, weil dort keine Veranlassung dazu seyn wird. Wenn aber, nach des Verf. Meinung, der Mensch im Himmel mit dem Bewußtseyn und der Fortsetzung seiner irdischen Verhältnisse und mit allen den Gefühlen, die gegenwärtig in seiner Brust hausen, hinübergeht in jenes Leben, wie will es der Verf. anfangen, daß dort die Eifersucht aufhört? Sehr wahr nennt er sie eine Schwäche des Geistes, der der Leidenschaft nicht zu gebieten vermag. Werden wir denn aber im Tode wunderbarer Weise von unseren Schwächen mit einem Male entlediget werden? Kann der Verf. dieses glauben, da nach ihm der Zustand jenes Lebens genau auf dem Puncte anfängt, wo wir hier aufhören und da alle unsere irdischen Vorstellungen und Gefühle der Seele fest ankleben sollen? In der That, ich weiß für den Verf. keinen andern Rath, als seine Zuflucht zum Fegefeuer zu nehmen, in welchem alle irdischen Begierden und Leidenschaften ausbrennen. Der Verf. hat aber freilich wohl eingesehen, daß es nicht möglich sey, dies zu bewerkstelligen, ohne zugleich die irdische Vorstellung von dem Gegenstande der Begierde oder Leidenschaft mit zu verbrennen; und daß auf diese Weise seine ganze Theorie von der Fortdauer des Bewußtseyns ein Raub der Flammen

werden würde. Darum fertiget er mich mit der Antwort ab: „das Fegefeuer stehe hier am unrechten Orte; denn die alten Deutschen hätten die Eifersucht ohne Fegefeuer aus dem Himmel zu entfernen gewußt, indem sie die Weiber gar nicht nach Walhalla kommen ließen, damit nicht durch die Gemeinschaft der Weiber die Freuden des Himmels in Raufhändel verkehrt würden.“ Damit ist mir aber wahrlich nicht gedient, und ich muß den Verf. wenigstens für mein Theil, auch wenn ich davon keinen Vortheil haben sollte, um Gnade für meine Frau, Mutter und Kinder, und für Sie, liebe Freundin bitten. Es ist unmöglich, bei solchen Reden ernsthaft zu bleiben; ich nehme mich aber gleich wieder zusammen.

Lassen wir also die Eifersucht! Auch ohne dieselbe, und wenn sie dem glücklichen Mitbewerber sein Glück von Herzen gönnen, würde dessen bloße Entbehrung für die übrigen sechs Ehemänner in jener Stelle ein schweres Unglück seyn, wenn sie dort fortfühlen und lieben sollten, wie sie hier geliebt haben. Christus aber sagt, es werde dort überhaupt kein eheliches Verhältniß, keine Vorstellung davon Statt finden, und eben darum keiner von allen sieben einen Vorzug vor den übrigen haben. Ueber diesen Ausspruch kann auch der Verf. nicht hinweg. Er versichert uns aber, daß das eheliche Verhältniß und

das Gefühl der ehelichen Aneignung das einzige von allen irdischen Verhältnissen und Gefühlen sey, von dem wir uns im Tode trennen, dahingegen alle übrigen uns begleiten. Er weiß dies daher, weil Christus um andere irdische Dinge nicht befragt, von diesen nicht ebenfalls gleich unumwunden erklärt hat, daß sie dieser Welt angehören und von dieser Welt nicht zu trennen sind. Ich meines Orts bekenne ganz frei, daß wenn ich dieses Herz und meine jetzigen Empfindungen und Vorstellungen behalten soll, ich auf einen Himmel Verzicht thue, dem das Glück der Ehe abgeht. Denn von allen Gütern, welche diese Erde bietet, ist es das höchste, ein liebes Weib zu besitzen und von ihr sich geliebt zu wissen; von allen unseren Gefühlen ist die eheliche Liebe das innigste und beseligendste. Und gerade dies müßten wir aufgeben, während alle anderen fortdauern? Jesus aber erklärt uns die Ursache des Aufhörens, indem er den Grund angibt, daß alle Verhältnisse und Ereignisse, woran dieser irdische Leib irgend einen Antheil hat, daß alle und jede Gefühle, so weit sie irdisch sind und auf individuelle Gegenstände gehen, jenem Leben fremd sind, weil wir dort den Engeln gleich seyn, keinen irdischen Körper, sondern einen verklärten Leib haben werden, durch welchen wir auf ganz andere Weise empfinden und ein Leben ganz anderer Art führen werden; mithin nicht blos das

eheliche Verhältniß und Zuneigung, sondern noch weit mehr alle anderen Verhältnisse und Gefühle von dieser Welt, lassen wir beim Austritte aus derselben zurück und scheiden davon auf ewig. Eben deswegen können wir auch in jener Welt nicht wieder sterben. Dies steht mit dürren Worten da, und darauf fußt der Verf., indem er bestreitet, was mir gewiß ist, daß auf dieses Leben noch eine zahllose Menge immer höher steigenderer und geistigerer Leben folgen werde, aus deren jedem wir in das nächstfolgende dadurch übergehen, daß die Seele sich von dem Körper trennt, in welchem sie gelebt hat, und in einen anderen weniger sinnlichen übergeht. Doch so klar die Worte wider mich auf den ersten Anblick zu sprechen scheinen; so gewiß ist es, daß sie mit meiner Idee auf das genaueste übereinstimmen. Um jedoch mich keiner erkünstelten Auslegung selber anklagen zu müssen, habe ich deshalb verschiedene Theologen zu Rathe gezogen, welche mir diese Stelle auf dieselbe Art erklärt haben, wie ich sie verstehe. Das Sterben ist, nach rabbinischer Vorstellungsart, eine von den vier Erscheinungen der Hölle im Menschen, eben so wie die Erzeugung der Nachkommenschaft. Hierauf macht Professor Paulus in seinem Commentare mit Recht aufmerksam. Denn es erklärt den Grund, warum Jesus von der Ehe auf das Sterben kommt, und von beiden sagt, daß sie dort nicht mehr Statt

haben werden. Sterben aber heißt, auch in unserer deutschen Sprache, den Tod durch die innere Desorganisation des Körpers, durch die aus der Unregelmäßigkeit seiner inneren Thätigkeit erzeugte Zerstörung, erleiden. Von einem Menschen, der durch den Blitz erschlagen, der erstickt oder erschossen wurde, mit einem Worte, von jeder Todesart, welche das Erzeugniß einer äußeren Gewalt ist, sagt man nicht, der Mensch ist am Blitze, an der Kugel oder im Wasser gestorben. Also diesen qualvollen, schmerzhaften Tod, der die Folge innerer Auflösung der körperlichen Lebensverrichtungen ist, diese ganz unwillkührliche Trennung der Seele von ihrem Leibe, zu der sie lediglich durch den physischen Zustand des letzteren gezwungen wird, einen solchen Tod haben wir in jenem Leben nicht mehr zu befürchten, weil unser dortiger Leib ganz anders geformt, dem Geiste näher verwandt und darum mehr in dessen Macht gegeben seyn wird, als der Körper, den wir jetzt bewohnen. Diese irdischen Bestandtheile desselben fesseln ihn an den Boden und machen selbst die Seele abhängig von dem Irdischen. Dort in einem lichteren Körper, wird die Seele freier seyn, sich in Zeit und Raum leichter bewegen können, und selbst mit größerer Selbständigkeit den Zeitpunct herbeiführen können, wo es ihr vergönnt ist, ihn abzulegen, um einen noch besseren anzulegen. Eben darum wird

ein Tod, wie der, durch den hier gewissermaßen der Körper die Seele von sich ausscheidet und durch einen organischen Proceß verflüchtiget, uns nicht mehr bevorstehen. Daß diese Erklärung die richtige ist, bezeugen andere Stellen vollständig. „Die Speisen sind für den Magen, und der Magen für die Speisen. Gott aber wird sowohl diese, als jenen zerstören. Für die Unzucht ist also nicht der Leib da, sondern für den Herrn." (1. Corinth. VI, v. 13.) Der letzte Satz in diesem Verse ist von mir darum nur mit ausgezogen, weil er den Beweis enthält, daß in den beiden ersten nicht blos von einem Theile des Leibes die Rede, sondern nach einer bekannten Redefigur, ein Theil für das Ganze gesetzt ist. Man würde also die Stelle, mit dem Verf. ganz falsch verstehen, wenn man sie so übersetzen wollte, daß zwar der Magen und die ihm ähnlichen gröberen Theile im Tode verwesen, aber dennoch ein feinerer Bestandtheil des Körpers von der Seele mit sich fortgenommen würde. Davon steht hier kein Wort geschrieben; sondern der ganze Leib, mit allen seinen Theilen, wird durch den Tod zerstört. Dasjenige, was von dem Herrn auferwecket werden wird, ist allein das Unzerstörbare, der Geist. Eben dies wiederholt der Apostel, 1. Corinth. XV, v. 36 fgg. und v. 50, wo derselbe unseren jetzigen Körper und den himmlischen als ganz verschieden betrachtet und

die Nothwendigkeit der Verwesung des ersteren lehrt, nach dem Muster des Ausspruches Jesu, in Joh. XII, v. 24. Dahingegen hat Paulus allerdings den Glauben, daß der himmlische Leib, den wir bekommen werden, unzerstörbar und ewig seyn werde, weil es ein geistiger Körper seyn werde. Er sagt dies mit klaren Worten, v. 42—44 und 52, auch 2. Corinth. V, v. 1. Es sagt es aber außer ihm, soviel mir bekannt, kein anderer Apostel, noch viel weniger Jesus selbst. Paulus selbst erkannte, daß es einen Widerspruch enthalte, einen geistigen Körper, eine unendliche Endlichkeit zu denken, ein unvergängliches Vergängliche, weshalb er selbst es für ein Wunderwerk der Allmacht Gottes erklärt. (Philipp. III, v. 21.) Da aber Paulus sogar in Ansehung seiner selbst sich irrte, indem er hoffte, zu denen zu gehören die den jüngsten Tag erleben würden, (1. Corinth. XV, v. 5, 2. Corinth. V, v. 4, und 1. Thessal. IV, v. 17), da wir doch wissen, daß er gestorben ist; und da es überhaupt unverkennbar ist, daß Paulus seine älteren religiösen Ideen, über das jüngste Gericht und über das Paradies der Frommen in einem himmlischen Leben, mit hinüber genommen hatte in die Zeit seiner Verehrung Jesu, weil Christus ihnen nicht ausdrücklich widersprochen, vielmehr gleichnißweise sogar dieser Vorstellungen sich bedient hatte: so kann ich nicht umhin, den Paulus und

seine Bekenner über diesen Gegenstand zwar bei ihrem Glauben zu lassen, mich selbst aber nur an das zu halten, was Jesus deshalb gelehrt hat. Denn mit Paulus (2. Corinth. V, v. 1—4) bin ich überzeugt, daß jeglicher Leib nur eine Behausung der Seele, ein Kleid für dieselbe ist, das sie verlassen und ablegen muß, sobald es baufällig und unbrauchbar geworden ist, und sie behindert, weiter empor zu klimmen an Gottähnlichkeit und Befreiung von aller Sinnlichkeit.

Bevor ich die inhaltreichen Worte unseres Erlösers verlasse, worüber ich mich schon so lange mit Ihnen unterhalten habe, muß ich Sie noch aufmerksam machen, auf die Anfangsworte des 35sten Verses. „Die aber würdig befunden werden des künftigen Lebens und der Auferstehung für dasselbe.“ Jesus spricht hiernach also nicht von allen Verstorbenen, sondern er unterscheidet unter denselben diejenigen, welche würdig seyn werden, einzugehen in jene Welt, von denen, die dessen unwürdig sind. Von den letzteren sagt er zwar weiter nichts, und bestätiget daher meine Vermuthung nicht, daß sie wohl auf dieser Welt mehr als einmal geboren werden könnten, aber verwirft sie auch nicht. Uebrigens habe ich, daß dem so seyn werde, nirgends als eine ausgemachte Gewißheit behauptet; sondern nur es als eine Möglichkeit angeführt, wofür sogar einige

Wahrscheinlichkeit spricht. Nach meinem Systeme kann es uns übrigens ganz gleich seyn, wo wir nach dem Tode leben werden. Denn wo wir uns auch befinden werden, so sind wir dessen gewiß, daß wir in denjenigen Verhältnissen leben werden, die unserer ferneren Uebung günstig seyn werden, zu welcher wir alle Anlagen und Fertigkeiten, ja selbst alle von Raum und Zeit unabhängigen Begriffe und Erkenntnisse mitbringen, die wir uns in unserem jetzigen Leben zu eigen gemacht haben.

Es ist deshalb abermals eine durchaus falsche Beschuldigung, wenn der Verf. mir in den Mund legt, „daß wir nach dem Tode als dieselben unwissenden Kinder wieder geboren werden würden, die von dem Erdball ohne Aussteuer für die Ewigkeiten, (wie viel mag es deren wohl geben?) ohne Kraft, ohne Vorbildung gleichsam weggeschleudert wurden, um dort erst Grundvorräthe für die Fortdauer idiotisch erbetteln zu müssen." Ich meine, in dem zwölften Capitel des Menschen genugsam ausgeführt zu haben, welchen formellen und materiellen Werth und Nutzen die moralische sowohl, als die intellectuelle Vorbildung in diesem Leben für die künftige Fortbildung hat, um darauf verweisen zu können. Der Verf. aber, der uns alle unsere Wissenschaften und Künste mit auf die Reise gibt, geräth in die größte Ungewißheit, ob er dieselben für nützliche Aussteuer,

oder für Ballast des Schiffes ansehen soll, das uns hinüber trägt. Jenes vermeint er bei der Stelle 1. Corinth. XIII, v. 12, wobei er den bündigen Schluß macht: „daß wenn wir dort hellere Aufschlüsse zu erwarten ermächtiget sind, wir uns des Gegenwärtigen auch erinnern müssen, um darüber belehrt werden zu können;" dieses nimmt er aus der Ermahnung des Heilandes in Matth. V, v. 3 und 8. „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr! Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!" Es würde ganz überflüßig seyn, Ihnen erklären zu wollen, daß der Heiland hierbei nicht daran gedacht hat, uns von der wissenschaftlichen Bereicherung unseres Geistes abmahnen und dieselbe verachten zu wollen; aber das muß ich bemerken, daß die erstere Stelle ganz vorzüglich mein System bestätiget. Glaube, Liebe, Hoffnung, das sind die Güter, die einen bleibenden Werth haben, und unter diesen die Liebe den größten. Was wir sonst jetzt wissen, ist Stückwerk und dunkel; dort aber werden wir klarer sehen und erkennen, wie wir selbst erkannt, durchschaut werden werden. Soviel ich Deutsch verstehe, steht hier kein Wort davon, daß wir über eben dasjenige, womit wir uns hier beschäftiget haben, dort hellere Aufschlüsse erhalten werden; sondern eine größere formelle Vollkommenheit wird uns verheißen. Ge-

wiß hat der Verf. schon Manches in seinem Leben vergessen, ohne deswegen einfältiger geworden zu seyn. Ich selbst habe in meiner Jugend verschiedene Sprachen getrieben und mich sehr viel mit Mathematik beschäftiget, beides aber späterhin liegen lassen und meistentheils wieder vergessen; aber ich bin mir des großen Nutzens des Studiums derselben sehr wohl bewußt. Es würde um unsere Fortbildung und den Wachsthum unserer Einsichten sehr mißlich stehen, wenn die unerlaßliche Bedingung wäre, nichts zu vergessen. Man möchte vielmehr manchen Menschen den Rath geben, je eher je lieber einen ansehnlichen Theil ihres Wissens zu vergessen, um den übrigen Theil besser zu übersehen und vernünftiger zu gebrauchen. Nicht, welcher Wissenschaft wir obliegen, nicht, was wir lernen, sondern daß wir lernen, und uns im Lernen üben, das ist es, worauf es in diesem Leben abgesehen ist.

Absichtlich habe ich die Erklärung derjenigen biblischen Stellen, worüber ich mit dem Verf. uneinig bin, vorausgeschickt, bevor ich Ihnen auf den Scrupel antworte, den mein letzter Brief bei Ihnen erregt hat. Sie lassen meine Regeln für die Auslegung des neuen Testaments ganz auf sich beruhen; aber Sie haben das Bedenken, daß wenn dessen Verständniß solchergestalt immer ausgebreiteter betrieben würde, dadurch die Spaltungen der Menschen im

Glauben nur noch vermehrt, die Uebereinstimmung der Gläubigen also vermindert und die Einheit der Kirche gefährdet werden würde. Keinesweges, meine Freundin! Ich setze freilich voraus, daß Niemand dem Andern seinen Glauben aufdringe. Ich setze ferner voraus, daß sich Niemand mit etwas befasse, was er nicht versteht; und daß also der Unwissende nicht den Unterricht des Gelehrteren verschmähe. Das vernünftige Forschen in der Bibel aber trennt und entfernt die Menschen nicht. Das Christenthum ist nur ein einziges und unveränderlich. Das Christenthum aber ist die reine Lehre, welche der Heiland der Welt verkündet hat. Sie ist ein unversiegbarer Quell, der in unzähligen Brunnen den Menschen das Wasser des Lebens darbietet. Aber es muß von ihnen geschöpft werden; und das Instrument, womit die Menschen nur daraus schöpfen können, ist die Vernunft. Denn ohne Vernunft ist der Mensch ein Thier, das nichts versteht, und wohl abgerichtet werden, aber nicht in Erkenntniß des Guten und Bösen durch freie Wahl sich selbst veredlen kann. Die Weltgeschichte bezeugt solches mit furchtbar großen Zügen. In den Zeiten der drückendsten Barbarei, der finstersten Unwissenheit, und des grausamsten Aberglaubens war die christliche Religion in Europa so weit verbreitet, als jetzt. Christen waren es, die Geister beschworen und Hexen verbrannten,

die mit blutigem Schwerte die Sachsen und Wenden bekehrten, die sich lossprechen ließen von ihrer Unterthanenpflicht durch den Bannfluch eines Priesters, die die Kerker der Inquisition füllten und deren Scheiterhaufen anzündeten, die einem Tetzel glaubten: daß wie das Geld im Becken klingt, die Seele in den Himmel springt. Ohne die Thätigkeit der Vernunft, was würde uns noch für Christenthum gelehrt und geboten werden! Sie ist es, welche die Brunnen reinigen und säubern muß von dem Schlamme, den die Zeit ansetzt, und von dem Unrathe, den die Menschen hineinwerfen, damit das Wasser lauter und rein darin erhalten werde. Ist es so hell, daß wir uns selbst in demselben spiegeln können, daß es von allen Zusätzen gereiniget ist, dann werden wir Alle nur einerlei Lebenstrank schöpfen. Dieses Heil dürfen freilich wir in dieser Welt nicht erwarten; es leuchtet uns erst da, wo wir des Herren Willen ganz verstehen werden. Darum wird unter den Menschen nie ein Glaube, ein Christenthum seyn; das Unvollkommene, das Endliche ist seiner Natur nach mannigfaltig. Allein das stört die Einheit der christlichen Kirche nicht. Denn Alle, die an der Göttlichkeit der Lehre Christi glauben, sich redlich bemühen, sie wahrhaft zu verstehen, und sich befleißigen, sie zu befolgen, die sind Christen, und Glieder der Gemeinde des Herren.

Sechster Brief.

Christlich-philosophische Grundsätze, nach welchen, wie der Titel besagt, der Verf. den Menschen in der Ewigkeit hat betrachten wollen, gehören zu den Aushängeschilden, die um so schöner gemalt zu seyn pflegen, je mehr dadurch die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt werden sollen. Mir sind nach dem Vorangeschickten, wohl christliche und philosophische Grundsätze bekannt, das heißt solche, in denen Christenthum und Philosophie übereinstimmen. Christlich-philosophische Grundsätze hingegen sind gar keine Grundsätze. Denn Grundsätze sind Sätze, die nicht blos den Grund von anderen Sätzen abgeben, sondern auch selbst ihren zureichenden Grund haben. Soll daher der Beisatz irgend einen Sinn haben, so kann damit nur entweder eine durch das Christenthum ergänzte und berichtigte Philosophie, oder ein durch die Philosophie bewährtes Christenthum, gemeint seyn. Beides ist ein Unding, weil die Philo-

sophie nichts auf irgend eine Autorität aufnehmen darf, ohne sich selbst zu hintergehen oder zu entfremden, so wenig in eine positive Religion etwas aufgenommen werden darf, was nicht auf der Versicherung ihres Stifters beruht und daraus folgt. Nur wenn der Verf. durch jenes Beiwort ein Philosophiren aus den Grundsätzen des Christenthums hat bezeichnen wollen, würde zwar die grammaticalische Wortstellung unrichtig, die angedeutete Sache selbst aber vorhanden und brauchbar seyn. In dieser Art habe ich ebenfalls in meinem vorigen Briefe philosophirt; aber die religiösen Betrachtungen auch darum den philosophischen vorausgeschickt und davon gänzlich abgesondert, um keine durch die andere unterbrechen und in ihrem Gange stören zu lassen.

Nunmehro wende ich mich zur Philosophie des Verf., mit der es mir ungleich schlimmer ergeht, als mit unseren Glaubensansichten. Denn nicht nur, daß wir in jener ungleich mehr uns von einander trennen, als in diesen, fehlt mir auch dort ganz der Vereinigungs- und Ausgleichungspunct, den hier für uns die Aussprüche unseres Heilandes abgaben. Der Verf. hat sein philosophisches Raisonnement in keine systematische Ordnung, sondern so vorgebracht, wie er gelegentlich darauf gekommen ist. Die philosophischen Grundsätze, aus denen solches gefolgert

ist, und welche der Titel verheißt, sind gar nicht angegeben, sondern man muß solche erst durch Analyse herausbringen. Um nun hierbei weder dem Verf. Unrecht zu thun, noch auch in der Luft zu fechten, welches immer der Fall ist, sobald nicht der Gegenstand des Streits festgestellt und auf anerkannt richtige Grundsätze zurückgebracht wird, bleibt mir nichts übrig, als die vorkommenden Aeußerungen so zusammen zu stellen, wie es ihr innerer Zusammenhang mit sich bringt, sie sodann aufzulösen in ihre Bestandtheile, und endlich sie zu vergleichen mit anerkannten Wahrheiten. Da ich aber nicht recht weiß, welche Grundsätze der Philosophie der Verf. für wahr hält; so werde ich bis zu solchen zurück gehen müssen, von denen ich glaube, daß weder Sie, meine Freundin, noch der Verfasser sie zu bestreiten vermögen. Werde ich hierdurch etwas breiter, als um Ihretwillen nöthig wäre, so entschuldigen Sie mich gütig damit, daß Sie nicht allein diese Briefe lesen sollen.

Die philosophischen Betrachtungen, welche der Verf. angestellt hat, gehören theils in das Gebiet der Psychologie, theils der Anthropologie, theils insbesondere der Pathologie, und endlich der Moral. Nach diesen vier Classen erlauben Sie mir denn auch, deren Prüfung vorzunehmen, und den Anfang mit den Sätzen über die Natur unserer Erkenntniß zu

machen. Fast indessen verzweifle ich, mit dem Verf. hierbei zusammen kommen zu können, da die ganze Schrift nur ein Beleg ist, wie ganz entgegengesetzt unsere Ansichten über die Entstehung, Ausbildung und Natur unserer verschiedenen Erkenntnisse sind.

Er kennt eine Menge Mathematiker auf dieser Erde, welche von den ersten Grundsätzen der Mathematik nicht das Allermindeste wissen, z. B. die Arbeitsbiene, jeder Vogel in der Luft, jedes sich aufrecht haltende Kind. Wahrlich von diesen Arten von Mathematikern habe ich nie etwas gehört. Vielmehr habe ich bisher in dem Wahne gestanden, daß jener Name nur gerade denjenigen beigelegt wird, welche die Grundsätze und den Zusammenhang der Verhältnisse aus der Größenlehre begriffen haben und solche auf äußere Gegenstände anwenden. Daß aber jede Hervorbringung einer Form oder eines Verhältnisses einen Mathematiker ausmache, mithin durchaus jede Thätigkeit dazu hinreiche, durch welche in der Welt das Geringste verändert, mithin irgend ein Verhältniß hervorgebracht wird, das ist mir neu gewesen. Der Sprachgebrauch unterscheidet indessen Handwerk und Kunst, und Kunst und Wissenschaft, je nachdem blos mechanische Fertigkeit, ohne Bewußtseyn der Regeln, welche dabei in Ausübung gebracht werden, oder die Ausübung der zwar bekannten, aber nicht in ihrer inneren Nothwendigkeit erkannten

Regeln, oder endlich die bloße Ergründung dieser letzteren selbst dasjenige ist, womit sich die Menschen beschäftigen. Aber dem Verf. ist das menschliche Leben nur ein Handwerk, nicht einmal eine Kunst, geschweige denn eine Wissenschaft. „Gott der uns auf diese Erde setzte, versah uns zugleich mit den ersten Grundsätzen der moralischen Bildung. Die Menschen bilden sich in Folge derselben nicht nach begriffenen Grundsätzen, sondern nach natürlichem Hange, nach unmerklichen Resultaten dunkler Principien, im gleichen Schritte für die Ewigkeit aus; man nenne sie Triebe, Gefühle, moralische Schattenrisse.“ O über diesen moralischen, nicht Schattenriß, sondern formlosen Schatten! über die Tugend, die eine Frucht der Triebe und Gefühle ist! über die Vollkommenheit, welcher die Menschen entgegenwachsen, so wie der in sie gelegte Keim von selbst wächst, ohne daß sie sich zu mühen brauchen! über diese äußerst bequeme Sittenlehre! Mit dieser praktischen Ansicht unseres Lebens verhält sich denn auch der Gang unserer künftigen intellectuellen Ausbildung ganz gleich, wie der Verf. uns davon die Geschichte erzählt.

Wir verhalten uns dabei gänzlich passiv; durch Gottes Güte wird uns Alles ganz von selbst zugeführt. „Denn da wir hier auf der Erde, je mehr Gegenstände wir anschauen, kennen und vergleichen,

um so gebildeter werden, und unsere abstracten Kenntnisse sich aus unserer Anschauung entwickeln; so werden wir auch dort im verklärten Leibe mit schärferen Sinnen, und in Zustände versetzt, in denen wir höhere Gegènstände zu Gesicht bekommen, reinere Ideen hegèn, und im schnellen Fluge zu unendlich höherer Einsicht und Weisheit gelangen. Indessen wird all unser intellectuelles und sittliches Wachsthum ein bloßes, von Gott verliehenes, Attribut seyn, keine wesentliche Eigenheit." Wie der Verf. diese Vorstellung mit der Gerechtigkeit Gottes, und mit seiner eigenen Theorie der Vergeltung zusammen reimen will, da möge er zusehen. Mir ist es unmöglich. Wie es indessen sich auch damit verhalten möge; so ist es mir gegenwärtig nur darum zu thun, die Ideen des Verf. über die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Erkenntniß kennen zu lernen und darzustellen. Augenscheinlich ist es, daß der Verf. die Erkenntniß des Geistes, und namentlich das Verständniß der übersinnlichen Gegenstände, nicht als eine Frucht der eigenen Anstrengung der Seele und des Gebrauches derjenigen Kräfte, worin das Wesen derselben besteht, ansieht, sondern als das Ergebniß einer Art von psychischer Gährung, in welche die Masse der durch den Sinn der Seele zugeführten Anschauungen geräth, und durch welche sich die Begriffe und übrigen Einsichten der sogenann-

ten höheren Seelenkräfte von selbst ausscheiden und auf dem Grunde der Seele liegen bleiben. Also nicht durch ihre eigene Thätigkeit und Kraft bereichert sie sich an Einsichten, und wird eben durch diese Uebung fähiger zu größeren Geistesanstrengungen und zu höherer Erkenntniß; sondern die Sinne arbeiten als ihre Leibeignen für sie und überlassen ihr die Ausbeute und den Gewinn ihres Tagewerks. Von einer formellen Erweiterung unseres Erkenntnißvermögens, von einer Steigerung seiner Kraft ist nicht die Rede. Da es blos zu empfangen braucht, so besitzt es schon jetzt diejenige Anlage in vollem Umfange, die es zu jeder Einsicht fähig macht, welche ihm bestimmt ist. Mithin wird auch die Art, wie wir anjetzt begreifen, urtheilen und schließen, und dadurch dasjenige verstehen, was uns an Kenntnissen überliefert wird, immer dieselbe bleiben können und müssen. Das Wachsthum unserer Weisheit besteht lediglich in der Vergrößerung der Masse derjenigen Kenntnisse, welche sich aus den vermehrten Sinnenanschauungen entwickeln und absondern, und in der Erhabenheit der Gegenstände, womit die Güte Gottes uns nach und nach umgeben wird, und zu deren Wahrnehmung wir einen Leib mit schärferen Sinneswerkzeugen erhalten werden. Unsere ganze Erkenntniß und deren Vervollkommnung ist hiernach durchaus materiell; und nur allein auf dem Wege

der Erfahrung (a posteriori) für uns ein Gewinn für unsere geistige Ausbildung zu erlangen. „All unser Wissen ist ein Kind der Sinnlichkeit, besonders der Phantasie, die da beobachtete, bildete, baute, niederriß, bis zuletzt Lehrsätze und Wahrheiten daraus wurden. So entstand bei den Menschen die Lehre vom Daseyn Gottes, von der Geistigkeit der Seele selbst, und von ihrer Unsterblichkeit."

Arme Menschen, ihr! Euer Gott, und eure Sterblichkeit sind ein Gebilde der Einbildung. Heute noch gefällt sie sich in diesem Gebäude; morgen schon vielleicht reißt sie es ein, und — macht aus euch selbst eine Einbildung. Eure Tugend ist nichts anderes. „Denn die Begriffe, welche wir aus der Erfahrung abstrahiren, sind ganz von derselben Natur und Beschaffenheit, als diejenigen, welche die Speculation erfindet. Wenn der redliche, gute, tugendhafte Mann die Erkenntniß der Redlichkeit, des Guten, und der Tugend symbolisch, oder in einer allgemeinen Formel erkennt, so ist es gleich viel, sobald er sie nur erkennt und befolgt."

Erfahrung und Speculation sind also nicht wesentlich verschieden, nicht die Ausbeute ganz verschiedener Grundkräfte; die Vernunfterkenntniß ist überhaupt nichts als eine potenzirte Erfahrung, das Vermögen, diejenigen allgemeinen Begriffe wahrzunehmen und anzuschauen, welche aus den Erfahrun-

gen des Sinnes und der Phantasie ausgegohren sind. Die Erkenntnisse des Sinnes und der Vernunft sind also von gleichem Werthe, gleicher Wahrheit und gleichem Gehalte. Was auch zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Völkern über die Beschaffenheit unseres Zustandes nach dem Tode gedacht und phantasiert worden seyn mag; es ist immer das Ideal des Himmels gewesen, wie es jede Nation aufzufassen und sich vorzustellen vermocht hat. „Alle sind jedoch darin übereingekommen, daß das künftige Leben eine Fortsetzung des gegenwärtigen seyn wird, daß wir aus diesem in jenes etwas mitbringen werden, welches ein Bedingniß ist, um das zukünftige Leben wenigstens anfangen zu können, daß dort der Mensch in kein anderes Geschöpf verwandelt wird, daß die Seele nichts von dem ablegt, was sie hier anzog, und daß sie also mit denselben Vorstellungen, Gefühlen, Kenntnissen und Neigungen dort fortleben wird, die ihr hier zu Theil geworden sind." Nur in der Art und Weise, wie dies alles geschehen werde, sind sie von einander abgewichen; „doch das sind Nebendinge, worin sie allenfalls geirrt haben können; in dem Wesentlichen waren sie sehr klug und einig."

Hierbei wäre nur zu wünschen gewesen, daß der Verf. uns irgend einen Anhalt gegeben hätte, woran wir mit Zuverläßigkeit zu erkennen vermöchten, wo

der Irrthum aufhöre und die Wahrheit anfange. Denn für das, was der Verstand und die Vernunft erkennt, gibt die Logik uns doch einen sicheren Probirstein. Da nun die Erfahrung und selbst die Einbildung mit der Vernunfterkenntniß von gleicher Art ist, die Logik aber für die ersteren uns keine Regeln gibt, so hätte sie uns der Verf. nicht vorenthalten sollen, der zu bestimmen weiß, was darin wahr und nicht wahr ist.

Daß solchergestalt auch die Gefühle mit den Vernunftwahrheiten gleich viel werth sind, versteht sich ganz von selbst. „Die Vernunft selbst ist ein Gefühl, und nur dadurch von den simplen Gefühlen unterschieden, daß sie solche untersucht, trennt, verbindet und solchergestalt berichtiget. Ihr ganzes Geschäft besteht daher in der Aufmerksamkeit, die sie den Gefühlen widmet. So lange die Seele in ihrem animalischen Körper hauset, wirken beide, wie Schwestern, auf einander. Deshalb werden sie auch so häufig mit einander verwechselt. Das Gefühl veranlaßt die Neigung, das Begehrungsvermögen verwirklicht selbe. Den Ausschlag aber gibt weder die Vernunft, noch die Empfindung, sondern die Maximen, welche gleichsam die allgemeinen Obersätze unserer Schlüsse sind. Diese Schlüsse selbst aber sind das Product der vagen Vernunft."

Das steht alles wörtlich so da! Gewiß, liebe Emi-

lie, es ist ein Opfer, das ich Ihnen bringe, solche Dinge zu wiederholen. Eine ausführliche Widerlegung würde ich für eben so unnöthig halten, als wenn ich es unternehmen wollte, Ihnen zu beweisen, daß es nicht meine Einbildungskraft, sondern mein bischen Vernunft ist, die sich von dergleichen Redensarten nicht einnehmen läßt, so wohlgefällig das Bild seyn mag, welches für jene dadurch zu Stande gebracht wird. Zudem ist es mir ganz unmöglich, zu begreifen, was das für ein Ding ist, was der Verf. Maxime nennt. Denn ich weiß von keinen anderen Maximen, als denjenigen, welche die Vernunft selbst aufstellt, daher für mich die Ausdrücke: nach Maximen handeln, oder sich durch seine Vernunft bestimmen lassen, völlig gleichbedeutend sind. Jede menschliche Vernunft kann irren und irret oft, weshalb nicht alle Maximen vernunftgemäß, sondern mehr oder weniger unvernünftig sind; aber vernunftlos kann keine seyn. Denn die Vernunft ist ja allein das Vermögen, allgemeine Regeln, Gesetze, zu bilden. Dabei kann die Vernunft sehr linkisch verfahren, indem sie entweder Sinnenerkenntniß mit Vernunftsätzen verwechselt, oder in ihren Schlüssen Fehler begeht, durch welche sie die Maximen erschafft; immer aber ist sie es selbst, und sie allein, aus der sie hervorgehen. Eben so unrichtig ist es, daß die Menschen immer durch Maximen bestimmt werden.

Wollte Gott, es wäre so! Leider aber werden die meisten Menschen weit mehr durch ihre Sinnlichkeit nach individuellen, augenblicklichen und wechselnden Gründen der Sinnlichkeit, als nach beständigen Gesetzen ihrer Vernunft zu ihren Entschließungen bewogen. Daher diese Inconsequenz in ihren Handlungen, welche auch der Verf. anerkennt.

Wäre derselbe so glücklich, Vater zu seyn, hätte er die Kinder, besonders in ihrer frühesten Entwickelung, beobachten können, hätte er mit der Aufmerksamkeit der Liebe jede kleine Veränderung, jedes Wachsthum ihrer Einsichten beobachtet, und durch ihr klares Auge bis auf den Grund ihrer Seele gesehen; so würde ihm die Geschichte der menschlichen Erkenntniß und der Ausbildung der Vernunft im Menschen nicht verborgen geblieben seyn. Aber auch ohnedem hätte er einzusehen vermocht, daß Erfahrungs- und Vernunftwissenschaft zwei wesentlich verschiedene Arten von Erkenntnissen sind; daß in jener nur das Individuelle und die äußeren Verhältnisse jeder besonderen Sache, in dieser hingegen gar nichts Individuelles, sondern nur das Gemeinsame, und entweder die Eigenschaften oder das Wesen dieses Gemeinsamen, vorgestellt und erkannt wird; daß, wenn in die Seele auch noch so viele individuelle Anschauungen hintergelegt würden, sie daraus doch auf keine Weise zu irgend einer allgemeinen Vorstel-

lung gelangen könnte, wenn sie nicht die Kraft besäße, durch Vergleichung und Unterscheidung von dem Besonderen das Allgemeine abzusondern, und dieses festzuhalten indem sie jenes bei Seite stellt; daß hierzu eine eigenthümliche Kraft, und die eigene Thätigkeit der Seele erforderlich ist, weil sich nichts von selbst macht, mithin auch keine Abstraction; daß wenn die Seele diese abstracten Vorstellungen vermöge der eigenen Thätigkeit der concreten in Passivität empfinge, indem diese in einer Art von Gährung solche selbst aussonderten, doch in jedem Falle in dem Gefäße, worin diese Zersetzung vor sich ginge, entweder der Rest der Masse in veränderter Gestalt zurückbleiben, oder aber ganz verflüchtiget werden müßte; daß aber dieses keineswegs der Fall ist, vielmehr die concreten Vorstellungen neben den abstracten von dem Gedächtnisse in der Seele festgehalten und von der Phantasie wieder hervorgerufen werden; endlich, daß jene Idee einer Gährung schon darum verkehrt ist, weil diese durch ununterbrochene Zuströmung ungegohrnen Stoffes unterbrochen und unterdrückt werden, das Gefäß aber bald überlaufen würde.

Diese materielle Bildungsgeschichte unseres Geistes zerfällt hiernach in sich selbst. Es fällt in die Augen, daß die Seele durch eigene Kraft ihre abstracten Ideen hervorbringen muß, indem sie die ihr

zugeführten sinnlichen Vorstellungen unverändert läßt und nur als Instrumente bei ihrer Arbeit gebraucht; daß diese letzteren daher nur die Gelegenheit und die Hülfsmittel abgeben, durch deren Benutzung sie sich die Früchte ihrer Kraftanstrengungen zubereitet; daß die Größe ihres Gewinnes weniger abhängig ist von der Menge und der Art dieser Hülfsmittel, als von der Art und Weise ihrer Benutzung, also von der eigenen Geschicklichkeit dazu; daß mithin in der Vermehrung dieser letzteren, in der durch Uebung erhöheten eigenen Kraft der Seele, das wesentliche Erforderniß ihres Wachsthumes an Einsichten und Erkenntnissen beruht; und daß sie dagegen das Handwerkszeug ohne allen Nachtheil bei Seite legen und fortwerfen kann, sobald es für sie unbrauchbar wird, sey es, daß es zu grob ist für die feinere Arbeit, zu welcher sie die Geschicklichkeit sich erworben hat, sey es, daß sie selbst sich Handgriffe und Fertigkeiten ersonnen hat, vermöge deren sie der vorigen Hülfsmittel entbehren kann. Gerade die formelle Ausbildung unserer geistigen Kräfte ist also die Hauptsache, worauf es bei unserer Vervollkommnung ankommt, und ohne deren Steigerung es für uns von sehr geringem Nutzen seyn würde, wenn wir auch, durch schärfere Sinneswerkzeuge, bessere Instrumente und edlere Materialien geschenkt erhalten, die wir nicht anzuwenden und zu benutzen verstehen.

Gleichwohl ist unsere geistige Entwickelung nicht blos formell. Es würde der Seele ganz unmöglich seyn, aus dem Chaos der sinnlichen Vorstellungen für sich eine Ausbeute zu gewinnen, wenn sie außer der Kraft dazu, nicht auch noch gewisse Regeln besäße, nach denen sie bei ihrer Thätigkeit verführe, und mit denen sie dasjenige vergliche, was sie schafft, um es ihnen anzupassen. Diese Regeln muß die Seele schon in sich haben und darnach verfahren, bevor sie in ihrer Werkstatt zu arbeiten beginnt, sonst würde all ihre Production ein Ungefähr seyn, welchem schon die Erfahrung der formellen Uebereinstimmung in der geistigen Thätigkeit aller Erdenkinder widerspricht. Diese Regeln nun sind die Denkgesetze.

Außerdem muß die Seele noch einen Vorrath eigenthümlichen Stoffes haben, durch dessen Verarbeitung mit Hülfe der von der Sinnlichkeit entliehenen Hülfsmittel, oder durch dessen Anwendung auf diese letzteren und Verbindung mit denselben diejenigen neuen Gestalten hervorgebracht werden, welche die Seele durch ihre Thätigkeit ins Leben ruft. Denn soviel sie auch die sinnlichen Materialien trennen oder zusammensetzen möge; so könnte sie doch immer nur die Form derselben, aber nicht ihr Wesen verändern. Stets würden es ungeänderte individuelle Vorstellungen bleiben, so wie sie die Phantasie

erzeugt. Nur indem die Seele diejenigen übersinnlichen und allgemeinen Begriffe, die schon ihr Eigenthum sind, mit Zuhülfenehmung der sinnlichen bearbeitet, und wiederum aus diesen letzteren diejenigen Bestandtheile aussondert, die eine nähere Wahlverwandtschaft zu den schon verhandenen Begriffen haben, vermag sie neue Producte zu Stande zu bringen. Aus Nichts wird Nichts! Nur die Allmacht übersteigt dies Gesetz; und doch nur scheinbar; denn eigentlich schafft sie Alles aus sich selbst. Wer aber nicht durch sich selbst ist, kann auch nicht aus sich erschaffen; sondern es muß etwas da seyn, was seiner Kraft entspricht und seine Thätigkeit in sich aufnimmt, wenn etwas werden soll. Diesen in der Seele vorräthigen Stoff von Vorstellungen, an welche sie die sinnlichen demnächst anreiht, und in der Verbindung beider ihre Kraft übt, nennen wir die Urbegriffe.

Es ist weder der Erfahrung gemäß, noch nöthig, daß die Seele sich der Denkgesetze oder der Urbegriffe bewußt sey, noch weniger daß sie solche schon genau kenne, indem sie solche gebraucht und damit umgeht. Ein Landmann, der sein Feld bestellt hat und die gesegnete Aerndte in seine Scheuren führt, hat diese gewonnen, ohne von den Regeln der Agricultur, von den Bestandtheilen der Erde und des Samens, den er in dieselbe streute, und

von dem organischen Processe des Pflanzenwachsthumes das Mindeste zu wissen. Er pflügt, und säet, und aerndtet, weil es ihm so gewiesen worden ist, mit mechanischer Fertigkeit. Eben so mechanisch verfährt die Seele bei ihrer ersten Thätigkeit. Aber wie der Landmann, wenn er darauf achtet, daß seine Aerndten besser ausfallen, je nachdem er so oder so verfährt, dadurch veranlaßt wird, nachzudenken, und durch sein Denken zur Einsicht der Gründe dieser Erscheinung gelangt; so auch wird der Mensch überhaupt durch die sinnlichen Beobachtungen gereizt, über die Ursachen davon nachzusinnen, weil in seiner Seele der Urbegriff der Causalität schon vorhanden ist und nur zerlegt und angewendet werden darf, um die Ursachen der gegebenen Wirkungen zu ergründen, in eben der Art, wie die reine Mathematik zu allen angewandten Theilen derselben verbraucht wird. Durch diese wiederholten Operationen aber wird der Mensch sich nicht blos des Daseyns seiner Urbegriffe und Denkgesetze bewußt, sondern er erhebt sich selbst zu deren Untersuchung, und indem er ein Merkmal nach dem andern zu klarer Erkenntniß bringt, vermehrt er den Schatz eben dieser geistigen Erkenntniß, da jedes begriffene Merkmal selbst nichts Anderes ist, als ein Begriff.

Ich glaube, liebe Freundin, daß dies hinreichen

wird, Ihnen nicht allein die wesentliche Verschiedenheit der Vernunft- und der Erfahrungskenntnisse anschaulich zu machen, sondern sie auch zu überzeugen, daß wir für unsere Vollkommenheit und Glückseligkeit in jenem Leben nicht das Allermindeste einbüßen, wenn wir den ganzen Inbegriff unserer Erfahrungswissenschaften mit ins Grab legen, dafern wir nur die Vernunfterkenntnisse, (transcendentalen Begriffe, die in jenem Leben unsere Urbegriffe ausmachen werden) und die speculative Kraft unseres Geistes mit hinüber nehmen, welche hier durch unseren Fleiß erweitert und erhöht worden sind. Eben diese aber können uns auf keine Weise entzogen werden, weil sie nicht ein äußeres Attribut unserer Seele, sondern der eigenthümliche Zustand sind, in dem ihre Denkkraft selbst sich befindet, folglich nicht aufgehoben werden können, ohne diese zu vernichten. So wenig die Nahrung, die ins Blut übergegangen ist, wieder von dem Leibe getrennt werden mag, eben so wenig sind dem Geiste die Kenntnisse zu rauben, die den Umfang und die Größe seiner Denkkraft ausmachen.

Dies gilt aber nicht eben so von den Erfahrungswissenschaften, deren Wesen in der Verbindung von Vernunft- und Erfahrungskenntnissen besteht. Das Gedächtniß kann sie wohl festhalten, so lange überhaupt dasselbe ausreicht; aber sie kön-

nen nie in die Substanz der Seele assimilirt werden, weil alle Erfahrung etwas derselben von Außen Zugeführtes, und in ihrem Wesen der Vernunfterkenntniß Heterogenes ist. Hierin liegt der Grund, warum alle Erfahrungskenntnisse wieder vergessen werden können, dahingegen alle reinen Vernunfterkenntnisse unvergeßlich sind, und die einmal von der Vernunft erworbene Vollkommenheit unverlierbar ist. Nicht genug, daß sie vergessen werden können; es ist zu erweisen, daß sie nothwendig vergessen werden müssen, sobald die Seele diejenigen körperlichen Organe ablegt, durch welche sie ihr zugeführt und vorgehalten worden sind. Der Verf. glaubt zwar mir das Gegentheil durch mich selbst erweisen zu können, indem ich im achten Capitel des Menschen gesagt habe: „daß die Erfahrungsbegriffe selbst nicht mehr ein Object der sinnlichen Erkenntniß, sondern lediglich der intellectuellen Anschauung der Seele sind, so daß diese Art von Begriffen, die wir durch Abstraction aus der Erfahrung erhalten, von derselben Natur und Beschaffenheit sind, wie die speculativen." Es thut mir leid, daß ich selbst den Verf. durch diese Worte zu einem groben Irrthume verleitet habe, in welchen derselbe aber nicht hätte verfallen können, wenn es ihm nicht mit der intellectuellen Anschauung gerade eben so gegangen wäre, wie mit den Maxi-

men. Hätte er gewußt, was dieselbe bedeutet, so würde ihm auf der Stelle klar geworden seyn, daß in dem ganzen Abschnitte, aus welchem diese Stelle entnommen ist, nicht von dem Wesen und der inneren Beschaffenheit der Erfahrungsbegriffe, sondern von ihrer Entstehung und äußeren Beschaffenheit in Bezug auf unser Erkenntnißvermögen, die Rede ist, daß mithin dort keine reale, sondern nur eine genetische Erklärung gegeben werden sollte, d. h. keine Zusammenstellung der wesentlichen Eigenschaften, sondern eine Beschreibung der Entstehungsart. Alle und jede Begriffe erlangt, soll die Stelle sagen, die Seele vermittelst der geistigen Selbstbeschauung derjenigen Thätigkeit, zu welcher sie durch den Gegenstand des Begriffes vermocht worden ist, möge sie denselben zuerst durch den Sinn, oder als ein eigenes Erzeugniß ihrer Denkkraft wahrgenommen haben. Der Verf. durfte nur das Blatt umwerden, um sogleich auf die wesentliche Verschiedenheit der Vernunft- und Erfahrungsbegriffe aufmerksam gemacht zu werden, indem dort auseinander gesetzt worden ist, daß wir auf dem Wege der Erfahrung im mindesten keinen Aufschluß über das Wesen der Dinge erhalten können, sondern lediglich über ihr äußeres Verhältniß zu uns und andern Dingen.

Dies aber ist denn auch die Ursache, warum alle

Erfahrungswissenschaft für uns keinen bleibenden Werth haben kann, sondern unnütz und lästig wird, sobald die Verhältnisse, die wir daran abgesehen haben, für uns nicht mehr vorhanden sind. Da nun der Verf. darüber mit mir ganz einig ist, daß nicht nur wir in jenem Leben einen ganz anderen Körper haben werden, sondern daß auch die Welt selbst, die uns aufnehmen wird, eine ganz andere seyn muß, und ganz andere Verhältnisse dort Statt finden werden; so ist nicht abzusehen, was für einen Nutzen diejenigen Begriffe dort für uns haben könnten, in denen wir uns ganz andere Verhältnisse vorstellen. Wir würden vielmehr nur dadurch verwirrt, und für jene Welt unbrauchbar gemacht werden, wo wir uns benehmen würden, wie jener Bauer, der einem Hoffeste beiwohnen mußte, oder wie ein Kind, welches die Welt nach seinen kindischen Begriffen beurtheilt. Ich weiß nicht, liebe Emilie, ob Sie Gelegenheit gehabt haben, in späteren Jahren gewisse Gegenstände der Wirklichkeit mit den Bildern zu vergleichen, die sich von ihrer Jugend her darin erhalten hatten, und solchergestalt aus eigener Erfahrung den Irrthum kennen zu lernen, in den wir dadurch über die Beschaffenheit der Gegenstände versetzt werden. Als ich in meinem 17ten Jahre wieder nach Pommern kam, war mein erstes, das Pfarrhaus aufzusuchen, in welchem ich bei mei-

nem guten Vater zuletzt gelebt hatte. Jeder Winkel war meinem Gedächtnisse fast noch gegenwärtig. Die großen Stuben, der weite Garten, das geräumige Gartenhaus, die Tummelplätze meiner Spiele, Alles stand in meiner Phantasie noch mit denselben lebhaften Farben, als wenn ich erst gestern davon Abschied genommen hätte. Wie erstaunte ich, als man mir das Haus mit kleinen Zimmern, einem winzigen Gärtchen und einem Käfig von Gartenhäuschen zeigte. Es hielt schwer mich davon zu überzeugen, daß Alles noch eben so sey, wie ich es verlassen hatte. Nachdem ich aber endlich den Versicherungen der Bewohner Glauben beimessen mußte, so verschwand das Bild meiner Jugend ganz, und mit aller darauf gewandten Mühe vermag ich es seitdem nicht mehr zu erneuern. Sind wir Menschenkinder gegenwärtig wirklich Kinder im Verhältniß zu jenem Leben, wo wir Erwachsenere seyn werden; so wird es uns mit unseren Vorstellungen Allen so ergehen. Denn da wir mit ganz anderen Sinnen ganz andere sinnliche Wahrnehmungen machen werden; so müssen unsere jetzigen empirischen Vorstellungen in jedem Falle für uns alle Realität verlieren. Entweder wir können von jener Welt auf unsere Erde herab sehen; so wird diese uns dort in einer ganz anderen Gestalt und mit ganz anderen Verhältnissen erscheinen, als hier, und unsere irdischen Vorstellungen von derselben wer-

den vor der besseren Erkenntniß verschwinden; oder wir können nicht den Raum durchschauen, der uns von dieser Erde trennen wird. In dem letzteren Falle sind entweder die Dinge und Verhältnisse dort von ganz verschiedener Beschaffenheit — dann hat die Erinnerung an unsere irdischen Vorstellungen wenigstens gar keinen Nutzen für uns, und wir werden sie über dem Reichthum neuer und ganz anderer Erfahrungen bald vergessen; oder aber die Dinge und Verhältnisse sind noch dem Zustande unter dem Monde ähnlich — dann würde sogar die Fortdauer unserer irdischen Erfahrungen für uns nachtheilig seyn, indem sie uns in Irrthum und Schaden versetzen würde, durch Verwechselung des Aehnlichen und doch Verschiedenen.

Aus alle dem folgt denn freilich wohl die Entbehrlichkeit unserer irdischen Erfahrungskenntnisse für jenes Leben, aber noch nicht die Unmöglichkeit ihrer Erinnerung. Diese könnte ja, selbst nachdem die Verhältnisse ganz verändert worden, in dem Gedächtnisse sitzen bleiben, wie mir die jugendlichen Vorstellungen von dem älterlichen Hause gegenwärtig geblieben waren, — wenn sonst das Gedächtniß sie zu bewahren vermag. Weil aber dieses uns nicht treu bleiben kann; so müssen wir auch Verzicht thun auf das, was wir nur dadurch festzuhalten vermögen. Wäre das Gedächtniß keine endliche Kraft, die ihr zeitliches Maß hat; so würden wir nichts ver-

gessen können. Da wir aber vergessen, so dürfen wir nicht zweifeln, daß das Gedächtniß zu den unteren Seelenkräften gehört, welche durch die Verbindung zwischen Leib und Seele entstehen, und mithin auch mit der Aufhebung dieser Verbindung untergehen. Also ist es! Denn das Gedächtniß ist nichts anderes, als eine Zusammenwirkung der Phantasie und der Urtheilskraft zur Wiedererzeugung schon gehabter Vorstellungen mit dem Bewußtseyn davon. Phantasie nennen wir nämlich das Vermögen, gehabte Vorstellungen der Seele zu erneuern. Wenn dann die Vernunft dazu tritt und das Urtheil fällt, daß die erneuerte Vorstellung mit der älteren übereinstimme; so nennen wir das, das Gedächtniß. Unterläßt die Vernunft, ein solches Urtheil zu fällen, und läßt die Phantasie allein walten; so bleibt die Vorstellung keinen Augenblick dieselbe, indem die Phantasie unaufhörlich geschäftig ist, nach den Gesetzen der Association daran zu ändern. Da die Phantasie so, wie der Sinn, nur individuelle Vorstellungen hervorzubringen vermag, so gehört sie mit zu den Arten des sinnlichen Erkenntnißvermögens, und es finden auf sie alle die Gesetze Anwendung, welche für dieses gelten. Es ist aber, sowohl in innerem, als in äußerem Betrachte eine Unmöglichkeit, daß individuelle Vorstellungen, sinnliche Erkenntnisse über dieses Leben, und über die Verbindung mit die-

sem Körper, durch dessen Hülfe sie erworben worden sind, hinaus fortdauern können.

Es ist solches unmöglich wegen der Natur der sinnlichen Vorstellungen selbst, die nur in Raum und Zeit denkbar, und selbst bestimmte Theile des ganzen Productes sind, das aus der gegenseitigen Durchdringung der Vorstellungen von Raum und Zeit für unsere Denkkraft verhanden ist. Jeder Raum und jede Zeit, als Größen gedacht und mithin der unendlichen Ausdehnung entgegengesetzt, sind nichts wirklich Vorhandenes, nichts außer uns Existirendes, sondern nur Schöpfungen unserer eigenen Abstraction aus dem Verhältnisse der neben einander oder auf einander folgenden Gegenstände, die wir durch den Sinn wahrgenommen haben, mithin abgezogene Verhältnißbegriffe. Der Maßstab, nach welchem eben diese Verhältnisse abgemessen werden und wornach sich die Größe unserer Vorstellung davon richtet, wird bestimmt durch dasjenige Verhältniß, welches zwischen uns selbst und der Gesammtheit derjenigen Gegenstände besteht, wovon wir eine Vorstellung haben, oder mit andern Worten, zwischen uns und der Welt. Um deswillen, weil dieser Maßstab bei dem Kinde größer seyn muß in Ansehung des Raumes, und kleiner in Ansehung der Zeit, als bei Erwachsenen, ist es natürlich, daß ihm alle Dinge räumlich viel größer und zeitlich viel näher oder schneller vorkom-

men müssen, als Erwachsenen. Doch ist zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen nur die Größe des Maßstabes, aber nicht die Art des Maßes selbst verschieden, weil das Verhältniß des menschlichen Körpers zu der durch unsere fünf Sinne erkennbaren Welt specifisch immer das nämliche bei allen Menschen ist, und seyn muß. Schon bemerken wir auf der Erde eine merklich abweichende Vorstellungsart bei Menschen, denen nur ein einziger Sinn, besonders das Auge, fehlt, durch welches, mit Hülfe des Gefühles, vornämlich die räumlichen Verhältnisse aufgefaßt werden. Bei der Uebereinstimmung der übrigen Sinne, des ganzen Körpers und der äußern Gegenstände, kann indessen diese Abweichung der Vorstellungen eines Blindgeborenen von denen der übrigen Menschen um so weniger auffallend groß seyn, da jener von Jugend auf durch Unterricht von den ihn umgebenden Menschen, und durch Vergleichungen, mancherlei Kenntniß von dem erhält, was er nicht selbst sehen kann. Denken Sie sich aber ein Wesen auf einer ganz andern Welt, in ganz verschiedenartigen Umgebungen, mit einem durchaus veränderten Körper und ganz umgewandelten Sinneswerkzeugen, welches mithin völlig von den unsrigen verschiedene Wahrnehmungen und sinnliche Anschauungen empfangen muß; und versuchen sie es, ob Sie sich dennoch zu überreden vermögen, daß zwi-

schen diesem Wesen und seiner Welt Verhältnisse Statt finden und abstrahirt werden können, wofür sie jetzt in ihrer Seele ein Hülfsmittel haben, sie zu messen und in eine Form zu bringen. Gleich unmöglich muß es jenem fremdartigen Wesen seyn, sich Formen und Größen vorzustellen, wofür es in seinen Verhältnissen durchaus keine Vergleichung, kein Maß aufzufinden vermag. Es kann ihm zu dem Ende gar nichts helfen, daß es früherhin, so lange es einen menschlichen Körper hatte, auch menschlich durch den Sinn empfinden und diese Empfindungen sich vorstellen konnte; denn dies ist vorbei und es kann, nachdem es eine ganz andere Art, die Dinge außer sich wahrzunehmen und zu beobachten angenommen hat und daran gebunden ist, weiter keinen Nutzen davon haben, weil jede individuelle Vorstellung zu irgend einer Zeit entstehen, für das denkende Wesen Wirklichkeit erhalten muß, mithin dasselbe zu jeder Zeit nur mit demjenigen Maße messen, nur in der Art und Weise sinnliche Vorstellungen bilden kann, wie es sein körperliches Verhältniß zu der Welt, die es bewohnt, eben mit sich bringt. So wenig erwachsene Menschen es auf dieser Erde vermögen, mit dem Maßstabe ihrer Jugend zu messen; eben so wenig ist es in jener Welt möglich, Vorstellungen zu haben, oder durch die Phantasie zu erneuern, wie wir sie hienieden gehabt haben. Weil

Raum und Zeit irdische Verhältnisse sind, so sind sie auch an diese Erde gebunden. Und weil ohne Raum und Zeit sinnliche Vorstellungen nicht denkbar sind, so können sie auch nicht von längerem Bestande seyn, als der Sinn, der nach diesem Maße mißt, und der Leib, welcher die Grundursache dieses Maßes ist.

Wohl aber uns Menschen, daß es so ist! Wohl uns, daß unsere irdische Vorstellungsart vergänglich ist, und wir nicht ewig daran gefesselt sind. Eben dies ist die Bedingung der Vervollkommnung unserer Erkenntniß, und der Vermehrung unserer Weisheit. Denn durch den Sinn können wir niemals eindringen in die Erkenntniß des Wesens der Dinge und in den nothwendigen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung. Nur zufällig kann der Sinn den Zusammenhang zwischen Vorbereitung und Folge wahrnehmen und dadurch den Geist reizen, über die Ursache davon weiter nachzudenken, und solche aus Vernunftgründen zu erkennen. Die sinnliche Erkenntniß haftet ewig auf der Oberfläche, und wenn der Chemiker noch so tief eindringt in die Verbindung und Verwandtschaft der Elemente, das Wesen der Kräfte, die in diesen Elementen sich beschränkend darstellen, erforscht er doch dadurch niemals. Wenn aber die wahre Weisheit in der Erkenntniß des Wesens der Dinge besteht, worauf die

Einsicht der inneren Nothwendigkeit der Wirkungen vorhandener Ursachen beruht; wenn nur dadurch die Sicherheit vor denjenigen Irrthümern zu erwerben ist, welche von der sinnlichen Erkenntniß unzertrennlich sind, und wenn endlich nur dadurch die Fähigkeit gewonnen werden kann, in einem Gedanken eine Menge von Gegenständen, von Ursachen und von Wirkungen, zusammen und auf einmal zu denken, dahingegen der Sinn stets am Einzelnen haften bleiben muß: so ist das Ziel unserer Wünsche für unsere geistige Ausbildung doch gewiß kein anderes und kann kein anderes seyn, als zuzunehmen in dieser Vernunftkraft, die in das Innere aller Dinge dringt, und deren Wesen erforscht. Denn durch die Vernunft, wie der Apostel sagt, lernen wir Alles erkennen, Gott selbst. Je mehr die Seele durch den Sinn beschäftigt wird, je mehr ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit durch diesen festgehalten wird, desto weniger kann sie sich der Erforschung der übersinnlichen Wahrheiten widmen. Jene Beschäftigung ist ihr höchst nöthig, um ihre Kraft an dem Leichteren zu üben, um dadurch auf den Weg zur Speculation geführt zu werden, und endlich um einen Anhalt zu haben, wenn die noch ungeübte Vernunftkraft auf Abwege gerathen sollte. Unentbehrliche und nicht zu vernachläßigende Hülfsmittel sind mithin die Erfahrungswissenschaften; aber immer nur

Hülfsmittel zur eigentlichen Erkenntniß, nach der der Mensch streben soll und muß, nicht diese Erkenntniß selbst. Die Grammatik und die Lehrbücher der Anfangsgründe für die unterste Classe unseres langen Lehrcursus sind alle Erfahrungen dieser Welt; in jeder höheren Classe werden wir andere, den Fortschritten unserer Erkenntniß angemessene Schulbücher erhalten, und in der oberen Classe das A, B, C-Buch dieser Erde nicht mehr nöthig haben, noch aufbewahren; am Ende werden wir so weit kommen, der Lehrbücher und des fremden Unterrichts immer weniger zu bedürfen, nachdem wir durch denselben einen solchen Vorrath von Kenntnissen und eine solche Verstandesreife uns erworben haben, daß wir jene durch diese selbständig und zweckmäßig zu verarbeiten, und durch eigenes Nachdenken neue und weiter reichende Entdeckungen des Geistes zu machen im Stande seyn werden.

Also wird auf den höheren Stufen unserer Bildung die Anzahl unserer Erfahrungen gewiß nicht zunehmen, sondern es ist vielmehr abzusehen, daß sie abnehmen werde. Die Vernunfterkenntniß steht mit der Erfahrungswissenschaft in dem entgegengesetzten Verhältnisse; je mehr die Seele an extensiver Erkenntniß zunimmt, desto weniger kann sie, bei demselben Kräftevorrath, auf intensive Einsicht verwenden. Sicher daher wird unsere körperliche

Organisation von Stufe zu Stufe dergestalt beschaffen seyn, daß wir mit schärferen Sinnen immer mehr durch die Oberfläche der Dinge hindurch sehen und weit mehr Gegenstände als Theile eines Ganzen zu erkennen vermögen, dahingegen auf den niederen Stufen unserer Ausbildung uns die verschiedenen Theile eines Ganzen selbst als für sich bestehende Ganze erscheinen. Statt daß wir hier Individuen sehen, werden wir dort mit unseren Sinnen wahrscheinlich die Arten, und endlich die Geschlechter erkennen.

Vergessen Sie nicht, liebe Emilie, daß diese Beschreibungen nicht wörtlich genommen werden müssen. Wenn wir über himmlische Dinge mit menschlicher Zunge reden sollen, so können wir nur figürlich sprechen, und müssen durch irdische Begriffe die überirdischen Ideen andeuten. Kein Zweifel aber ist, daß unsere Sinnenerkenntniß mit jeder höheren Stufe, der Zahl der Vorstellungen nach abnehmen, und nur in dem Umfange und in der Tiefe der Vorstellungen zunehmen wird. Wir werden weniger auswendig lernen, um desto mehr selbst zu arbeiten, und mit dieser eigenen Arbeit unserer Vernunft immer tiefer einzudringen in die Erkenntniß des Wesens der Dinge und der Begebenheiten. Wenn wir dann so weit gekommen seyn werden, um mich nochmals der Worte des Apostels

zu bedienen, daß wir im Geiste die Geister erkennen werden, wie wir wiederum von ihnen erkannt werden werden; wenn wir aus dem vorhandenen Zustande eines jeden derselben die Ursachen ersehen werden, durch welche er erzeugt worden ist; wenn wir in der Gegenwart die Vergangenheit und die Zukunft uns vorzustellen das Vermögen haben werden: dann wird uns auch nicht mehr verborgen seyn, welche Planeten wir bis dahin durchwandert sind, welche Uebungsstufen wir durchlaufen mußten, wer wir auf dieser Erde waren, wer die mit uns lebenden Geister gewesen sind, und wo und wie sich diejenigen befinden, mit denen wir hienieden zusammen lebten. Denn alsdann sind dies nicht Erinnerungen unseres Gedächtnisses, nicht Vorstellungen unserer Phantasie, nicht eine Erkenntniß des Sinnes (a posteriori); sondern eine Einsicht der Vernunft selbst (a priori), welche in sich, durch eigene Kraft, sich den Zusammenhang der Welten und alle Theile derselben zu denken, und in einer Vorstellung zu begreifen die Macht haben wird. Auf diese Weise, meine gute Emilie, werden wir uns wiedererkennen, wenn wir weit, weit erhaben seyn werden über die kindischen Vorstellungen dieser Welt. Aber die Freundschaft, die Liebe, die uns hier verband, wird auch dort uns umschlingen. Auch dieses hoffe ich Ihnen darzuthun; aber in einem späteren Briefe.

Siebenter Brief.

Nein, meine Freundin, ich habe nicht die Ehre, Hr. Wiser zu kennen, und weiß von ihm nichts, als was der Titel seiner Schrift besagt. Nach deren Inhalt zu urtheilen, muß es noch ein junger Mann seyn, der seine Zeit wohl angewendet, mancherlei gelesen, weniger gedacht hat. Zum wenigsten hat er noch nicht die Zeit gewonnen, sein Wissen zu ordnen, noch, was doch das Wichtigste von Allem ist, sich seine Gedanken klar zu machen. Selbst der lieben Muttersprache wäre er noch mehr Aufmerksamkeit schuldig. Ich bin deshalb allerdings Ihrer Meinung, daß der Mann für sich besser gesorgt haben würde, wenn er der Ausgeburt seiner Schrift noch ein wenig Anstand gegeben hätte; aber ich gehe darum nicht auf Ihren Vorschlag ein, sie ganz bei Seite zu legen, und nach einem freien Ideengange Ihnen meine ferneren Bemerkungen mitzutheilen.

Wenn Erasmus gerade einem recht schlechten Buche bekanntlich sein Leben verdankte; warum sollten wir nicht bei einer Schrift verweilen, aus der wir wenigstens ersehen, was sich mit oder ohne Grund, gegen unsere Meinung vorbringen läßt und die uns dadurch Gelegenheit gibt, die Sache mehrseitig zu betrachten?

Wenn mein voriger Brief Sie überzeugt hat, daß eine Fortdauer unserer sinnlichen Vorstellungen jenseits des Grabes unmöglich ist; so folgt daraus schon von selbst, daß das Andenken an unsere irdischen Verhältnisse, an unseren hiesigen Zustand, an den Körper, mit dem wir hier bekleidet gewesen sind, und an das aus der Vereinigung dieses Körpers mit unserem Geiste entstandene Wechselverhältniß, ebenfalls nicht mit hinüber gehen kann. Die Seele hat kein anderes Vermögen, sinnliche Vorstellungen zu erneuern, als die Phantasie, welche sie, wenigstens ihrer irdischen Beschaffenheit nach, mit dem Körper ablegen muß. Gesetzt aber auch, daß ein solches Erinnerungsvermögen der Seele folgte; so würde dasselbe doch ihr dort nur nützen, die dort empfangenen Vorstellungen zu reproduciren, aber es würde ihm an denjenigen Farben gänzlich gebrechen, durch welche die Vorstellungen in dieser Welt allein kenntlich abgebildet und ausgemalt werden könnten. Die Fortsetzung des Selbstbewußtseyns, die Erneuerung der

Vorstellung von dem aus Leib und Seele zusammengesetzten Menschen von dieser Welt, kann deshalb in jener nicht Statt haben.

Mehr als ich nöthig hätte, habe ich hierdurch gethan. Es ist bekannten Rechtens, nicht blos vor Gericht, sondern in allen Wissenschaften, daß demjenigen der Beweis obliegt, der etwas behauptet, nicht dem, der etwas bezweifelt. Vollkommen befugt war ich daher, darüber Beweis zu verlangen, daß bei veränderten Begriffen von Raum und Zeit die Fortdauer des hienieden Statt findenden Bewußtseyns nur möglich sey, so wie darüber, daß ein denkendes Wesen bei dem Aufhören seines zeitlichen Bewußtseyns, aufhören müsse, dasselbe Wesen zu seyn. Der Verf. gesteht zu, daß dieser Beweis nicht zu führen sey. Somit wäre denn die Sache schon ausgemacht. Denn wenn derselbe sich damit entschuldiget, daß es keines Beweises bedürfe, weil es eine Grundwahrheit, ein Denkgesetz, ein Axiom sey; so wird derselbe nicht in Abrede zu stellen vermögen, daß für Axiome nur solche Sätze ausgegeben werden dürfen, die jeder vernünftige Mensch in Zweifel zu ziehen, gar keine Versuchung hat. Da ich nun doch hoffe, daß mir der Verf. mein bischen Vernunft nicht absprechen wird, ich aber seinen Behauptungen geradezu widerspreche, und nicht blos bezweifle; so konnte derselbe sich der Beweisführung

allerdings nicht überheben, und es ist ein Uebriges, wenn ich den Beweis des Gegentheils übernehme. Daß nun die Fortdauer des zeitlichen Bewußtseyns jenseit des Grabes zu den leeren Träumen gehöre, ist bereits erwiesen. Daß aber dadurch in der Fortdauer unseres Wesens, gar nichts geändert werde, und wir dadurch überhaupt nichts Wesentliches, sondern nur eingebildete Güter verlieren, ist wenigstens nicht schwerer zu beweisen.

So ungemein schätzbar die Hartmannsche Schrift: der Geist in seinem Verhältnisse zum physischen Leben, ist, welche, wenn ihr nicht ihrer Vortrefflichkeit wegen ein selbständiger Werth beigelegt werden müßte, als ein Commentar zu meinem Menschen angesehen werden könnte; so hätte doch der Verf. nicht erst nöthig gehabt, sich auf diesen Gewährsmann für den Satz zu berufen: daß in dem Bewußtseyn der Zusammenfluß aller unserer Erkenntniß, und der zureichende Grund für dieselbe, enthalten ist. Er hätte sich deshalb eben so gut auf mich selbst berufen können, denn das ganze philosophische System meines Menschen geht von diesem Satze aus. Der Unterschied ist lediglich der, daß Hr. Hartmann auf physiologischem Wege dargethan hat, was ich auf psychologischem erwiesen zu haben glaube. Ausdrücklich aber habe ich gesagt: Erkenntniß, worunter ich sowohl die Erfahrungs- als Vernunftbegriffe,

und deren weitere Verarbeitung im Erinnern, Urtheilen und Schließen, verstehe. Denn die Empfindung, und die sinnlichen Anschauungen sowohl durch den Sinn, als durch die Einbildungskraft, entspringen nicht in dem Selbstbewußtseyn. Diese besitzt das Thier so gut, als der Mensch, obgleich jenes kein Selbstbewußtseyn hat, noch ohne Urtheilskraft haben kann. Es folgt aber daraus, daß unsere Erkenntniß aus dem Selbstbewußtseyn entspringt, nicht im allermindesten, daß jene aufhören müsse, sobald dieses wegfällt. Das geschöpfte Glas Wasser vertrocknet darum nicht, weil die Quelle versiegt, in der es hervorsprudelte. Was die Seele aus dem Selbstbewußtseyn geschöpft hat, das kann sie, wenn sie sonst die Mittel dazu besitzt, festhalten, wenn auch das Bewußtseyn selbst aufhört.

Völlig ungegründet ist die Behauptung, daß unser Bewußtseyn auf dieser Welt immer das nämliche bleibe. Ist Ihnen nicht einmal ein baronisirter Banquier, oder irgend ein anderer Emporkömmling, zu Gesicht gekommen, der nicht blos seine Verwandten, sondern sich selbst verleugnet, und dem es selbst nur ein Traum zu seyn dünkt, wenn er daran erinnert wird, daß er einmal arm oder niedrig war? Noch erinnere ich mich sehr gut, welch ein anderer Mensch ich mich zu seyn dünkte, als ich aus dem Schüler ein Student wurde. Wie vermöchte es die

zärtliche Mutter mit dem Säuglinge an der Brust, sich noch sich selbst als Jungfrau vorzustellen! Jedes neue Verhältniß, das bedeutend genug ist, um von uns wahrgenommen zu werden, hat seinen Einfluß auf unser Bewußtseyn; denn wir sind uns ja selbst bewußt, daß wir uns geändert haben, daß wir in unserem ganzen Seyn und Thun andere Menschen geworden sind, uns verschlechtert oder gebessert haben. Wie wäre dies möglich, wenn das Selbstbewußtseyn stets das nämliche bleiben müßte, und sich nicht ändern könnte? Wenn wir also in jenem Leben in einem gar sehr verschiedenen Zustande uns befinden werden, so wird unvermeidlich auch unser Bewußtseyn dort ein ganz anderes seyn, als es hier war.

Aber, könnten Sie mir einwenden, wenn auch die Vorstellung von uns selbst durch den jedesmaligen Zustand modificirt wird, in welchem wir leben; so bleibt doch die Grundlage des Gedankens dieselbe. Denn immer sind wir uns doch bewußt, dasselbe Wesen noch zu seyn, das wir vorher gewesen sind, wenn gleich in seinen Eigenschaften verändert. Um Vergebung, liebe Emilie, das wissen Sie nicht, es liegt nicht in dem Bewußtseyn selbst, sondern es ist entweder eine Folge der Erinnerung, oder gar nur eine Folgerung aus anderen Beobachtungen. Es möchte kaum einen erwachsenen Menschen geben,

der sich noch dessen erinnern könnte, wie es mit ihm vor dem vierten Jahre beschaffen gewesen ist; gleichwohl zweiflen Sie selbst keinen Augenblick, daß Sie noch dasselbe Wesen sind, das Sie an ihrem vierten Geburtstage waren. Woher kommt das? Weil wir täglich die Erfahrung machen, daß Kinder geboren werden, heranwachsen und als Erwachsene uns gleich werden; und weil wir uns wenigstens soviel erinnern, daß auch wir kleiner waren und gewachsen sind. Daraus folgert denn die Seele, daß auch wir einmal Kinder unter vier Jahren gewesen sind, in welchem Gedanken schon die Vorstellung der Identität eingeschlossen ist. Lassen Sie einen Vater mit seinem vierjährigen Sohne auf eine wüste Insel ziehen und ihm nie etwas von seiner Kindheit erzählen; so begreifen Sie, daß dieser Knabe in seinem ganzen Leben keine Vorstellung von dem hülflosen Alter der Kindheit haben, und sich nicht bewußt seyn kann, ein Kind gewesen zu seyn, das nicht gehen und kaum lallen konnte. Nichtsdestoweniger werden Sie nicht bestreiten, daß dieser Mensch in seinem 20sten Jahre noch dasselbe Wesen ist, das er im 1sten war. Nun sind auch wir hier wohl nicht viel mehr, als lallende Kinder im Vergleich zu der Verstandesreife, deren wir fähig sind und entgegen gehen. Wenn wir daher auch dort uns unserer Kinderjahre nicht mehr bewußt wären, werden wir

darum als Erwachsene weniger weise, und weniger selig seyn?

Das Bewußtseyn und die Erinnerung unserer selbst, oder vielmehr des Zustandes, in welchem wir leben und gelebt haben, sind ganz verschiedene und wohl zu unterscheidende Dinge; dies ist es, was Ihnen aus dem eben aufgestellten Beispiele klar geworden seyn muß. Die Verwechselung dieser beiden Vorstellungen, welche zwar dasselbe Object haben, aber an sich specifisch verschieden, und Wirkungen zweier besonderen Seelenkräfte sind, enthält die Ursache, warum die Menschen sich einbilden, in dem Bewußtseyn sey nothwendig das Merkmal enthalten, sich der Vergangenheit zu erinnern, um damit die Vorstellung der Identität des Wesens zu verknüpfen. Die Unterscheidung des Bewußtseyns und der Erinnerung begegnet denn auch zugleich dem Einwande, der Ihnen, ich sah es wohl, bei dem gegebenen Beispiele, noch auf der Zunge schwebte. Sie wollten nämlich sagen, daß wenn auch zum Bewußtseyn nicht die Erinnerung der Vergangenheit nöthig sey, doch jenes dieselbe in sich aufnehme und damit stets verknüpfe, wo sie vorhanden sey. Wenn daher gleich sich ein Bewußtseyn in jenem Leben denken lasse, wobei keine Erinnerung an den gegenwärtigen Zustand Statt finde, wenn wir, wie jener Knabe, uns desselben nicht bewußt geworden wären; so

würde doch, da wir uns nun einmal unserer selbst bewußt geworden sind, durch das neue Bewußtseyn ganz unwillkührlich die Erinnerung des älteren erweckt werden, um aus der Verbindung beider das Bewußtseyn der Identität und der Fortdauer des sich selbst bewußten Wesens zu gewinnen. So würde es unstreitig seyn, liebe Freundin, wenn nur die Erinnerung unseres dermaligen Bewußtseyns von uns mit hinüber genommen werden könnte. Daß dem nicht so ist, folgt schon aus meinem vorigen Briefe; um aber jedem desfallsigen Einwande zu begegnen, will ich dabei noch länger verweilen, zumal da der Verf. mir die lächerliche Behauptung in den Mund legt, daß unser Bewußtseyn von Nervenorganen abhängig sey. Daß dies mir nicht habe in den Sinn kommen können, hätte der Verf. leicht daraus abnehmen können, was er auf derselben Seite richtig anführt, daß ich das Selbstbewußtseyn für einen Gedanken erklärt habe, dessen Form durch die Beschaffenheit des Zustandes unserer Seele auf dieser Welt bestimmt wird.

Jedes Bewußtseyn ist nichts anderes, als die intellectuelle Anschauung der Seele selbst, sobald dieselbe klar geworden ist. Die Seele kann nämlich, wie wir aus vielen Beobachtungen wissen, thätig seyn und Eindrücke aufnehmen, ohne die Eigenthümlichkeit und Einzelnheit der Vorstellun-

gen, welche sie hat, von ihren übrigen Vorstellun-
gen zu unterscheiden, ohne sich die Merkmale der
Vorstellung vorzustellen, durch deren Erkenntniß
dieser Gedanke oder Empfindung von jeder anderen
abgesondert und unterschieden werden würde. Die
Erkennung dieser Merkmale, und die daraus fol-
gende Unterscheidung einer bestimmten Vorstellung
aus dem ganzen Meere von Vorstellungen, welche
die Seele in sich aufgenommen hat, bewirkt deren
Klarheit; dahingegen ohne diese Erkennung die Vor-
stellung dunkel bleibt, das heißt, nicht zum Be-
wußtseyn kommt. Die Klarheit der Vorstellungen
in Beziehung auf den Zustand und die Thätigkeit
des sich vorstellenden Subjectes bei der Bewerkstel-
ligung dieser Klarheit, das ist also das Bewußt-
seyn. Die Fähigkeit aber, den Zustand der Seele
und die Veränderung desselben bei irgend einer Thä-
tigkeit oder einem Eindrucke, den sie empfindet,
wahrzunehmen und wiederum sich vorzustellen, diese
Fähigkeit nennen wir die intellectuelle Anschauung.
Keineswegs werden durch diese der Seele die Ge-
genstände, womit sie sich beschäftiget oder die sie
empfindet, vorgestellt; sondern der einzige Gegen-
stand jener Selbstbeschauung ist die Seele selbst,
oder eigentlicher die Veränderung und jedesmalige
Beschaffenheit ihres Zustandes. Der Inbegriff der
Wirkung aller Zustände aber, und aller Verände-

rungen in denselben, mithin die Vorstellung von allen den Anlagen und Fähigkeiten, deren Daseyn in jenen Zuständen sich offenbart hat und deren Umfang dadurch erweitert worden ist, das ist das Selbstbewußtseyn; welches hiernach nichts anders ist, als die Wahrnehmung der Gesammtheit aller Eigenschaften und Kräfte der Seele, zur Klarheit gebracht. Ein dunkles Selbstbewußtseyn, das heißt ein solches, dessen Vorstellung nicht unterschieden ist von allen übrigen Vorstellungen, ist daher ein Unding; so wie ein Selbstbewußtseyn des Selbstbewußtseyns, wovon der Verf. spricht, ein eisernes Eisen, zwar kein unsinniger Unsinn, sondern schlechthin Unsinn ist. Allerdings gibt es Grade der Klarheit, wie jeder Vorstellung, so auch des Selbstbewußtseyns; und es kann bis zur Deutlichkeit gesteigert werden, weil mehr oder weniger Merkmale desselben unterschieden, und die Merkmale dieser Merkmale wiederum klar gemacht werden können, wie wir uns eben jetzt zu thun bemühen. Ein dunkles Bewußtseyn aber, ein Bewußtseyn das sich nicht bewußt ist, enthält einen eben so großen Widerspruch, als von einem geistigen Leibe, von vernunftlosen Maximen, und von einer Tugend zu reden, die durch Begierden und Triebe erzeugt wird. Wenn es denn, wie der Verf. nicht in Abrede stellen kann, im irdischen Leben schon eine Menge Zu-

stände gibt, wo das Bewußtseyn aufhört; so ergibt sich, daß das Bewußtseyn nicht zum Leben nöthig ist, vielmehr dieses ohne jenes bestehen kann. Wenn die Fortdauer ohne Bewußtseyn nur einen Tag möglich ist; so muß sie auch tausend und mehr Jahre möglich seyn. Denn die Zeit ist ja überhaupt für den Geist nichts Wesentliches, sondern nur ein von einer gewissen Art von Erfahrungen abgezogener Begriff.

Indessen will ich hiermit auf keine Weise gesagt haben, daß wir in jenem Leben gar kein Bewußtseyn zu haben brauchten. Im Gegentheil, wenn ein Fortschreiten der Geisteskräfte nur durch deren Beschäftigung bewirkt werden kann, und zur selbstthätigen Fortbildung unserer Erkenntniß das erste Erforderniß ist, klar zu denken; so ist es ausgemacht, daß wir uns auch jenseits nicht nur unserer selbst bewußt seyn werden, sondern daß auch eben dieses Bewußtseyn von Stufe zu Stufe heller werden muß. In dieser zunehmenden Helligkeit besteht ja eben unsere größere Selbsterkenntniß, und mit dieser die höhere Weisheit, die wir uns erwerben werden. Allein nicht blos dem Grade, sondern auch dem Gegenstande nach, wird unser dortiges Bewußtseyn von dem hiesigen sich um eben so viel unterscheiden müssen, als unser dermaliges Leben von dem künftigen unterschieden seyn wird.

Aus der Untersuchung über die Natur und die Entstehung des Selbstbewußtseyns wird Ihnen schon klar geworden seyn, daß dasselbe eine durchaus veränderliche Vorstellung ist. Die Seele muß sich jedesmal, wenn sie sich ihrer selbst bewußt wird, so vorstellen, wie es die Masse der in und an ihr selbst erkannten Eigenschaften, Anlagen und Kräfte mit sich bringt, ohne daß sie davon etwas abnehmen oder zusetzen könnte. Das Selbstbewußtseyn von heute ist daher ein anderes, als das von gestern war; so wie das morgende ein anderes seyn wird, als das heutige. Diese wesentliche Veränderlichkeit des Selbstbewußtseyns schließt schon die Möglichkeit ganz aus, daß man sich in dem Selbstbewußtseyn die Vergangenheit vorstellen könne, weil es widersprechend ist, sich etwas, was nicht so seyn kann, wie es war, zugleich noch eben so zu denken, wie es war. Das Bewußtseyn und die Erinnerung sind daher nicht nur nicht in einander enthalten, sondern sie sind wesentlich verschieden, und schließen einander aus. Nichts desto weniger ruft das Selbstbewußtseyn, nach dem Gesetze der Ideenassociation, unwillkührlich in der Erinnerung sogleich die ähnlichen früheren Vorstellungen des Selbstbewußtseyns hervor. In allen diesen Vorstellungen ist das Subject desjenigen Urtheiles, worin das Wesen des Selbstbewußtseyns besteht, des Urthei-

les: ich bin mir selbst bewußt, immer der Begriff des denkenden Wesens selbst; und indem die Seele alle diese Vorstellungen des Bewußtseyns mit einander vergleicht, muß also die Urtheilskraft den Ausspruch thun, daß das Subject in allen immer ein und dasselbe sey. Die Unveränderlichkeit dieses letzten Urtheiles, die Schnelligkeit und Geläufigkeit, mit der alle diese Verrichtungen in der Seele vor sich gehen, und die Unwillkührlichkeit der Ideenvergesellschaftung, haben die Menschen sehr lange verhindert, eben diese Verrichtungen, und die dabei Statt findenden verschiedenen Vorstellungen gehörig zu unterscheiden. Das ununterbrochen Aufeinanderfolgende ist ihnen gleichzeitig erschienen, und die ganze Operation nur als ein einziger Gedanke.

Hierin liegt der Grund, warum der Name der ersten Vorstellung auf die ganze Folge derselben übertragen worden ist, und wir in der Sprache gar keinen Pluralis für die unendlich mannigfaltigen Vorstellungen unseres Selbstbewußtseyns besitzen. Das tiefere Eindringen in die Natur unseres Denkens klärt uns aber darüber auf, so daß wir das Selbstbewußtseyn von der Erinnerung unserer selbst genau zu unterscheiden nicht umhin können.

Nun will ich nicht etwa blos darum, weil unser dortiges Bewußtseyn von dem jetzigen sehr verschiedenartig seyn wird, schon in Abrede stellen, daß

nicht dennoch gewisse Aehnlichkeiten Statt finden könnten, durch welche dort die Erinnerung an das Bewußtseyn in dieser Welt erweckt werden möchte; denn damit würde ich von etwas reden, was ich nicht weiß, und wovon ich sogar das Gegentheil vermuthe. Wenn sonst dort eine Erinnerung an irdische Zustände durch das Gedächtniß Statt finden könnte; so würde ich sehr bereit seyn, mich für die Fortdauer des Selbstbewußtseyns, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche zu erklären. Sie könnten mir sogar die Instanz machen, daß ich es müsse, weil solches aus meiner eigenen Definition vom Selbstbewußtseyn nothwendig folge. Denn wenn dasselbe der Inbegriff der durch die intellectuelle Anschauung über sich selbst und die Veränderungen des geistigen Zustandes gewonnenen Erkenntniß ist; so müssen ja die einzelnen Vorstellungen der vorangegangenen Zustände zusammengenommen die Merkmale des Begriffes des Selbstbewußtseyns seyn. Gesetzt nun auch, daß jene Merkmale bei der Bildung dieses Begriffes nur dunkel gedacht würden; so besitzt ja die Seele das Vermögen, sich durch Nachdenken das Dunkle klar zu machen. Ist sie aber damit zu Stande, was kann sie hindern, sich zu erinnern, daß sie dieselben Vorstellungen schon früher gehabt habe?

Das hindert sie, daß überhaupt keine Erinnerung an dieses Leben, und keine Vorstellung der Zustände

in ihm, unmittelbar nach dem Tode möglich ist, wie mein voriger Brief gezeigt hat. Die bloße Erinnerung, schon gelebt zu haben, ohne zu wissen wie, ist schon darum nicht möglich, weil alles Leben und Daseyn ein bestimmtes seyn, und durch eigenthümliche Merkmale aus dem allgemeinen Begriffe des Lebens ausgeschieden seyn muß, um sich dessen bewußt werden zu können. Jede Erinnerung an dieses Leben setzt die Wiedervorstellung seiner Verhältnisse in Raum und Zeit voraus, worauf wir bereits haben Verzicht thun müssen. Es ändert darin nichts, daß in dem Selbstbewußtseyn lediglich der Zustand unserer Seele, ihre Eigenschaften, vorgestellt werden, aber nichts Körperliches, noch weniger der Körper selbst vorgestellt wird. Dies ist zwar allerdings richtig; aber hilft uns nicht weiter. Denn durch die innige Verbindung unserer Seele mit unserem Leibe wird hienieden der Zustand der ersteren selbst bestimmt, indem einerseits dadurch ihre eigenthümlichen Kräfte auf ein gewisses Maß eingeschränkt, anderer Seits ihr Empfindungen mitgetheilt werden, wie sie gerade durch dieses Werkzeug des irdischen Leibes, und durch die Verbindung mit ihm, ihr nur zukommen können. Mit einem Worte, in der Vorstellung des Selbstbewußtseyns sind nicht blos die geistigen Kräfte der Seele, sondern auch der ganze Inbegriff der Sinnlichkeit mit eingeschlossen. Je deutlicher wir uns die

Bestandtheile des Selbstbewußtseyns zu machen versuchen würden, desto klarer müßten wir uns der Verrichtungen der Sinnlichkeit erinnern. Gerade dies aber kann nicht geschehen, und darum ist die Erinnerung an das irdische Selbstbewußtseyn ein vergeblicher Wunsch, weil dies aufhört zu seyn, was es ist, wenn die ganze Sinnlichkeit daraus weggenommen wird. Auf dem historischen Wege, mittelst des Gedächtnisses, ist für uns, sobald wir den Leib begraben haben werden, keine Erinnerung an unser hiesiges Leben zu erwarten. Aber wenn wir in unserer Erkenntniß so weit gekommen seyn werden, alles Körperliche nur als die wechselnde Form uns bekannter Kräfte, und die ganze Reihe der Begebenheiten nur als die ununterbrochene Folge von uns verstandener Ursachen zu begreifen; dann werden wir uns auch dieses Zeitlebens, und der Vorstellungen in ihm von uns selbst, zwar nicht erinnern, aber in uns selbst als die nothwendigen Ursachen und Voraussetzungen desjenigen Zustandes erkennen, den wir dann im Selbstbewußtseyn uns vorstellen werden.

Diese ganze entgegengesetzte Entstehungsart des Selbstbewußtseyns ist wohl zu beachten. Auch auf dieser Welt ist dasselbe kein Erfahrungsbegriff, sondern eine unmittelbare Erkenntniß der Seele in sich selbst, (a priori) eine Einsicht in sich selbst. Die Vermengung dessen hat allein den Einwand verur-

sacht; den ich Ihnen auf der letzten Seite in den Mund gelegt habe, und der nur durch die leicht zu übersehende Auslassung eines einzigen Wortes scheinbar geworden ist. In dem Einwande ist nämlich behauptet worden, das Selbstbewußtseyn bestehe in der Erkenntniß derjenigen Zustände, welche die Seele schon früher erlebt hat; in der von mir gegebenen Definition aber heißt es, daß das Selbstbewußtseyn in der Erkenntniß der Wirkung derjenigen Zustände bestehe, die sie erlebt hat, in der Vorstellung dessen, was sie ist und an Eigenschaften und Anlagen besitzt, nicht in der Vorstellung, wie sie solches geworden ist. Alle vorangegangenen Vorstellungen der intellectuellen Anschauung tragen zwar dazu bei und sind unentbehrlich, um die Seele in den Stand zu setzen, sich selbst und ihre Verrichtungen kennen zu lernen. Wenn sie sich aber ihrer bewußt wird, so zählt sie nicht diese einzelnen Betrachtungen zusammen, und bildet nicht aus deren Zusammensetzung, mit Hülfe des Gedächtnisses, die Vorstellung ihres dermaligen Zustandes; sondern durch die erlangte Fertigkeit, sich selbst zu beschauen und zu erkennen, stellt sie sich die Gesammtheit dessen vor, was sie in sich zu ersehen vermag, und so weit sie solches vermag. So ist der Gang der Erkenntniß überhaupt. Wenn Sie mir einen Menschen empfehlen wollten, den Sie mir nicht anders bezeichnen könnten, als durch genaue

Beschreibung seines Aeußeren; so würden Sie mich nöthigen, bei der Anmeldung dieses Empfohlenen ihn mit Ihrer Zeichnung zu vergleichen, Augen, Nase, Mund und alle Theile zu untersuchen, die Sie mir beschrieben hätten. Wäre ich dadurch aber erst überzeugt worden, daß es wirklich der Empfohlene sey; so würde ich ihn dann wieder erkennen, ohne mich um die einzelnen Theile seines Leibes zu kümmern. In ungleich höherem Grade ist dieser Gang der Erkenntniß sichtbar bei inneren Gegenständen. Was die Seele einmal begriffen hat, das erkennt sie im Begriffe, ohne sich denselben erst wieder aus den Merkmalen zu bilden, aus deren Zusammensetzung sie ihn zuerst gewonnen hat. So begreift die Seele sich im Selbstbewußtseyn, ohne sich der Merkmale zu erinnern, aus denen sie den Begriff von sich selbst nach und nach zusammengesetzt hat. So begreifen Sie, daß ich Sie ehre und liebe, ohne Ihnen wiederholen zu dürfen, warum solches nicht anders seyn kann.

Achter Brief.

Zu den wichtigsten Sätzen, auf die wir durch die Betrachtungen in meinem letzten Briefe gekommen sind, gehört ganz offenbar der, daß in dem Selbstbewußtseyn nicht der Leib selbst, und überhaupt nichts Körperliches, sondern nur die geistig=sinnliche Beschaffenheit, der irdische Zustand der Seele selbst vorgestellt wird. Sehr richtig bemerken Sie, daß dadurch eine ganze Reihe von Behauptungen des Verf. über den Haufen geworfen, und die ganze Untersuchung der Frage müßig wird: ob unser künftiger Leib aus dem gegenwärtigen genommen, und Theile des letzteren von der Erde in den Himmel werden entführt werden.

Es ist also zuförderst nicht andem, daß Seele und Leib zusammen, vereint als ein Wesen, meine Persönlichkeit ausmachen. Zu einem Ganzen sind beide allerdings verbunden; aber darum in ihrem

besonderen Wesen nichts destoweniger getheilt. Wie der Ton, welcher der gespannten Saite durch den Bogen entlockt wird, das Product der Zusammenwirkung beider ist; so ist die Persönlichkeit die Frucht der Wechselwirkung des Leibes und der Seele, keinesweges die aus der Vereinigung beider gebildete Summe. Durch den Leib wird es der Seele erst möglich, sich selbst zu unterscheiden von den Dingen außer ihr und solchergestalt das Selbstbewußtseyn zu gewinnen; aber die lebendige Kraft, welche solches thut, ist immer das denkende Wesen im Leibe, welchem der letztere nur als ein Werkzeug dient. So richtig es daher ist, daß die Seele den Körper nicht entbehren kann, Behufs ihrer Persönlichkeit; so ganz unrichtig ist es, zu sagen: daß in dem Bewußtseyn dieser Persönlichkeit die Vorstellungen von Seele und Leib zusammen begriffen sind, daß Seele und Leib das Wesen des Menschen ausmachen, und daß um deswillen der Leib von der Seele unzertrennlich sey. Die Seele bedarf auch dort noch wiederum des Leibes zu ihrer Uebung sowohl, als zu ihrer Persönlichkeit. Aber dieser neue Leib braucht auf keine Weise mit dem irdischen in Verbindung zu stehen, so wenig ein feineres Instrument, womit irgend ein Künstler das bisher gebrauchte mangelhaftere vertauscht, mit diesem einerlei Wesen ist, obgleich seine Arbeit dieselbe bleibt.

Sollten Sie nicht den berühmten Violoncellisten Uber gehört haben? Dieser geniale, und sich immer sehr leicht durch die Welt bewegende Tonkünstler, hat nie etwas Anderes bei sich, als zwei Bogen, mit denen er auf jedem Instrumente, das ihm an Ort und Stelle zur Hand kommt, die reizendsten Töne hervorzaubert. Auf gleiche Weise vermag die Seele in jedem für sie gestimmten Leibe ihr Concert des Lebens zu spielen; aber freilich um so reiner und schöner, je mehr das Instrument dazu geeignet ist.

Es ist demnach eine auf nichts gegründete Behauptung, daß der Mensch, wenn er statt seines gegenwärtigen Körpers einen ganz neuen bekäme, ein ganz anderes Wesen werden würde. Das Wesen bleibt durchaus das nämliche, nur die äußere Hülle wird gewechselt. Unser Verf. kann sich aber hierüber nicht zufrieden geben. Er fühlt sich höchst unglücklich, sich jemals von diesem lieben Leibe trennen zu sollen. Aus diesem Grunde muß das Wesen des Menschen aus Leib und Seele zusammengesetzt seyn, damit diese zwei Substanzen ewig unzertrennbar sind. „Denn wenn diese beiden Substanzen nicht mehr die Theile der vorigen Person A wären, so wäre ja nicht der Mensch unsterblich; sondern blos die Seele, die vorher im irdischen Körper Mensch war, würde allein unsterblich seyn in einem nicht mehr menschlichen Leibe."

Es scheint, daß den Verf. allemal etwas Menschliches anwandelt, wenn er technische Ausdrücke braucht, die aus fremden Sprachen entlehnt sind. So wäre zu wünschen, daß derselbe sich darüber erklärt hätte, was er unter Substanz verstanden wissen will, damit man zu begreifen vermöchte, wie der menschliche Körper eine Substanz seyn könne. Außer dem Verf., sind die Philosophen darüber einig, daß unter Substanz dasjenige Ding zu verstehen ist, welches in eigener Kraft besteht, einfach und unvergänglich ist; ferner, daß eben darum nur Geister Substanzen seyn können, alle Körper hingegen, weil sie zusammengesetzt sind, keine Substanzen, sondern blos Accidenzen sind, das heißt Zubehörungen, Werkzeuge oder Kraftäußerungen von Substanzen; und daß endlich hiernach kein Körper unvergänglich, unsterblich und ewig seyn kann, sondern früher oder später seiner gänzlichen Auflösung, durch Zerreißung des Zusammenhanges der Kräfte, deren Zusammenwirkung ihn erhält, entgegen geht. Doch warum wiederhole ich dies, da es im 5ten Capitel des Menschen so ausführlich auseinandergesetzt ist? Es ist auch ohnedem offenbar, daß der Verf. sich selbst täuscht, wenn er vorgibt: „Im künftigen Leben ist unser voriger Leib noch da, nur edler, feiner, verklärter. Dieser verklärte Leib ist *also* von dem irdischen nur dem Grade nach verschieden, das eigent-

liche Wesen desselben bleibt und durfte auch nicht verändert werden, wenn der Mensch nicht aufhören sollte, Mensch zu seyn. Die Seele kömmt mit ihrem eigenen Leibe, den sie hier hatte, und der ihre irdische Persönlichkeit ausmachte, hinüber, und er wird auch ihre himmlische Persönlichkeit ausmachen. Denn es geht im Grabe der feinere Theil des Körpers, der feinere Theil des Mechanismus, in dem die Seele gegenwärtig unmittelbar wirkt, nicht zu Grunde. Dieser ist der Keim des künftigen Leibes, der also, ungeachtet aller seiner Spiritualität durchaus kein neuer, im wesentlichen Verstande seyn wird. Diesen feineren und geistigeren Organismus kann die Seele niemals verlassen, weil sie außerdem ihre ganze Persönlichkeit einbüßen würde. Der Mensch hört auf zu seyn, sobald die dermalige Verbindung zwischen Seele und Leib zerrissen ist."

Wahrlich, wenn die Menschheit in der Verbindung unserer Seele mit diesem irdischen Leibe besteht; so wünsche ich von ganzem Herzen, daß ich aufhöre ein Mensch zu seyn, sobald ich würdig bin, ein Engel zu werden. Ich denke dabei keinen Schaden zu haben. Nach meiner Sprache ist aber der Mensch das unvergängliche und unsterbliche Wesen, das sich uns durch den Körper offenbart, die Substanz, welche dieses Haus, wie die Schnecke, trägt, aber nichts desto weniger bleibt, was sie ist, wenn auch das

Haus in Trümmern geht. Was für einen Leib auch die Seele in den verschiedenen Zeiten ihres Daseyns haben möge; es wird immer ein menschlicher Körper seyn, weil es der Leib eines Menschen seyn wird. Hienieden kennen wir den Menschen unter keiner andern Form, als in diesem irdischen Körper; unvermeidlich muß daher die Phantasie, so oft die Vorstellung eines Menschen gedacht wird, dieses Bild der Seele vorhalten. Hat sie doch unter den gebildeteren Völkern dasselbe mit den Göttern gethan, die in menschlicher Gestalt gedacht worden sind. Selbst christliche Maler können Gott nur in menschlicher Gestalt vorstellen. Aber der religiöse Christ, der da weiß, daß Gott ein Geist ist, wird darum sich nicht überreden lassen, daß die Phantasie es besser wisse, als die Vernunft, und als die Bibel. Und der Philosoph, obgleich seine Einbildungskraft ihm nicht erlaubt, sich den Menschen ohne einen irdischen Körper zu denken, weiß doch, daß die alleinige Substanz, das allein Unvergängliche im Menschen, der menschliche Geist ist; daß hingegen alles Köperliche dem Raume und der Zeit angehört, und über den Raum und über die Zeit hinaus nicht bestehen kann, von der es ein Theil ist. Er weiß aber auch, und Sie, meine Freundin, werden nach meinem letzten Briefe auch nicht mehr daran zweifeln, daß die Persönlichkeit des Geistes zwar durch den je-

desmaligen Leib vermittelt wird, und daß ohne Körper die Seele gar nicht zum Selbstbewußtseyn gelangt seyn würde; daß aber die besondere Form des Selbstbewußtseyns, das heißt die Vorstellung dieser oder jener Verhältnisse, Verbindungen und Zustände, in denen die Seele sich befindet, nicht das Wesen des Selbstbewußtseyns ausmacht, sondern zu den Zufälligkeiten oder Natürlichkeiten desselben gehört, die sich von dem Wesen trennen und verändern lassen, ohne dieses anzugreifen. Denn wie ein Mann, wenn er ein Mann ist, immer derselbe bleibt, er möge, wie Cincinnatus, am Pfluge, oder an der Spitze eines Heeres stehen; so bleibt die Seele dieselbe, sie möge diesen, oder einen anderen Körper bewohnen, dadurch in diese oder jene Verhältnisse versetzt, und sich dieser oder jener Zustände bewußt werden, welche sich durch die Verbindung mit dem Körper erzeugen. Der vor Schmerzen vergehende, und der im Wohlgenusse schwelgende, der gefesselte, und der in freier Bewegung behagliche, der schlafende und der wachende Mensch bleibt immer derselbe, so verschieden auch die Vorstellung seines eigenen Zustandes ist; und eben so bleibt der Mensch derselbe in diesem irdisch-fleischlichen Kleide, und in dem ätherischen Gewande, das er dort anthun wird. Die Veränderung des Bewußtseyns hat mit der Einerleiheit der Person (Identität) gar nichts zu schaffen, und kann darin nichts

ändern. Der Körper, als etwas ganz Außerwesentliches, ist darauf ohne allen Einfluß; so, daß mit welchem Leibe ich auch bekleidet, und in welcher Art und Beschaffenheit ich meiner bewußt seyn oder werden möge, nothwendigerweise Ich doch immer Ich bleibe, und, weil Ich eine Substanz bin, unter keinen Umständen jemals aufhören kann, Ich zu seyn.

Auf welche Weise die Seele nach dem Tode sich ihren neuen Leib bereiten wird, darüber, gute Emilie, kann ich Ihnen gar keine Auskunft geben. Ob von denjenigen physischen Kräften, durch deren Mit- und Zusammenwirkung der menschliche Leib von dieser Welt hervorgebracht und erhalten wird, einige auch in jener Welt wirksam seyn und wieder Theil daran nehmen werden, der Seele ein neues Wohnhaus zu bauen; ich kann Ihnen darüber nichts Bestimmtes sagen. Allein ich vermuthe es, da die Kräfte ihrer Natur nach nicht unter einem bestimmten Gesetze von Raum und Zeit stehen, wenn gleich sie räumlich und zeitlich durch den Widerstand anderer Kräfte werden, mithin beschränkt seyn können, so daß also die hier wirksamen Kräfte, wenigstens zum Theil, auch in anderen Welten ihre Macht auszuüben vermögen; und da mancherlei Gründe dafür sprechen, daß auch in Ansehung unseres Körpers kein Sprung in der Natur Statt finden werde. Einen solchen würde die Natur machen, wenn die Seele dort einen Körper

erhielte, durch welchen sie mit ganz und gar anderen Naturkräften in Verbindung gesetzt, von welchen sie auf eine gänzlich verschiedene Weise afficirt werden, und auf welche ihrer Seits zu wirken, ebenfalls ganz verschiedenartige Kraftanstrengungen erforderlich seyn würden. Es ist daher wahrscheinlich, daß auch hier ein allmähliger Uebergang seyn werde, und daß gewisse Kräfte, mit denen unser Geist im Körper hier in Wechselwirkung stand, auch durch jenes Leben sie begleiten, und in dem neuen Leibe mit ihr in Verbindung bleiben werden. Hiermit ist mein Latein zu Ende. Wollen Sie mehr wissen, so wenden Sie sich gefälligst an den Verf., der uns schon erzählt hat, „daß die sparsame Natur diejenigen Bestandtheile meines hiesigen Körpers, die sie für den neuen brauchbar findet, nicht verderben lassen werde, sondern für die überirdischen Gegenden verarbeite; daß diese feineren Theile des Körpers im Grabe durch eine Art von chemischer Zersetzung von den gröberen Theilen abgesondert, und von der Seele mit sich fortgenommen werden; und daß wenn zu diesen ausgeschiedenen Theilen durch die lebendige Kraft des Schöpfers der überirdische Lichtstoff hinzugesetzt worden seyn und jene durchdrungen haben werde, der Proceß vollendet und der neue Leib fertig sey."

Die Redensart, daß im Grabe eine Art chemischer Zersetzung vor sich gehen werde, will ich nun

eben nicht so wörtlich nehmen, obgleich der Verf. selbst darüber gänzlich ungewiß zu seyn scheint, wann und zu welcher Zeit dieser Proceß vor sich gehen werde. Denn bald verschiebt er den Ausgang dieser Begebenheit bis dahin, daß die Posaune des Weltgerichts die Todten insgesammt auferwecken wird, wobei denn freilich es unbegreiflich bleibt, daß dieselbe Naturwirkung, welche doch nach unveränderlichen Naturgesetzen vollbracht werden muß, bei einigen Menschen in wenigen Stunden und Tagen vollendet werden kann, wozu sich bei andern die Natur mehrere tausend Jahre Zeit nimmt; bald läßt er die Seelen mit den verflüchtigten Leibestheilen schon früher hinüber eilen ins bessere Leben. Welche von beiden Meinungen indessen man auch gelten lassen möge; so wäre damit immer die Folge verknüpft, daß die Seele eine gewisse Zeit hindurch, bis ihr neuer Leib aus dem Leichname des alten herausgefault ist, den letzteren noch bewohnen, mit ihm begraben werden muß, und erst dann aus dem Grabe empor steigen kann zu den lichteren Höhen, wenn sie ihren neuen abgelösten Leib mit sich nehmen kann. Da nun die Seele, nach des Verf. Meinung, ihr Selbstbewußtseyn und ihre Empfindung nach dem Tode beibehalten soll; so denken Sie sich, liebe Emilie, die arme Seele in diesem kalten, starren und verwesenden Leichnam, im Grabe eingeschlossen, und empfin-

den Sie nicht den Fieberfrost, der mich durchschaudert, indem ich dies schreibe? Gewiß dieser Gedanke ist so gräßlich, daß schon darum der menschliche Geist davor zurückbeben muß und ihn nicht festzuhalten vermag. Wirklich finden wir nirgends und an keinem Orte den Glauben, daß der Geist mit ins Grab gelegt werde; sondern überall herrscht die Ueberzeugung, daß im Augenblicke des Todes die Seele sich gänzlich losreiße von dem Leibe, daß nur dieser der Erde zurückgegeben werde, jene aber übergehe an den Ort ihrer neuen Bestimmung. Nur darin sind die Meinungen getheilt, daß die rohesten und sinnlichsten Menschen dermaleinst den ganzen Leib von den Todten fleischlich auferstehen und der Seele zurückgeben lassen; daß bei weiterem Nachdenken die Unmöglichkeit hiervon einleuchtet, und daraus der Glaube entsteht, ein feinerer Bestandtheil des abgestorbenen Leibes bleibe lebendig und folge der Seele in ätherische Gefilde, damit die Sinnlichkeit sich doch nicht ganz zu trennen braucht von diesem Leibe, der ihr Gott und ihr Princip ist; daß endlich bei fortgesetztem Nachdenken auch diese Meinung aufgegeben wird, wohl erkennend, daß solche in sich selbst widersprechend sey. Denn wie kurz, oder wie lang auch die Zeit seyn möge, bis der Proceß beendigt wäre, durch welchen die Seele ihren neuen Leib aus dem verwesten alten an sich zu ziehen in den Stand gesetzt

würde; so müßte sie doch diese Zeit über ohne Körper dauern. Dies ist so unvermeidlich, daß es den Völkern niemals hat entgehen können, und daß um deswillen hier und dort mancherlei Zwischenzustände zwischen dem Tode und der Auferstehung oder der Anziehung des neuen Leibes ersonnen werden mußten. Hierin ist, nach Ausweis der Geschichte, auch der Ursprung des Fegefeuers enthalten, wovon Christus uns nichts gesagt hat. Nun ist zwar soviel richtig, daß ein Geist ohne Körper überhaupt von keiner Zeit etwas wissen kann, mithin es für den Geist selbst ganz gleich ist, wie kurz oder lang die Dauer dieses Zwischenzustandes währt, weshalb denn auch eine Verlängerung desselben für ihn kein Unglück, und dessen Verkürzung keine Wohlthat ist. Allein die kleine Schwierigkeit findet nur Statt, daß lediglich ein unendlicher und ganz von sich selbst bestehender Geist ohne Körper bestehen kann, und daß endliche Geister ohne einen Leib gar nicht fortdauern können, weil sie desselben bedürfen, um ihre Persönlichkeit zu bewahren. Nach der Theorie des Verf. vollends, nach welcher die ununterbrochene Fortdauer des Selbstbewußtseyns die unerlaßliche Bedingung der Persönlichkeit und des Lebens selbst ist, und nach welcher das Bewußtseyn Seele und Leib dergestalt zusammenfaßt, daß es durch eine Trennung beider vernichtet werden würde, und mit ihm das ganze Leben,

nach dieser Theorie ist die Vorstellung irgend eines, auch des allerkürzesten Zwischenzustandes zwischen dem Tode und dem Besitze des verklärten Leibes, ein durchaus unstatthafter und ungereimter Gedanke.

Wie gesagt also, ich will den Ausdruck: im Grabe, nicht wörtlich verstehen, sondern annehmen, der Verf. habe sagen wollen: indem die Seele sich von dem irdischen Leibe trenne, im Momente des Todes selbst, nehme sie diejenigen körperlichen Bestandtheile mit sich fort, die ihren neuen Leib ausmachen sollen und welche durch einen chemischen oder desorganisirenden Proceß von dem übrigen Körper dergestalt abgesondert werden, daß mit der Vollendung dieser Absonderung der Tod eintrete. Wenn man an dem Krankenbette eines Sterbenden weilt und diesen Kampf zwischen Leben und Tod, und dieses allmählige Verlöschen des Lebenslichtes, dieses Zurückziehen des Pulses beobachtet, bis mit dem letzten Pulsschlage in einem tiefen Seufzer der Athem ausgeht und mit dem letzten Athemzuge das Leben entflieht; so gewinnt diese Ansicht eine große Wahrscheinlichkeit. Daher heißt es auch, das Leben aushauchen; denn in diesem letzten, langen, aus der innersten Brust hervorquellenden Hauche hat man selbst diejenigen irdischen Bestandtheile geahnet, in welche die scheidende Seele sich eingehüllt habe, und mit wel-

chen sie durch die Lüfte sich aufschwinge zum neuen Leben.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, liebe Freundin, daß man hiernach denjenigen, denen die Trennung von ihren sterbenden Lebensgefährten unerträglich ist, ein Mittel an die Hand geben könnte, diesen Hauch, oder welche Hülle sonst die scheidende Seele aus dem Leibe mit sich nehmen mag, einzufangen und in fester Kapsel auf dem Herzen mit sich herumzutragen, bis sie ebenfalls zu der großen Reise fertig sind, die sie sodann zusammen unternehmen könnten; denn was körperlich ist, läßt sich körperlich behandeln und gefangen nehmen. Ich will nicht noch weiter gehen, indem ich durch dieses Mittel die Ahnensäle alter Familien künftig beleben lasse, wenn jene wohlverwahrten Kapseln an die Bilder ihrer äußeren Gestalt befestigt würden, oder wenn man gar von den Aegyptern lernte, Mumien zu machen, und in diesen jenen Hauch einschlösse; sondern ich will Sie zurückführen unter die Lebendigen. Aber begleiten Sie mich nur einen Augenblick auf ein Schlachtfeld! dort reißt eine Kanonenkugel einem kräftigen Manne den Kopf vom Rumpfe, und Leben und Tod sind in einem Nu geschieden. Erinnern Sie sich Bardoux frommer Nonne, deren schönen Nacken der abergläubige Tartar durchhaut, und sie in der Blüthe der Jugend dem Tode überliefert. Einer der größ-

ten Züge der Menschheit, die uns die Geschichte aufbewahrt hat, ist mir immer der sterbende Huß und sein Freund Hieronymus gewesen, und ich stehe mit Bewunderung vor den Männern, deren Loblieder zur Ehre Gottes noch aus den Flammen ertönen, bis das Feuer ihre Gebeine verzehrt und den ganzen Organismus zerstört, in welchem sie hier lebten, und ihre Seelen befreit von dem Leibe, dessen furchtbare Qualen ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Liebe und ihren Frieden nicht zu irren vermochten. So groß, so frei von dem Körper ist der Geist des Menschen, selbst in diesem irdischen Leibe, wenn er nur die innere Kraft erwirbt, sich frei von ihm zu gebahren. Irgend ein chemischer Proceß kann hier der Seele keinen körperlichen Gefährten aus diesem Leibe zubereitet haben. Jene Kanonenkugel, jenes Schwert, und jene grausamen Flammen haben allerdings den Organismus des Leibes aufgehoben und vernichtet, aber nicht durch eine desorganisirende Zersetzung, sondern die Desorganisation aller Theile war die Folge der Vernichtung des Lebens und der Losreißung solcher Theile, ohne welche das Leben nicht bestehen kann. Solches ist dem schlichten Menschenverstande derjenigen Nationen, die an eine Fortdauer des Leibes in irgend einem Theile geglaubt haben, keineswegs entgangen. Daher kommt diese allgemeine Furcht vor einem plötzlichen und gewaltsamen

Tode, welche von denen, die der Herr damit begnadiget, für eine Wohlthat erkannt werden sollte. Selbst in das Criminalrecht ist diese Vorstellung übergegangen, indem unter den nordischen Völkern besonders von den ältesten Zeiten her, nicht der Tod für die härteste Strafe angesehen worden ist, sondern die Versagung des Begräbnisses. Den Leichnam den Vögeln überlassen, die Asche des verbrannten Körpers in alle vier Winde zerstreuen oder ins Meer werfen, will nichts anders sagen, als wie es in einem alten bekannten Eide ausdrücklich heißt, das Gedächtniß unter den Lebendigen und Todten vernichten, das Daseyn gänzlich vertilgen. Da nun aber nichts wirklich Existirendes jemals vernichtet werden kann, da es ein rasender Gedanke wäre, Menschen zu Herren über die Fortdauer eines unsterblichen Geistes zu machen; so muß man wohl zugeben, daß diese Fortdauer unabhängig seyn muß von Allem, was irgend in der Gewalt der Menschen steht, daß nichts Körperliches eine wesentliche Bedingung derselben seyn kann, und daß die physische Erzeugung eines neuen Leibes aus dem alten durch irgend einen chemischen oder organischen Proceß zu den Chimären der Einbildungskraft gehört, an denen eben so viel Wahres ist, als an den Centauren der Griechen und den himmlischen Schlachten der alten Germanen.

Was irdisch ist, wird der Erde zurückgegeben. Durch die Fäulniß geht der ganze Leib wieder in diejenigen Elemente zurück, aus deren Verbindung er zusammengesetzt war; denn diejenige Kraft, welche diese Verbindung unterhielt und sie in organische Thätigkeit setzte, die Seele, hat sich davon getrennt, so daß nun allein die physischen Kräfte ihre Wirksamkeit äußern und vermöge ihrer eigenthümlichen Verrichtungen ganz andere Processe anfangen können, als der Lebensproceß war. Gerade diese freie Thätigkeit der physischen Kräfte, die nicht mehr unter der Herrschaft einer größeren, sie zusammenhaltenden Kraft stehen, sondern jede ihre besondere Richtung verfolgen, mithin sie auseinandertreiben und von einander absondern, ist der Zustand des Leichnams, und das Wesen der Fäulniß, die mit dem Augenblicke des Todes ihren Anfang nimmt, und zuweilen sogar schon im Leben eintritt, wenn durch irgend eine Ursache die freie und natürliche Einwirkung der Lebenskraft auf gewisse Theile gehindert wird. Denn Fäulniß ist nichts anders, als Trennung der Theile, Entfesselung derselben von dem Naturzwange, der sie zusammenhält. In Folge dieser Absonderung verbindet die nie rastende, nie müßige Natur die getrennten Theile sogleich mit andern Körpern, mit denen sie einzeln eine größere Wahlverwandtschaft haben, das heißt, die frei gewordenen Kräfte vereinigen sich

sogleich wieder mit anderen nach allgemeinen Naturgesetzen der Annäherung, um neue Erscheinungen hervorzubringen. Der Humus, das Eisen, der Kalk im menschlichen Leibe wird durch die Wurzelfasern der Pflanzen eingesogen, die ihn erreichen können, wird solchergestalt genossen von anderen Menschen, oder von Thieren, die wieder den Menschen zur Nahrung dienen, wird durch die Verdauung in den menschlichen Leib aufs neue verwandelt, und vermag solchergestalt in einem Zeitraume von tausend Jahren durch vielleicht hundert menschliche Körper zu wandern. Das würde einen schönen Hader unter den Seelen dermaleinst geben, wenn am jüngsten Tage eine jede zurückverlangen wollte, was ihr angehört hätte, oder dessen sie wenigstens von ihrem vormaligen Eigenthume zu ihrem neuen Leibe bedürftig wäre. Die Aegypter, die ebenfalls an eine Auferstehung der todten Leiber glaubten, sahen wenigstens ein, daß solche unmöglich wäre, wenn die Fäulniß sie zerstört hätte, und balsamirten deswegen nur ihre Mumien mit so großer Sorgfalt ein, um sie vor der Fäulniß zu bewahren. Sie dürfen mir nicht einwenden, daß dies doch immer nur von den gröberen Theilen des Leibes gelte, aber daraus noch nicht folge, daß nicht die feineren, der Fäulniß nicht unterworfenen Elemente, erhalten und mit der Seele zugleich von jenen abgesondert werden könnten. Dem widerspricht schon die

chemische Analyse des menschlichen Körpers auf dem Wege der Erfahrung. So weit sie hat dringen können, hat sich überall ergeben, daß die feinsten Theile des Körpers mit den gröbsten aus einerlei Elementen zusammengesetzt sind, und daß nur das Verhältniß und die Mischung derselben verschieden ist. Wohin aber kein Messer des Anatomen dringt, und was kein Scheidekünstler mit Retorten und Kolben ermittelt, das erkennt die Vernunft im hellen Lichte. Denn sie kann sich nicht verleugnen, daß was vom Ganzen gilt, auch vom kleinsten Theile gelten muß; daß mithin, wenn das Wesen aller Körper in Zusammensetzung besteht, auch der allerfeinste Theil, der den Sinnen entschlüpft, zusammengesetzt seyn muß, und daß diese unsichtbaren und unhaltbaren Theile unter denselben Gesetzen des Raumes und der Zeit stehen, wie die sichtbaren und fühlbaren, mithin mit der ganzen großen Erde von einerlei wesentlicher Beschaffenheit seyn müssen. Wenn aus dem blauen Himmel durch eine Veränderung der Temperatur plötzlich ein dichter Nebel die Erde überzieht, dann wieder emporsteigt, und in schwarze Wolken sich sammelt, aus denen ein dichter Hagel die Saaten zerschmettert, welcher in einer Stunde schon zerschmolzen und von der Sonne zum Theil schon wieder verdunstet ist, die aus erheitertem Himmel auf die Erde strahlt, und sich mit dem köstlichsten Azur umgibt; so scheint es fast un-

glaublich, daß über unserem Haupte dieselben Körper schweben, die unsere Hoffnungen niederschlugen. So verändert die Natur ihre Erscheinungen, ohne die Beschaffenheit der Elemente zu verändern, aus denen sie solche zusammensetzt. Das feinste einzelne Dunststäubchen ist immer noch ein Theil dieser Erde, das in unendlichem Wechsel auf derselben sein Daseyn offenbart, aber im Dunstkreise der Erde schwimmt, wenn sie es nicht näher an sich zieht, und über den Dunstkreis sich nicht erheben kann. Selbst die Luft hört in höheren Sphären auf, und nichts, was irdisch ist, vermag sich aus der Sphäre der anziehenden Kraft der Erde zu entfernen. Diese bestimmt die äußerste Grenze dieser Welt, wie jede andere Welt auf gleiche Weise sich ihre eigene Grenze bildet, von welcher sie Alles, vermöge des entgegengesetzten Poles derselben Kraft zurückstößt, was nicht ihr, sondern einer andern Welt angehört. Durch diese innere Kraft, durch welche sich die Welten von einander scheiden und in ihren Räumen herumgerollt werden, daß sie nicht auf einander fallen können, wird jeder Körper an den Mittelpunct seiner Welt unzertrennlich gefesselt. Einen Uebergang des winzigsten Stäubchens von einer Welt auf die andere annehmen wollen, heißt daher die Ordnung der Natur vernichten, und die göttlichen Gesetze ihrer Erhaltung und Bewegung, nach seinem Gelüste, verleugnen.

Unleugbar, holde Freundin, kann also nicht der geringste Theil dieses irdischen Leibes der Gefährte unserer Seele auf der Reise aus dieser Welt seyn; und so viel Vergnügen es mir oft gemacht hat, das Ebenmaß Ihrer schönen Figur und die Regelmäßigkeit Ihrer Gesichtszüge zu betrachten, so habe ich doch Verzicht darauf gethan, sie in jenem Leben wieder zu finden. Aber ich thue mit Freuden darauf Verzicht, denn ich zweifle nicht, daß wenn ich Sie wieder sehen werde, Sie mir in einem Körper erscheinen werden, der ein noch treuerer Abglanz Ihrer herrlichen Seele seyn, und mich nicht einmal hindern wird, diese liebe Seele in ihrem Innersten zu erkennen.

---

13 *

Neunter Brief.

Wenn der Herr der Welten in das Samenkorn den Keim gelegt hat, aus welchem eine Pflanze emporwächst, die dasselbe Korn zehnfach wiedergibt; so geschieht das, weil in dem Samenkorne der Keim der Erhaltung des Geschlechts eingehüllt ist. Auf den höheren Stufen der Organisation, im Thierreiche, erfolgt aber die Fortpflanzung des Geschlechts nicht durch die Auflösung und auf Unkosten des erzeugenden Körpers, sondern gerade in dem Zeitraume seiner höchsten Ausbildung, Vollendung und Kraftfülle. Ein solcher Geschlechtskeim ist daher überall nicht mehr in dem Leichname abgeschiedener Menschen zu suchen; sondern das Leben selbst ist die erste und wesentlichste Bedingung der Erzeugung eines neuen Lebens. Ueberdem wird durch keine Erzeugung, weder im Thier- noch im Pflanzenreiche, das erzeugende Individuum selbst in verwandelter

Gestalt erhalten, sondern es werden dadurch ganz neue Individuen derselben Art ins Leben gerufen und hervorgebracht. Endlich ist es physisch unrichtig, daß das Samenkorn in der Erde faulen müsse, damit aus der Fäulniß die neue Pflanze hervorwachse. Im Gegentheil, wenn das Samenkorn in der Erde fault, so wird es zu Erde, aber es bildet sich daraus keine Pflanze. Man tödte den Keim in dem Korne, oder man lasse ihn verdorren, indem der Same austrocknet, und nie wird organisches Leben in denselben zurückkehren, sondern früher oder später zersetzt ihn die Fäulniß in seine Bestandtheile. Nur so lange der Keim noch gesund ist, hat die Fäulniß keine Macht darüber, und nur die Hülse des entwachsenen Keimes wird der Verwesung überlassen. Doch hängt der Stengel der der neuen Pflanze örtlich und zeitlich an dem Keime fest, aus welchem er durch den Zutritt anderer Naturkräfte sich entwickelt hat. Aus alle dem erhellet, daß wenn die Bibel unser irdisches Leben einem Samenkorne vergleicht, dieses Bild nur auf die geistige Entwickelung unserer Zukunft aus dem gegenwärtigen Zustande und dessen Anwendung zu deuten ist, und nicht im physischen Verstande genommen werden darf, nach welchem unser neuer Leib ein Erzeugniß des irdischen seyn soll.

Gleiches Mißverständniß waltet bei einem an-

deren Bilde ob, das von Dichtern, und auch von dem Verf. häufig gebraucht wird, und wirklich schön und wahr ist, sobald es nur nicht über Gebühr ausgedehnt wird. Wie die Raupe sich einspinnt, und in ihrem Kokon schlummert, aber zu einem neuen Leben hervorgeht, in welchem sie, weniger abhängig von leiblichen Bedürfnissen, auf geschmückten Flügeln durch die Lüfte von Blume zu Blume schwebt; so werden auch wir aus dem Grabe erstehen zu einem freieren Leben, das uns im Raume und in der Zeit einen größeren Spielraum gestatten wird zum, gleichsam geflügelten Gebrauche unserer Kräfte. Doch thut man einen Schritt nur weiter in der Vergleichung, so hinkt dieselbe, und wird ganz lahm, wenn sie auf eine Verwandlung des menschlichen Körpers im Grabe bezogen wird. Denn nur in den untersten Classen des Thierreichs offenbart sich diese Kraft der Natur, vermöge deren sie den Leib eines und desselben Geschöpfes umzugestalten vermag. Ueber die Classe der Insecten hinaus erstreckt sie sich nicht; und wer von dem Fortschreiten der organischen Kraft der Natur zu innerer Vollendung aus der Naturgeschichte nur einige Vorstellung hat, dem wird nicht in den Sinn kommen, zu glauben, daß die Schöpfung auf der höchsten Stufe irdischer Vollkommenheit, beim Menschen, wieder umkehren könne, um nach Gesetzen zu ver=

fahren, die sie schon bei den Insecten verlassen hat. Jeder Körper hat seine höchste Ausbildung erreicht und eilt dem Schoße der Mutter Natur durch Auflösung wieder zu, sobald er die Reife erlangt hat, das Geschlecht fortzupflanzen. Auch der Schmetterling ersteht zu keinem neuen Leben, sondern sein bunter Leib wird zu Staub. Der menschliche Körper, durch seine Bildung in seiner ersten Erscheinung reif für diese Bestimmung, bedarf keiner Verwandlung und ist keiner Umgestaltung fähig. Er wird im Grabe als der Leib eines Menschen vernichtet, und was übrig bleibt, hat keine Verbindung und keinen inneren Zusammenhang mehr. Es ist Staub, unorganisches Wesen. Das aber ist die Bedingung jeder Verwandlung in der Natur, daß wenn gleich die freie Bewegung der Lebenskraft eine Zeitlang ruht, doch der Organismus selbst fortdauert und im Schlafe selbst seine neue Offenbarung vorbereitet. Der Baum schüttelt im Herbste seine Blätter ab, und seine Früchte werden abgepflückt; aber seine Aeste, Stamm und Wurzeln setzen die Verbindung der Gefäße fort, in welchen im Frühlinge der Saft wieder empor steigen und die Knospen schwellen soll. Umringeln Sie nur, rund um den Stamm, seine Rinde, so stirbt er und geht in Verwesung über. Tödten Sie die Raupe vor dem Einspinnen, durchstechen Sie selbst nur

die Puppe, ja öffnen Sie nur den Kokon so, daß
ein Tropfen Nässe hinein dringen kann; so hoffen
Sie vergeblich auf den Schmetterling, und die
Fäulniß bemeistert sich der Reste des nicht reif ge-
gewordenen Körpers. Leben und Verwesung schlie-
ßen einander aus, dulden nicht einmal eine unmit-
telbare Berührung. Das erstorbene Glied sondert
sich selbst ab von dem noch lebendigen Körper. Jede
Unterbrechung der organischen Ausbildung zieht den
Tod nach sich, bald schneller bald langsamer. Aus
Tod wird nie Leben geboren; sondern das Leben
selbst, was unvergänglich ist, stirbt nicht.

Es gibt ein der Raupe ähnliches Thier, wel-
ches uns auf eine ganz andere Vorstellung von der
Art, wie die Seele zu ihrem neuen Körper kom-
men möchte, verhilft. Sie kennen die Natur der
Schalthiere. Diese Schnecke, welche vor mir am
Baume kriecht, hat das Haus, das sie auf ihrem
Rücken trägt und festhält, sich selbst gebaut, indem
sie ihren Schleim mit etwas Thonerde und Sand
vermischte, und dieser Masse das Gewinde gab, in
welches sie sich zurückziehen kann und welches an
der Luft trocken und fest geworden ist. Sobald ihr
dieses Haus zu klein werden wird, wird sie es ab-
werfen und sich ein bequemeres auf gleiche Weise
und mit denselben Mitteln bereiten. Freilich wird
das neue Haus an Materie und Form dem abge-

worfenen ähnlich seyn; aber die Schnecke bleibt auch auf dieser Erde; sie kann nur mit denselben Materialien und nach dem unabänderlichen Instincte arbeiten, den die Natur in sie gelegt hat. Des Menschen freierer Geist, sich aufschwingend von dieser Erde in eine andere Welt, wo ihm viel bessere Materialien zu Gebote stehen werden, und theilhaftig derjenigen Freiheit, die ihm die Ausbildung seiner Vernunft erworben hat, wird dort sich ein ganz anderes Haus bereiten, als dasjenige war, in dem er auf diesem irdischen Boden herumgekrochen ist. Denn daß unsere Seele ihren großen und mächtigen Antheil hat an der Ausbildung unseres Körpers auf dieser Welt, mithin ihn dort noch in hörerem Grade haben wird, das beweist nicht nur die auffallende körperliche Aehnlichkeit gleichgesinnter Menschen, wenn sonst keine zufälligen Störungen von außen in den Weg getreten sind, sondern es folgt noch weit in die Augen fallender aus der Hinfälligkeit des ganzen Leibes, sobald die Seele ihn verlassen hat, oder ihn zu verlassen, durch Hemmung des Organismus genöthiget worden ist. Sie allein ist die Kraft, die ihm Bewegung, und durch diese Wärme, Vegetation und Leben gibt. Sobald sie scheidet, steht die ganze Maschine still, und die Auflösung des so lange erhaltenen Verbandes der Theile nimmt ihren Anfang. Sie also ist eine der vorzüglichsten Kräfte,

durch welche der Leib selbst ist und besteht. Außer ihr aber müssen noch andere Naturkräfte dazu beitragen. Denn es bleiben ja die irdischen Ueberreste des Leibes zurück, wenn die Seele ihn schon verlassen hat. Auch ist es nur dadurch erklärlich, wie die Seele, ein Geist, auf die Körperwelt durch ihren Leib zu wirken, und deren Rückwirkung zu empfinden im Stande ist.

Sie werden, meine liebe Emilie, schon lange wahrgenommen haben, daß der Verf. und ich von dem, was ein Körper eigentlich ist, ganz verschiedene Vorstellungen und Begriffe hegen; und Sie haben sich wahrscheinlich gewundert, daß ich mich darüber nicht schon längst ausgesprochen habe. Doch ist dies mit guter Absicht geschehen, indem ich Ihnen habe zeigen wollen, daß sogar nach der ganz gewöhnlichen Vorstellungsweise von der Natur der Körper, die Einbildung von einer Absonderung und Uebertragung eines Bestandtheiles dieses Leibes in eine andere Welt ein Unding sey.

Allein es ist überdem noch unrichtig sich die Körperwelt materiell zu denken, und zu glauben, daß die Dinge außer uns so existiren, wie wir sie durch unsere Sinne wahrnehmen und nach unseren sinnlichen Empfindungen uns davon Vorstellungen zusammensetzen. Diesen Gegenstand habe ich im 7ten und 8ten Capitel des Menschen so umständlich behandelt,

daß ich nicht geglaubt hätte, mich darüber nochmals erklären zu dürfen. In der That weiß ich darüber gegenwärtig nichts Besseres zu sagen. Da indessen der Verf., ohne solches im Mindesten anzugreifen, doch so ganz und gar darüber hinweg sieht, daß er die geradezu entgegengesetzte Ansicht offenbaret; so würde es Ihnen, wertheste Freundin, noch weit eher zu verzeihen seyn, wenn Sie sich an eine Vorstellung der Körperwelt nicht hätten gewöhnen können, die mit unseren von Kindheit auf eingesogenen Begriffen darüber sich durchaus nicht verträgt. Um deswillen wiederhole ich hier dasjenige für Sie, was für unseren Gegenstand davon zu wissen nöthig ist.

Die Dinge außer uns, müssen nothwendiger Weise vorhanden, und nicht blos Geschöpfe unserer Einbildung seyn, weil wir es nicht in unserer Macht haben, unsere Vorstellungen davon nach unserm Gefallen zu bilden und zu verändern, und weil sogar wir bald wahrnehmen, daß die Eindrücke des Sinnes objectiv stärker sind, als die der Einbildungskraft. Da jede Wirkung ihre Ursache haben muß; so kann die Gleichheit der Vorstellungen von den Dingen außer uns, die nicht nur bei ihrer Wiederholung in der Wahrnehmung eines Menschen, sondern auch bei ihrer Beobachtung von einer Menge Menschen bei diesen, sich offenbaret, nur die Wirkung einer Ur-

sache seyn, die nicht in uns, sondern in den Objecten vorhanden ist. Die Körper außer uns, sind also wirklich vorhanden; es gibt sich in ihnen eine Realität kund. Daraus folgt aber noch auf keine Weise daß sie auch diese Materialität haben müssen, die wir ihnen in Gemäßheit unserer sinnlichen Empfindung zuschreiben.

Die Sinnesurtheile, das heißt, die Urtheile, welche unmittelbar auf die sinnlichen Eindrücke folgen, und über die Ursachen der wahrgenommenen Wirkungen gefället werden, sind fast durchgehends unrichtig, und ihre Berichtigung gehört zu den großen Aufgaben, deren Lösung unsere irdische Bestimmung ausmacht, und an welcher unsere Vernunft erstarken soll. Meistentheils sind die ersten Erkenntnisse des Sinnes gerade das Gegentheil von dem, was die Wahrheit ist; und die häufige Wiederholung ein und derselben Empfindung trägt nicht dazu bei, den Irrthum zu entdecken, sondern bestärkt uns vielmehr in demselben bis zur festesten Ueberzeugung, wenn wir nicht durch andere Wahrnehmungen, oder durch die Vernunft, zuerst auf Zweifel, und durch deren Beachtung zur richtigeren Erkenntniß geleitet werden. Noch heute würde der Unwissende sein Leben darauf verwetten, daß die Sonne sich um die Erde drehe, und daß die Erde im Großen eine gerade Fläche habe. Eben so verhält es sich mit der Vor-

stellung von der Materialität der Körper. Es ist der Menge der Menschen nicht zu verdenken, wenn sie dafür halten, daß die Dinge außer ihnen gerade so sind, wie sie nach ihren Empfindungen davon vermeinen, daß sie seyn müssen, und wenn sie in dem festen Glauben stehen, daß die Gesammtheit der Eigenschaften der verschiedenen Körper die Wirkung der Eigenthümlichkeit derselben ist, wovon die Ursache in dieser Eigenthümlichkeit selbst liegt. Denn daß diese Eigenthümlichkeit selbst ihres Ortes die Wirkung anderer Ursachen ist und seyn muß, das ist ein Urtheil zu dessen Fällung der gewöhnliche Menschenverstand durch die sinnlichen Eindrücke der Körperwelt gar keine Veranlassung erhält, sondern worauf der Mensch erst durch die Veränderungen geführt wird, die er selbst in der Körperwelt vorzunehmen vermag, wozu also schon gewisse Naturkenntnisse erforderlich sind, und zu dessen klarer Einsicht ein angestrengtes Nachdenken vorausgehen muß.

Die Sache geht so zu. Wenn der Mensch die Dinge außer sich wahrnimmt, so ist das erste, daß er sie von sich und untereinander zu unterscheiden anfängt, indem er das Verhältniß des einen zu dem andern beobachtet. Durch diejenigen Sinne, welche vornämlich objective Vorstellungen gewähren, erhalten wir aber nur Kenntniß von dem Zustande der Oberfläche der Körper, von ihrer Größe, von der

Verschiebbarkeit der einzelnen Theile, dem Eindringen der Lichtstrahlen oder vielmehr deren Zurückprallen. Die äußere Gestalt und Verhältnisse der Dinge sind also das erste, wodurch wir uns eine Vorstellung von ihnen machen, und es dauert, wie wir bei den Kindern sehen, eine gute Weile, bevor ein Schritt weiter gethan wird. Indessen lehrt die Erfahrung, daß die Dinge getheilt und zusammengesetzt werden können, und sich ihr Verhältniß zu einander verändern läßt, daß aber nichts destoweniger gewisse Eigenschaften denselben unter allen Verhältnissen verbleiben. Diese allgemeine Beobachtung führt auf die Unterscheidung der äußeren Verhältnisse und der, den Dingen ohne Rücksicht auf dieselben, eigenthümlich zuständigen Eigenschaften; das heißt, der Begriff von Form und von Materie wird aufgefaßt und beide einander entgegengesetzt. Hierbei bleiben die allermeisten Menschen stehen, weil sie weder durch weitere Erfahrungen, noch durch Ueberlegung veranlaßt werden, die Unzureichendheit dieser Vorstellung einzusehen.

Wenn aber der Chemiker nun weiter beobachtet, wie sich die Materie in immer einfachere Stoffe auflösen läßt, und wie durch die Trennung und Verbindung dieser Stoffe sich oft und meistens alle Eigenschaften der Masse verändern; so muß er sich überzeugen, daß dasjenige, was er bisher unter der Ma-

terie begriffen hat, nicht das Wesen der Körper ausmachen kann, und daß die Eigenschaften derselben ganz vorzüglich von der Art der Zusammensetzung der Grundstoffe abhängig sind. Mithin theilt er den Begriff der Materie wieder in Stoff und innere Form, in das, was zusammengesetzt wird und in die Art und Weise der Zusammensetzung. Diejenigen Stoffe, die er nicht weiter zu zerlegen weiß, nennt er zwar Elemente, als wenn sie den Anfang und den Keim alles Körperlichen ausmachten. Allein die Erfahrung lehrt ihn, daß er von Zeit zu Zeit durch Erweiterung seiner Naturkenntnisse die Geschicklichkeit erwirbt, auch diejenigen Körper, die er lange für Elemente hielt, weiter zu zersetzen, und er kann sich nicht verhehlen, daß nur seine Unerfahrenheit oder die Grobheit seiner Sinne ihn hindern, alle Körper bis ins Unendliche zu zertheilen, keineswegs die Beschaffenheit der Materie selbst. Er muß bemerken, daß diese Elemente nach gewissen sich gleich bleibenden Gesetzen auf einander wirken, daß mithin in ihnen gewisse Kräfte sich offenbaren, die sich immer gleich bleiben. Er sieht, daß nicht selten, wenn er irgend einen Körper bis in seine Elemente zerlegt hat, es ihm dennoch unmöglich ist, aus diesen den vorigen Körper wieder herzustellen. Er beobachtet, daß die gesetzmäßige Crystallisation der Körper gehindert und verändert wird, sobald die

freie Thätigkeit der flüssigen Masse, die sich zusammenzieht, unterbrochen und von einer äußeren Kraft in eine aufgedrungene Bewegung gesetzt wird. Die Verfolgung derjenigen Naturkräfte, die den Sinnen ganz entgehen, in ihren Wirkungen, zeigt ihm, daß die wichtigsten und größten Veränderungen in der Sinnenwelt, vornämlich in der organischen, lediglich Wirkungen einer gewissen Bewegung und einer bestimmten Richtung derselben sind, so daß bei der entgegengesetzten Richtung der Bewegung ganz verschiedene Erfolge zu Wege gebracht werden. Alle magnetische, galvanische und electrische Erscheinungen bestätigen dieses Gesetz; und er kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß in eben diesen Kräften und deren mannigfaltigen Zusammensetzung die Grundursache von alle dem enthalten seyn dürfte, was wir in der Körperwelt finden.

Endlich ermüdet ein Weinhold nicht, aufs Neue das Leben selbst in seinem ersten Entstehen zu beobachten, und wir erfahren von ihm, daß die erste Regung desselben in dem bebrüteten Ey in einer kreisförmigen Bewegung an derjenigen Stelle sich offenbart, wo nächstdem der Kopf und das Herz des jungen Hünchens zum Vorschein kommen und an sich alle übrigen Theile ansetzen, in ähnlicher Art wie die Bohne keimt, zuerst die Wurzel und den Stengel treibt, und aus diesem alle übrige Theile entwickelt.

Alle diese Wahrnehmungen, und eine Menge anderer, müssen endlich die Ueberzeugung hervorrufen, daß alle Erscheinung, alles sinnlich Wahrnehmbare, nichts anders ist, als die Wirkung thätiger Kräfte in der Natur; daß die Materie nichts Wirkliches, sondern nur unsere eigene Vorstellung von der sinnlichen Wahrnehmbarkeit der mannigfaltigen Wirkungen der Naturkräfte in ihren verschiedenen Zusammensetzungen ist; und daß endlich alle Körper nichts anders sind, als Erscheinungen, in denen die Art und Weise, wie zwei oder mehrere Kräfte in der Natur sich beschränken, offenbar wird.

Was solchergestalt auf dem Wege der Erfahrung eingesehen worden ist, das bestätigt denn auch die Vernunft auf dem Wege der Speculation vollkommen. Denn sie erkennt, daß der Begriff der Form weiter nichts ausdrückt, als den Inbegriff derjenigen Verhältnisse, die bei den einzelnen Dingen Statt finden; daß es daher gar keine absolute Form, sondern nur Formen des Bestehenden gibt; und daß die Form also wesentlich eine Verbindung und Vergleichung zweier oder mehrerer Bestandtheile dessen in sich faßt, wovon die Rede ist. Was also eine Form hat, und durch seine Form erkennbar ist, muß nothwendiger Weise zusammengesetzt seyn. Mithin sieht die Vernunft ein, daß alle Körper nothwendig zu-

sammengesetzt sind. Das Zusammengesetzte aber ist theilbar, und jeder Theil doch wieder dem Gesetze des Ganzen unterworfen. Die Theilbarkeit der Körper ist mithin unendlich und die Vernunft vermag nie, auf einen körperlichen Stoff zu kommen, der untheilbar wäre und also ein unveränderliches und wesentliches Element seyn könnte, eine Substanz, aus deren Zusammenhäufung oder Vereinigung mit anderen Elementen die Körper gebildet wären. Kein Körper kann also eine Substanz selbst seyn, sondern nur eine Wirkung von einfachen Wesen, welche Substanzen sind, und durch die Verbindung ihrer Kräfte diejenige Erscheinung hervorbringen, durch deren anhaltende und fortgesetzte Beobachtung wir vermocht werden, sie selbst für etwas Vorhandenes, für die letzte und beständige Ursache der Empfindungen unseres Sinnes, zu halten. Die Vorstellung dieser fortdauernden Wahrnehmung einer und derselben Wirkung der äußeren Erscheinungen, mithin der Unveränderlichkeit und Beständigkeit der Körper, ist ebenfalls eine Sinnentäuschung. Denn was kein eigenes Wesen hat, sondern nur die Frucht der wechselseitigen Beschränkung und Verbindung der Kräfte anderer Wesen, kann nicht unveränderlich seyn, weil die Thätigkeit in der Kraftäußerung schon das Merkmal der Veränderlichkeit in sich schließt. Wir vermögen nur den steten Wechsel in der Beschaffenheit

der Körper mit unseren Sinnen nicht wahr zu nehmen, da er zu langsam und in seinem Erfolge zu unmerklich vorschreitet; und weil wir ihn nicht gewahr werden, so bilden wir uns ein, daß die Dinge bleiben, wie sie sind. Aber in der ganzen Natur ist kein Stillestand und keine Ruhe; sondern Leben ist Thätigkeit, und eben darum müssen die Zusammensetzungen aus mehreren Kraftäußerungen unaufhörlich veränderlich seyn. Die ganze Körperwelt ist eine ununterbrochene Kette von Veränderungen in der Verbindung und in der Trennung derjenigen Kräfte, durch deren Zusammenwirkung sie Daseyn und Gestalt erhält.

Hieraus folgt denn, daß die Körper gar kein eigenes materielles Wesen haben, bei ihnen nur von einem idealen Wesen die Rede seyn kann, welches in den nothwendigen Merkmalen des Begriffes von denselben besteht; und daß dieses ideale Wesen nichts anders ist und seyn kann, als die Summe der zusammenwirkenden Kräfte, und die Art und Form ihrer Verbindung. Eben diese Form bedingt also das Wesen eines jeden Körpers und mit jeder Veränderung derselben hört er auf, derjenige zu seyn, der er war, und wird ein anderer. Da nun diese Veränderung ununterbrochen fortgeht; so ist es nur uneigentlich gesprochen, wenn man sagt, ein Körper dauere irgend eine Zeitperiode hindurch. Es bezieht sich dieser

Ausdruck nur auf die Anzahl der wirkenden Kräfte, durch welche er hervorgebracht und erhalten wird, indem diese insgesammt mit einander in Verbindung bleiben, wenn gleich ihr Verhältniß zu einander sich verändert. Allein selbst in diesem Sinne kann kein Körper ewig und unzerstörbar seyn. Denn da die lebendigen Kräfte in ihm ebenfalls nicht still stehen können, sondern entweder wachsen oder abnehmen; so müssen sie früher oder später selbst den Verband aufheben, der sie zusammenhält. Diejenigen Kräfte, die so stark geworden sind, daß sie den ihnen entgegenstehenden Widerstand überwinden, und die Schranken vernichten können, durch welche ihre eigenthümliche Wirksamkeit aufgehalten worden ist, müssen sogleich dieser natürlichen Richtung folgen; und indem sie durch diese Macht sich von den Banden befreien, durch welche sie gefesselt waren, vernichten sie das ganze Wesen des Körpers, welches lediglich in ihrer Vereinigung mit anderen Kräften sein Daseyn hatte.

Es ist aber unmöglich, daß alle Kräfte, durch welche ein Körper besteht, in gleichem Maße sich verstärken und mithin einander einen immer gleichen Widerstand leisten können. Denn da sie einander beschränken, so müssen sie entgegengesetzter Natur seyn, so daß dasjenige, was die Stärke der einen Kraft übt, der entgegengesetzten Abbruch thut. So

zeigt es sich im Menschen. Mit der Steigerung der Vernunft nimmt die Sinnlichkeit ab. Mit dem Wachsthume der anziehenden Kraft und der Vermehrung der festen Theile verschwindet immer mehr die ausdehnende Kraft im Körper; er verknöchert und erstarrt. Eben so verhält es sich mit jedem anderen Körper. Der Anfang seines Entstehens trägt schon den Grund seiner dermaleinstigen Auflösung in sich. Für jeden Körper kommt eine Zeit, wo er aufhören muß zu seyn. Es kann nicht einen geben, der unsterblich wäre.

Es ist nicht so ganz leicht, diese Ueberzeugung, ungeachtet der Anerkennung ihrer Richtigkeit, so in sich aufzunehmen, daß man darnach allein die Welt und was in ihr ist betrachtete. Wir sind zu lange an die entgegengesetzte Ansicht gewöhnt, um uns davon sogleich los machen zu können. Auch ist es für alle irdischen und zeitlichen Verhältnisse auf dieser Welt ganz einerlei, ob man die Körper in derselben, nach der gewöhnlichen Vorstellung, als verschiedene Materien, oder nach der richtigeren Erkenntniß, als Erscheinungen der Wirkungen verbundener Kräfte betrachtet. Allein ein Anderes ist es, wenn es sich um die Erkennung des Wesens dessen, was wir Körper nennen, handelt, um das Verhältniß desselben zu unserm Geiste, und um die daraus weiter zu machenden Folgerungen. Erst auf diese Weise

ist die Möglichkeit zu begreifen, wie unser Geist durch den Sinn Eindrücke von der Körperwelt erhalten kann. Denn wenn sein eigener Leib die Frucht seiner eigenen Thätigkeit, unter Mitwirkung und Einschränkung anderer Naturkräfte, ist; so muß er auch, die Wirkungen anderer Kräfte auf die mit ihm verbundenen zu empfinden, geeignet seyn.

Wenn Sie, meine theure Freundin, sich nunmehr die Mühe nehmen wollten, wie ich Sie denn darum bitte, diesen und meinen letzten Brief nochmals durchzulesen; so wird Ihnen sehr Vieles in beiden ungleich deutlicher seyn, als es Ihnen bei dem ersten Lesen gewesen seyn mag. Es wird Ihnen nunmehro ganz klar werden, daß die Erscheinungen dieser Welt, als Theile ihres Raumes und ihrer Zeit, ihre Gestalt nur im Verhältniß zu dem Ganzen haben, und daß sie weder ganz, noch in irgend einem Theile, die Erscheinungen einer Welt mit einem anderen Raume und einer anderen Zeit seyn oder werden können. Es wird Ihnen einleuchten, daß dieser Leib, der selbst ohne Wesentlichkeit ist, nicht ein wesentlicher Bestandtheil unserer Person seyn kann; und daß die Fortdauer des Geistes völlig unabhängig ist von der Erscheinung oder dem Verschwinden seines Leibes. Sie werden nicht zweifeln, daß in welchem Leibe wir auch in jener Welt wandeln mögen, doch eine Zeit kommen muß, wo auch er seine Bestim-

mung vollbracht haben und aufgelöst werden wird; und daß uns mithin für die Ewigkeit unserer Fortdauer noch der Wechsel einer ganzen Reihe von Leibern bevorsteht, wie sie den Verhältnissen der Welt, für welche sie unserer Seele dienen sollen, und dem eigenen Zustande derselben, angemessen seyn werden. Je weniger zusammengesetzt sie aber seyn werden, mithin je einfacher und geisterähnlicher, desto länger wird ihre Dauer, desto weniger gewaltsam ihre Auflösung seyn. Der Tod verliert seinen Stachel im Tode auf dieser Erde; jeder künftige Tod wird ein leichterer Uebergang zu einer besseren Welt seyn.

Zehnter Brief.

Es kommt, theure Freundin, uns gar sehr zu Hülfe, wenn wir aus unserer eigenen Erfahrung die Gewährleistung für irgend eine Wahrheit entnehmen können. Beispiele erleuchten überhaupt die Sache! Aber Beispiele aus dem eigenen Leben, deren Gewißheit keinen Zweifel übrig läßt und an denen uns kein Zug unbekannt ist, der eine Berücksichtigung verdienen könnte, müssen denjenigen, der solche erfahren hat, völlig überzeugen. Der Schluß vom Einzelnen aufs Allgemeine ist zwar durchaus unrichtig. Wenn aber die Regel zu Recht besteht; so müssen auch alle einzelnen Begebenheiten, welche unter dieselbe gehören, ein Wiederschein der Regel selbst seyn, so daß der Geist im Einzelnen das Allgemeine erkennen, oder wenigstens ahnen kann.

Indem ich, liebe Emilie, diesen Brief der Erörterung der Frage gewidmet habe: in wie weit unsere

Gefühle und Gesinnungen uns über das Grab folgen? werde ich unwillkührlich erinnert an die Entstehung der Zuneigung und des Einverständnisses unserer Herzen, die schon längere Zeit hindurch die Probe der Zeit ausgehalten haben. Nicht, als wenn ich besorgte, daß jener schöne Abend, der uns zusammenführte, Ihrem Gedächtnisse schon entschwunden sey. Es ist für mich selbst ein hoher Genuß, ihn in der Erinnerung noch einmal zu durchleben. Denn zu den schönsten Gütern des Menschen gehört diese Anlage, jede geistige Freude nach Gefallen zu erneuern; nur der körperliche Genuß ist mit dem Körper an die Zeit gebunden, so daß der Genuß selbst in der Aufhebung des Genusses besteht. Aber auch für Sie will ich die ganze freundliche Geschichte jenes Tages wiederholen, weil sie in fast allen einzelnen Zügen demjenigen entspricht, was ich über die Beschaffenheit unserer Gefühle Ihnen demnächst im Allgemeinen mitzutheilen habe.

Sie waren mit Ihrem Vater aus Polen auf dessen Gut in der Lausitz gekommen, der zur Kirmißfeier seine Verwandte und Freunde zu sich geladen hatte. Ich konnte erst spät erscheinen, und verdankte diesem Umstande, daß unser gutes Pinchen mir einen Platz bei sich und Ihnen verwahrt hatte. Wahrscheinlich mochten die Erzählungen dieser meiner Jugendfreundin bei Ihnen ein gutes Vorurtheil für mich

erweckt haben, durch welches unsere Unterhaltung bald über die ersten Aeußerungen einer jungen Bekanntschaft hinweggeführt wurde. Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft, wie gewöhnlich, doch fanden wir uns nach einiger Zeit in dem Gesellschaftszimmer wieder zusammen und setzten das abgebrochene Gespräch fort. Ich weiß nicht mehr, was der Gegenstand unserer Unterredung war, noch weiß ich, wie lange wir dort mit einander geplaudert haben. Nur das weiß ich noch, daß wir beide mitten im Zimmer standen, daß unser Pinchen zu uns trat, um uns freundlich bemerklich zu machen, daß wir auf unserem Flecke festgewachsen zu seyn schienen, daß die Herren und Damen, die rund herum saßen, alle uns fixirten und eine Mäuschenstille in dem Zimmer eingetreten wäre, um zu horchen, was wir denn so eifrig abzusprechen hätten. Es war, als wenn wir aus einem Traume erwachten, in welchem die Welt vor unseren Sinnen verschwunden war, und als wenn wir aus einer besseren Welt auf diese Erde zurückversetzt würden. Von dieser Stunde an war der Bund unserer Seelen geschlossen, und obgleich Ihre holde Erscheinung bald wieder aus unserer Mitte verschwand; so blieb doch das Gefühl, in unseren Herzen unverändert. So fand ich es, als ich nach einigen Jahren in Polen Sie besuchte. Gleichwohl war in dieser gegenseitigen Zuneigung nicht auf

das entfernteste eine Spur von Eigennutz oder von Verlangen nach einem ausschließlichen Besitze verwebt. Als wir uns kennen lernten, war ich längst verheirathet, und glücklich verheirathet. Nie ist mir der Gedanke in die Seele gekommen, es nicht zu seyn, um Sie als Gattin heimführen zu können. Noch weniger hat ein solcher Wunsch in Ihrer reinen Seele einen Platz gefunden. Wie ich Sie wiedersah, fand ich auch Sie als Braut, und theilte mit Ihnen Ihren Kummer, belebte Ihre Hoffnungen und sprach Ihnen Trost zu. Der Mann, den Sie erwählt hatten, obgleich ich ihn nicht kannte, war mir durch Sie verwandt geworden. Stets habe ich in der Entstehung unserer Freundschaft, und in deren Wesen einen Vorgeschmack derjenigen Neigung zu empfinden geglaubt, die in einer überirdischen Welt die herrschende seyn wird, und ich bin gewiß, daß dieses Gefühl der Anhänglichkeit, der Theilnahme und der Hingebung, welches ich jetzt für Sie empfinde, mich auch im Tode nicht verlassen wird.

Sie sehen, meine gute Emilie, daß ich nicht nur nicht an der Fortdauer der Liebe zweifle, sondern derselben sogar gewiß bin. Alles, was schön, und gut, und gottähnlich ist, das nehmen wir gewiß mit hinüber ins bessere Land und genießen es dort in größeren Zügen noch, als hier. Doch in der Art und Weise, wie dies geschehen wird, ist mein Glaube und

meine Hoffnung allerdings sehr verschieden von der Ahnung und Sehnsucht des Verf. Darin sind wir beide einig, daß der Himmel nicht die Wohnung unzähliger Einsiedler seyn kann; denn es gibt keine Seligkeit ohne Liebe, und keine Liebe ohne ein Erkennen derjenigen Gegenstände, die zu lieben sind. Nur in der Gemeinschaft der Menschen unter einander kann Liebe entstehen, und die thätige Liebe geübt werden. Aber diese Liebe von der ich rede, ist nicht gemischter Natur, nicht ein geistig-sinnliches Wesen, sondern blos geistig; — und dies ist es, was sie von der Liebe unterscheidet, die der Verf. dort erwartet und für ewig hält. Ganz ausdrücklich sagt er: „Hier ist die Liebe irdisch, wie der Mensch von gemischter Natur, sie ist geistig und körperlich. Da aber dort die Seele auch ihren ätherischen Leib haben wird, und ihn nicht umsonst haben kann; so muß auch dort die Liebe von gemischter Natur seyn, geistig-ätherisch. Es ist also keine täuschende Phantasie, sich ein Analogon der Liebe in den Himmel denken." Nach diesem Grundsatze spricht denn auch der Verf. von Umarmungen, die im Himmel vorfallen, und von Küssen, die dort gewechselt werden sollen, und setzt die Wirksamkeit der Liebe in Ausströmung der Geister gegen Geister, in Mittheilung und Einziehung eines himmlischen Stoffes. Wenn dem so wäre; so wäre es leider nur zu gewiß, daß alle Liebe

im Grabe erkaltete, weil kein Stoff von dieser Erde mitgenommen werden kann in eine andere Welt, und derjenige Stoff, in welchem dort die Liebe ausströmen wird, mithin ein ganz anderer seyn muß, als in welchem sie hier besteht. Lassen Sie auch jene Ausdrücke immer nur bildlich gebraucht seyn, und uns nicht vergessen, daß man von überirdischen Dingen überhaupt nur bildlich reden kann; so liegt doch so viel am Tage, daß diesen Bildern eine durchaus sinnliche Idee unterliegt, und daß der Verf. gar keine Vorstellung von einer Liebe hat, die nicht zum großen Theil sinnlich wäre.

Dies aber kommt abermals lediglich daher, daß der Verf. die Entstehung des Gefühles der Liebe und ihre Offenbarung und Aeußerung auf dieser Welt mit dem Wesen derselben verwechselt. Indem ich es unternehme, Ihnen dies anschaulich darzuthun, scheint es gerathener, die Betrachtung sogleich auf alle Gefühle überhaupt zu richten, da die Untersuchung des Wesens derselben dabei unvermeidlich ist, und man nicht so leicht dem Irrthume ausgesetzt ist, wenn man von dem Allgemeinen aufs Einzelne übergeht, als umgekehrt. Vor allen Dingen ist es indessen nöthig, daß wir uns darüber verständigen, was wir unter Gefühlen verstehen. Denn es gibt wenig Worte, denen eine so mannigfache Bedeutung beigelegt worden wäre, die zwar insgesammt aus einer Wurzel

entspringen, aber nach Maßgabe ihrer verschiedenen Ausbildung mancherlei Gestalten angenommen haben. So sind alle Menschen eines Wesens; aber wie verschieden sind die Vorstellungen, welche die einzelnen Menschen von sich erregen!

Man braucht das Wort: Gefühl, sowohl in objectiver, als in subjectiver Bedeutung, indem man dadurch sowohl das Gefühlte, als den Zustand des Fühlens bezeichnet. Dasjenige, was in beiden Bedeutungen gemeinschaftlich enthalten und angegeben ist, beschränkt sich auf die Anzeige der Passivität der Seele, vermöge deren sie die Veränderungen ihres eigenen Zustandes und dessen Mannigfaltigkeit wahrzunehmen im Stande ist. Fühlen und Empfinden sind also ganz verschieden, denn das letztere bezeichnet das Vermögen der Wahrnehmung äußerer Eindrücke; jenes hingegen die Wahrnehmung des Zustandes der Seele selbst, als des Erfolges irgend eines auf sie gemachten Eindruckes. Empfinden kann die Seele nur durch den Sinn; fühlen nur durch die intellectuelle Anschauung. Diese letztere nun muß in den Vorstellungen, welche sie auffaßt, etwas Reingeistiges darstellen; sobald darin lediglich die Wirkung auf die Erregbarkeit der Seele, ihr eigener Zustand und die Fähigkeit, in denselben versetzt zu werden und zu verweilen, beachtet wird. Es ist jedoch noch ein Unterschied, ob in der Wahrnehmung blos

der singuläre Zustand der Seele, wie er eben in Folge einer gegebenen Veranlassung vorhanden war, oder das Gemeinschaftliche ähnlicher Zustände mit Weglassung alles Besonderen in ihnen, eigentlich also die Beschaffenheit der Seele, vermöge deren sie fähig ist, in diesen Zustand versetzt zu werden, wahrgenommen wird. In jenem Falle sagen wir: ich habe so und so gefühlt und suchen den dabei Statt gefundenen Zustand zu beschreiben; in diesem Falle sagen wir: der Mensch hat Gefühl für z. B. Freude, Hoffnung, Furcht, und wie die einzelnen Classen alle heißen mögen, in welche wir die Gefühle eintheilen. Diese Eintheilung selbst ist ein Werk der Urtheilskraft, die allein das Vermögen besitzt, nach den Denkgesetzen Eintheilungen zu machen, indem sie das Gemeinschaftliche zusammenfaßt und das Besondere unterscheidet. Da dies nur durch Abstraction möglich ist; so versteht es sich, daß alle die besonderen Classen von Gefühlen, die ihren eigenen Namen erhalten haben, nur noch uneigentlich Gefühle genannt werden können, da sie schon in Begriffe übergegangen sind. Nur der Stoff, aus welchem diese Begriffe abgezogen worden sind, gehört in das Reich der Gefühle. Wenn wir also von Liebe, Haß u. s w. sprechen, ohne dabei zu denken, wie dieselben von irgend einem bestimmten Subjecte empfunden werden, sondern wie sie sich im Allgemeinen bei allen fühlenden Wesen von einander unter-

scheiden und entgegenstehen; und wenn wir durch weitere Verfolgung der in jeden dieser Begriffe aufgenommenen Merkmale das Wesen derselben, und die nothwendigen Ursachen und Wirkungen zu ergründen bemüht sind: so ist das nicht mehr Sache des Gefühles, sondern der Erkenntniß, des Verstandes. Was reines Gefühl, im subjectiven Sinne bleiben soll, darin darf keine Wirkung der activen Kraft unserer Seele vermischt seyn, sondern es muß lediglich eine eigenthümliche Richtung der Passivität unseres Geistes seyn; so daß also alle Gefühle nothwendigerweise nach der Individualität eines jeden fühlenden Wesens sich richten und darnach verschieden seyn müssen.

Außer dem eigenen Zustande, in welchem sich die Seele befindet, indem sie fühlt, nimmt sie indessen auch noch die nächste Veranlassung, die Ursache dieses Zustandes wahr, und begreift also in dem Gefühle zugleich diejenige Vorstellung, durch welche jener subjective Zustand erregt wurde. In dieser objectiven Bedeutung, müssen alle Gefühle entweder rein-geistige, oder gemischte, oder blos sinnliche seyn, je nachdem die Vorstellungen, durch welche sie erregt werden, entweder durch die Erkenntnißkräfte allein, oder durch die Sinnlichkeit allein, oder durch beide vereiniget, gemacht worden sind. Von den in Folge bloßer Empfindungen des Sinnes erweckten Gefühlen brauche ich weiter nichts zu sagen, da es sich von selbst ver-

steht, daß sie irdisch sind, und auf keine Weise über-
irdisch werden können. In Ansehung der rein-gei-
stigen Gefühle versteht sich das Gegentheil eben so
offenbar; es ist jedoch wegen der dunkelen Vorstel-
lungen noch eine besondere Bemerkung nöthig. Da
nämlich wir, indem wir Begriffe, Urtheile oder
Schlüsse dieser Art machen, uns der Thätigkeit un-
serer Seele dabei gar nicht, sondern nur des Ergeb-
nisses derselben, bewußt werden; so erscheint dieses
letztere uns selbst als etwas Gegebenes, von dem
Geiste blos Empfangenes und Empfundenes. Es
wird um deswillen die Vorstellung des Gedachten und
des dadurch erregten Zustandes in Eins zusammenge-
faßt, und beides zusammen ein Gefühl genannt. Es
leuchtet aber ein, daß dies sehr uneigentlich gespro-
chen ist, und daß man bei dieser Art von Gefühlen
aus dunkelen Erkennissen den Gedanken und das Ge-
fühl wohl zu unterscheiden hat. Eben dies ist in noch
höherem Grade nothwendig bei den gemischten Gefüh-
len, das heißt bei denen, die nicht die Begleiter un-
mittelbarer Empfindungen sind, sondern durch Vor-
stellungen erweckt werden, welche der Verstand aus
den Empfindungen abgezogen und zusammengestellt
hat. Wenn ich sage: ich liebe Sie, meine theure
Emilie; so ist es nicht die unmittelbare Empfindung,
die mir der Anblick oder die Berührung Ihrer Person
verursacht hat, durch welche dieses Gefühl hervorge-

bracht worden ist; sondern es ist der Inbegriff derjenigen Vorstellungen, die ich mir aus allen Ihren Aeußerungen, Gesprächen und ganzem Benehmen von Ihrer Denkungsweise, Charakter und Gefühlsart gebildet habe. Um deswillen kann man Jemanden lieben, den man nie gesehen noch gehört hat, wenn man sich aus dem, was man von ihm erfährt, eine solche Vorstellung macht, woran die Seele Wohlgefallen hat.

Dieses Wohlgefallen aber entspringt daraus, wenn die aufgefaßte Vorstellung und das dadurch erweckte Gefühl in Harmonie mit der eigenen Beschaffenheit der Seele steht, wenn es dieser entweder ganz entspricht, oder doch so viel Aehnlichkeit hat, daß der Uebergang von der einen zur andern mit Gemächlichkeit und ohne Störung der Behaglichkeit einer, den Kräften des Geistes angemessenen, Bewegung vor sich gehen kann. Wo dies hingegen nicht der Fall ist, wo der Uebergang nur durch eine große Kraftanstrengung zu bewerkstelligen ist, wo dadurch das Naturgesetz der Stetigkeit verletzt wird, und die eigene Beschaffenheit in Widerspruch mit der neuen Vorstellung steht, so daß eine Vereinigung beider beschwerlich fällt oder wohl gar das Mißbehagen einer vergeblichen Anstrengung nach sich zieht, da ist auch das Mißfallen unausbleiblich. Sie werden sich, meine Freundin, hieraus erklären, woher die Verschieden-

heit der Gefühle bei den Menschen kommt. Die Ursache davon liegt theils in der Verschiedenheit der Vorstellungen, die sie sich von den Personen und Sachen machen; noch mehr aber in der Verschiedenheit der eigenen Beschaffenheit. Daher gefällt Manchen, was Andern mißfällt. Aus demselben Grunde kann man auch, aus dem, was Jemanden gefällt, einen Rückschluß machen auf seine eigene Beschaffenheit; jedoch nicht mit Sicherheit, weil der Grund des Wohlgefallens auch in einer unrichtigen Vorstellung von dem Gegenstande liegen kann. Man muß deshalb wenigstens mehrere Gegenstände, woran ein Mensch Vergnügen findet, zusammennehmen und vergleichen, wenn man daraus ihn selbst kennen lernen will. Diese Vorsicht vorausgesetzt, ist es ein sehr wahres Wort gewesen: „Sage mir, mit wem du gern umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist.“

Es wird Ihnen nun nicht schwer fallen können, sich selbst anzugeben, worinn der Grund der Sympathie oder der Antipathie besteht. Es ist das Gefühl des Wohlgefallens oder des Misfallens aus der Uebereinstimmung oder dem Gegensatze zwischen dem Selbstbewußtseyn und derjenigen dunkelen Vorstellung, die man sich aus alle dem gemacht hat, was man von einem Andern weiß, wär es auch nur die aus seinem Aeußeren durch Vergleichung mit anderen ähnlichen Wesen gefolgerte Vermuthung der Uebereinstimmung

zwischen beiden. Wie rasch unsere Seele mit den Urtheilen dieser Art ist, davon kann ein Jeder sich überzeugen, sobald er nur auf sich selbst Achtung gibt; und so wie der Verstand in dem Selbstbewußtseyn, die Totalität aller Vorstellungen von sich selbst zusammenbegreift, in ganz gleicher Art verfährt er auch bei den Vorstellungen von andern Menschen, und überhaupt bei der Vorstellung aller Gegenstände.

Weil denn in verschiedenen objectiven Gefühlen doch immer das subjective Gefühl, das darin enthalten ist, ein und das nämliche seyn kann; so ist leicht zu begreifen, daß man sich nicht an die abstracten Benennungen und Eintheilungen der Gefühle halten darf, wenn man über das Verhältniß der Gefühle zu unserer Persönlichkeit, und über die Dauer derselben, ein richtiges Urtheil fällen will. Ein und dasselbe subjective Gefühl kann in objectiver Beziehung bald sinnlich, bald geistig, bald gemischter Art seyn. Es gibt eine blos sinnliche Liebe, eine Liebe, die aus Sinnlichkeit und Erkenntniß geboren worden ist, und eine rein-geistige Liebe, wie z. B. die Liebe zu Gott, zur Tugend ist.

Jetzt, liebe Emilie sind wir im Stande, mit Sicherheit bestimmen zu können, welche von den Gefühlen, die wir auf dieser Welt empfunden haben, uns auch im Tode und nach dem Tode treu bleiben werden. Dahin gehören einmal alle subjectiven Ge-

fühle. Denn der Inbegriff aller subjectiven Gefühle eines Geistes ist ja nichts anderes, als die Beschaffenheit seiner Passivität, die Gesammtheit des Vermögens zur Wahrnehmung des eigenen Zustandes und der Empfänglichkeit der darin vorzunehmenden Veränderungen. Ohne die Seele selbst zu tödten und in ihrem Wesen umzuwandeln, kann ihr kein einziges derjenigen subjectiven Gefühle entzogen werden, deren sie einmal fähig gewesen ist. Eben dies findet bei allen objectiven rein-geistigen Gefühlen Statt, weil die Fähigkeit zu erkennen und die Beschaffenheit der Erkenntnißkraft gleich bedeutende Ausdrücke für ein und dieselbe wesentliche Eigenschaft der Seele sind. Jede geistige Erkenntniß ist in das Wesen der Seele selbst übergegangen, ein Urbegriff derselben geworden; mithin muß das Gefühl der Vorstellung derselben so unvergänglich seyn, als die Seele selbst. Außer diesen Gefühlen aber können wir kein anderes mit hinüber nehmen aus diesem Leben. In Betreff der rein-sinnlichen Gefühle geben Sie mir dies gewiß sogleich zu; aber in Betreff der gemischten sehe ich es Ihnen an, daß Sie gern dieselben retten möchten, weil Sie wohl einsehen, daß unter diesen alle diejenigen zärtlichen Empfindungen mit begriffen sind, die hier Ihr schönstes Lebensglück ausmachen. Wie gern möchte ich Ihnen retten helfen! Es ist ja unter eben diesen Gefühlen auch die Neigung begriffen, deren Gegen-

stand Sie sind, und ich selbst bin. Doch die Wahrheit kehrt sich an unsere Wünsche nicht. Die gemischten Gefühle können nicht fortdauern, weil die Vorstellungen, die darin aufgenommen sind, vergänglich sind. Keine Erfahrungserkenntniß, so lange sie noch nicht ganz gesäubert ist von der Erfahrung und übergegangen ins Reich rein-geistiger Einsicht, besteht über diesen Schauplatz der Erfahrungen hinaus; noch viel weniger die Vorstellung irgend eines individuellen Gegenstandes, der dieses oder jenes Gefühl verursacht hat und es bei jeder Wiederholung seiner Vorstellung aufregt. Wir werden uns dort der Personen nicht mehr erinnern können, die wir hier kannten; mithin können auch die Empfindungen für sie nicht erneuert werden, die sie uns hier eingeflößt haben. Einst aber werden wir Alles wieder erkennen, was wir hienieden gekannt haben, nicht in der Erinnerung, sondern im Geiste. Dann werden wir auch uns bewußt seyn, wie und was wir auf dieser Erde gefühlt haben. Diese Vorstellung aber ist dann nicht selbst ein Gefühl, sondern ein Gedanke, eine Erkenntniß, mithin in keinem Falle eine Erneuerung unseres irdischen Gefühles.

Unstreitig werden wir auch alsdann, und überhaupt auf jeder Stufe unseres künftigen Lebens, Gefühl haben. Denn die Seele, so lange sie thätig und sich bewußt ist, muß ja ihren eigenen Zustand dabei

wahrzunehmen vermögen. So verschieden indessen der eigene Zustand der Seele in ihren verschiedenen Lebensaltern seyn wird, so sehr verschieden werden auch ihre subjectiven Gefühle seyn. Wenn nun diese bei allen Gefühlen für irgend einen Gegenstand den wichtigsten Bestandtheil ausmachen; so folgt schon daraus, daß wenn wir auch im Stande seyn werden, die Individuen von dieser Welt wieder zu erkennen, die Gefühle, die uns alsdann ihre Vorstellung einflößen wird, von ganz anderer innerer Beschaffenheit seyn müssen, als unsere irdischen Gefühle seyn können. Dies wird Ihnen erst recht anschaulich werden, wenn Sie bedenken, daß rücksichtlich der inneren Beschaffenheit unserer Gefühle es auf dieser Welt gar keine rein-geistige gibt, noch geben kann.

Bisher haben wir nämlich nur uns lediglich mit der äußeren Beschaffenheit unserer Gefühle beschäftiget, mit dem, wodurch sie in der Seele entstehen. Es sind dieselben aber auch noch nach ihrer inneren Beschaffenheit zu betrachten, und zu untersuchen, ob sie durchaus Erzeugnisse der Seele selbst sind, oder aber, ob auch der Körper dazu mitwirkt, und jene sich wenigstens auf diesen stützt, indem sie fühlt. Da in jedem Gefühle die Seele sich selbst in dem Zustande wahrnimmt, in welchem das Gefühl vorhanden ist; so ist solches zwar an sich blos geistiger Natur. Die Seele würde also zu fühlen vermögen, wenn sie auch

einmal ganz frei, und jeder körperlichen Hülle entlediget wäre. Auf dieser Welt indessen steht sie mit ihrem Leibe in der engsten Verbindung, in so unmittelbarer Wechselwirkung, daß nicht die geringste Veränderung in der einen oder dem anderen vorgehen kann, die nicht dem anderen Theile sogleich mitgetheilt würde. Jedes Gefühl in der Seele erzeugt deshalb unaufhaltsam irgend einen bestimmten Reiz im Körper, der nach den physischen Gesetzen wiederum eine eigenthümliche Thätigkeit der besonders gereizten Körpertheile nach sich zieht. Dieser körperliche Zustand wird aber durch den inneren Sinn unverzüglich wieder von der Seele empfunden und mit dem Gefühle verbunden, das die Ursache davon war. Jedoch folgt dies nicht etwa so auf einander in der Zeit, wie ich es hier beschrieben habe; denn die Zeit ist nur eine Folge der Unterscheidung unserer Vorstellungen. In der Verbindung zwischen Seele und Leib, in ihren Wechselwirkungen, gibt es keine Zeit; sondern so wie irgend ein Gefühl in der Seele entsteht, verbindet sich damit auch die Empfindung des dadurch hervorgebrachten körperlichen Zustandes. Ist diese Empfindung nun so stark, daß sie die Seele mehr afficirt, als das geistige Gefühl selbst, und durch diese Stärke die Freiheit der Seele in dem Wechsel ihrer Vorstellungen an eben diese Empfindung und das damit verknüpfte Gefühl fesselt; so nennen wir diesen Zustand

einen Affect. Je sinnlicher der Mensch ist, desto grö- ßeren und vielfacheren Affecten ist er unterthan; je mehr Geistesstärke er besitzt, desto mehr Gewalt hat er über dieselben. Allein sie ganz zu besiegen in die- sem Leben, kann uns nicht gelingen, weil das sich die Aufgabe machen hieße, die Verbindung zwischen Seele und Leib ganz aufzuheben. Unsere reinsten, geistigsten und edelsten Gefühle auf dieser Welt, be- halten daher immer noch einen Zusatz, eine Beimi- schung sinnlicher Empfindung. Fühlen Sie nicht noch die Gluth Ihrer Wangen, das Klopfen Ihres Herzens, als Sie Ihrem Manne das erste Geständ- niß Ihrer Zärtlichkeit ablegten? Hebt sich nicht der Busen bei jeder Freude, erweitert sich nicht die Brust bei jedem erhabenen Gedanken? Aber dieses klopfende Herz wird stille stehen, dieser weiche Busen zerfallen, und die Empfindungen der Seele, welche die Bewe- gung dieser Muskeln verursachte, wird nie mehr zu- rückkehren in einem andern Leibe. Woher anders kommt die gewaltige Veränderung unserer Gefühle, die wir schon in diesem Leben erfahren? Fühlt der Mann, wie das Kind, die Matrone, wie die Jung- frau? Wie unendlich groß muß der Unterschied seyn, wenn die Seele einen ganz anderen Leib beleben wird Das subjective Gefühl, seinem geistigen Bestand- theile nach, nimmt sie zwar mit sich, und vervoll- kommnet es, wie sie sich selbst vervollkommnet; aber

den damit hier verbundenen Affect vertauscht sie mit einem durchaus anderen, wie sie die Leiber wechselt, von denen er ausgeht. Auf derjenigen Stufe der Ausbildung, wo die Menschen sich einst wiedererkennen werden, da wird es kein Herzklopfen mehr geben; sondern ihre Gefühle werden alsdann geistigerweise um so schärfer, stärker und beseligender seyn, je geringer die Beimischung seyn wird, welche die Sinnlichkeit dazu thut.

Wenn Sie, meine theure Freundin, mir bis hieher mit Aufmerksamkeit gefolgt sind; so werden Sie schon von selbst die Bemerkung gemacht haben, daß die Ausbildung unseres Gefühles mit der Ausbildung unserer Erkenntniß durchaus gleichen Schritt hält und bei einem Puncte anfangend, auf einem Wege fortgeht. Die Sinnlichkeit ist für beide der Anfang; von ihr erhalten wir den ersten Anstoß, und den ersten Unterricht. Die active und die passive Kraft der Seele werden durch sie geübt, bis die eine und die andere anfängt, sich aufzurichten und, zwar immer noch am Gängelbande jener psychologischen Kinderfrau, doch wenigstens die eigenen Glieder zu bewegen und zu gebrauchen lernt. Nach und nach wird die eigene Kraft stärker, der Verstand macht den Versuch, auf eigenen Füßen zu gehen und läuft einige Schritte zwischen den ausgebreiteten Armen seiner Wärterin; mit ihm erhebt sich das Gefühl zur Wahrnehmung der

sinnlich-geisten Vorstellungen. Das Gelingen gibt Muth und die Uebung Kraft; die Erkenntniß und das Gefühl entlaufen der Wartung des Sinnes; sie haben selbst zu gehen gelernt, und bewegen sich in eigener Kraft, in geistiger Einsicht und in der Wahrnehmung der Fertigkeit dazu und der Beschäftigung damit. Immer ist das Gefühl die unzertrennliche Begleiterin des Erkenntnißvermögens, und das Selbstbewußtseyn desselben. Denn da das Gefühl blos passiv ist, so kann es durch eigene Thätigkeit nicht weiter fortkommen, sondern wird durch die active Kraft des Erkenntnißvermögens mit fortgezogen. So wie dieses sich erhebt, sich los macht von der Sinnlichkeit, in sein eigenes Innere eindringt und, die Erkenntniß durch Erkenntniß aufklärend, nach und nach die ganze Seele erhellet; so findet sich auch das geistige Gefühl in dieser Helligkeit immer mehr zu Rechte, wird immer reiner, lauterer, zuverläßiger und größer. Hier sehen Sie den Grund, warum die Weisheit sich selbst genügt, und das Gefühl inneren Wohlbehagens, zunehmender Selbstzufriedenheit und höheren Selbstbewußtseyns im Gefolge haben muß.

So wie hiernach das Gefühl mit dem Erkenntnißvermögen intensiv auf einerlei Art und Weise sich erhebt, so ist auch ihre extensive Erweiterung ein und dieselbe. Denn wenn die Erkenntniß durch den Sinn mit dem Aeußeren und Individuellen beginnt, um

zu dem Inneren und Allgemeinen durchzudringen; so muß auch hierin das Gefühl ihr folgen. Auch im Gefühle wird zuerst der Eindruck des Einzelnen empfunden, damit die Seele Gefühl für das Gesammte, für das Allgemeine erhalte. Wir Menschen würden nie vermögen, die Menschheit zu lieben, wenn wir nicht, zuvor lebende Menschen von Herzen lieb gewonnen hätten. Die Liebe, als subjectives Gefühl, als Wohlgefallen an der Vollkommenheit, muß aus der objectiven Liebe zu bestimmten Gegenständen, aus der Sympathie mit einzelnen Menschen, sich entfalten. Selbst diese objective Liebe offenbart sich zuerst als blos sinnliches Gefühl bei dem rohen und sinnlichen Menschen. Wenn gleich bei dem sittlicheren sie in reiner Sinnlichkeit sich nie äußern kann, weil der Sinn bei ihm schon der Vernunft unterworfen ist; so hat doch die Natur dafür gesorgt, daß selbst bei diesem Grade der Ausbildung durch die Sinnlichkeit der Seele die Gelegenheit zugeführt werde, die Liebe kennen zu lernen. Die Geschlechter suchen sich, und das Wohlgefallen an dem Gegenstande der Zuneigung erzeugt das Verlangen nach dessen ausschließendem Besitze. An dieses erste Auflodern eines Gefühles, das Menschen zu Menschen hinzieht und in seiner höchsten Ausbildung die Menschheit umschlingen soll, hat die Natur die Fortpflanzung des Geschlechtes mit großer Weisheit geknüpft,

damit durch die Familienbande das Feld der Liebe erweitert werde. Bis hieher treibt die physische Natur den Menschen. Hat er durch sie das Gefühl für Liebe erworben, so wird es ihm nun leichter seyn, dieses Gefühl auf Alles zu übertragen, was liebenswürdig ist. Wer seine Frau, seinen Vater, seine Kinder recht zärtlich liebt, der wird auch fähig, alle andere Menschen zu lieben, mit denen er sympathisirt, und an denen er Wohlgefallen hat. Mit diesen Gedanken bringe ich, ich weiß es, wenn auch nicht Sie, meine liebe Frau, doch gewiß den größten Theil Ihres Geschlechts gegen mich auf; und hoffentlich nur darum weniger Männer, weil sie langsamer im Urtheilen sind, mich aber auch darum nicht so mißverstehen, als die schönen Frauen, die mir gleich auf den Kopf Schuld geben, als wenn ich ihren Männern einen Freibrief geschrieben hätte, neben ihnen noch alle Damen lieb zu haben, an denen sie Gefallen finden. Das ist aber nicht meine Meinung, sobald von der Art Liebe die Rede ist, welche Ehegatten für einander fühlen, wenn sie sich wirklich gut sind. Denn einmal entbinde ich durchaus keinen von seinem Versprechen. Ein Mann muß Wort halten, und auch die Frauen sollen es. Auf jeden Fall findet also der Bruch der ehelichen Treue an mir auf keine Weise einen Advocaten; womit ich denn schon den größten Theil aller Zornigen besänftiget zu haben hoffen darf.

Was aber die Liebe anlangt; so steht dieselbe, sobald wir ihr Wesen in das Wohlgefallen an den Eigenschaften eines Gegenstandes und in die dadurch begründeten Zuneigung setzen, in der That in keines Menschen Gewalt. Die Gefühle sind unwillkührlich, weil sie der Erfolg der Vorstellungen sind, die wir uns machen. Sobald wir daher einen Gegenstand uns als gut und schön vorstellen müssen; so können wir auch nicht umhin, ihn zu lieben. Indessen vermag ich auch gar nicht abzusehen, was sie, meine Herren und Damen, hiergegen einzuwenden habe? Ihre Frau oder ihr Mann liebt sie ja darum nicht weniger, weil sie oder er findet, daß außer ihnen auch noch an anderen Menschen etwas Gutes ist. Wenigstens ist es gar keine Folge, daß sie oder er, wegen des Wohlgefallens an den Eigenschaften irgend eines anderen Wesens, im allermindesten ihre Vorzüge zu verkennen und daran weniger Wohlgefallen zu finden braucht, als bisher. Auf keine Weise ist ihr oder ihm der Wunsch erlaubt, mit einem Anderen als Gatte verbunden zu werden. Denn was nicht geschehen darf, ist auch nicht erlaubt zu wünschen, sondern der Wunsch muß sogleich im Entstehen unterdrückt werden.

Allein wird das immer gelingen? wird es oft nur versucht werden? Wird nicht der Reiz der Neuheit mit Hülfe der Einbildungskraft die Vorzüge des

neuen Gegenstandes übertreiben, und eben dadurch die wahren Verdienste der oder des bisher Geliebten verdunkeln? Sie müssen mich gar nicht verstanden haben, meine Herren und Damen. Spreche ich denn von dieser Liebe, welche ausschließt und begehrt? Ich rede ja von jenem reineren, geistigeren Gefühle, das nur noch darum irdisch ist, weil es auf einen irdischen Gegenstand gerichtet ist, von einem solchen angeregt wird, aber an sich selbst nichts Irdisches in der Vorstellung findet, in deren Empfindung es besteht. Jedes Gefühl, welches nur einen einzigen Gegenstand betrifft und nicht verallgemeinert werden kann, ist eben darum sinnlich, weil die Sinnlichkeit ihrem Wesen nach in der Vorstellung des Individuellen besteht, dahingegen des Geistes eigenthümliche Kraft in der Zusammenfassung des Gemeinschaftlichen sich thätig zeigt, welches mehreren Individuen zukommt. Jedes sinnliche Gefühl kann daher nur einen Gegenstand betreffen; es kann von anderen ähnlichen Individuen ein ähnliches Gefühl erweckt werden; aber jedes derselben besteht einzeln für sich, und darum schließen sie alle einander aus. Denn jede Vorstellung eines Individuums, mithin jedes Gefühl wird aus der Seele verdrängt, sobald und so lange die Vorstellung eines andern Individuums darin Platz nimmt. Eine geistige Vorstellung aber enthält die gemeinschaftlichen Eigenschaften mehrerer Individuen;

mithin geht das Gefühl, welches dieselbe begleitet, auch alle die Gegenstände an, die unter der Vorstellung begriffen sind. Eben dieses Gefühl aber kann auch deshalb nicht verdrängt werden; denn die Vorstellung, aus der es entspringt, ist ja ein Bestandtheil der Erkenntniß selbst geworden. Sie kann erweitert, immer mehr verallgemeinert werden, und mithin sich über immer mehrere Gegenstände verbreiten; allein dadurch wird das Gefühl für einen jeden derselben nicht geschwächt, weil in demselben Maße, wie sich die active Denkkraft der Seele erhebt, auch die passive Kraft des Gefühles wächst, so daß mit der Verallgemeinerung des Gefühles eben dasselbe sogar an innerer Stärke und Lebendigkeit zunehmen muß. Je mehrere Menschen wir, nicht wegen des individuellen Eindruckes, den sie auf uns machen, sondern wegen der Vollkommenheiten, die wir an ihnen wahrnehmen, zu lieben vermögen, desto größer wird zugleich unser Gefühl, unsere Hingebung für sie seyn.

Denn eben dies ist der so unendlich wichtige Unterschied des sinnlichen und geistigen Gefühles in ihrer Wirkung auf uns selbst, daß jenes Verlangen, dieses Hingebung erzeugt. Der sinnlich fühlenden Mensch erkennt Alles nur als Einzelnes, auch sich selbst. Er steht für sich allein, und weiß von sich selbst nichts, als was er durch den Sinn erfährt. Was außer ihm ist, ist nur Object für seine Sinnlichkeit; außerdem

kümmert er sich nicht darum, und am wenigsten vermag er, es sich als ein Subject mit gleichen Anlagen und Ansprüchen zu denken. Alles hat daher für ihn nur Werth in Bezug auf die Empfindungen, die es in ihm verursacht. Er ist sich selbst der einzige Gott auf der Welt; alles Andere nur zu seinen Diensten. Und da er sich selbst nur durch sein sinnliches Gefühl erkennt; so ist Lust oder Unlust, Wonne oder Schmerz, so wie das Resultat aller seiner Vorstellungen, so auch die Triebfeder aller seiner Entschließungen. Begierde und Abscheu sind die unzertrennlichen Gefährten seiner Gefühle; und Haben, Besitzen, Genießen die Stammwörter seiner Sprache. Was ihm behagt, das eignet er sich an, und so lange es ihm gefällt, verjagt er jeden Andern von seinem Gute, das er ausschließlich zu besitzen verlangen muß, weil er es nur als ein Individuelles kennt. So ist der Eigennutz und die Eigenliebe die Ausgeburt der Sinnlichkeit. In tausendfachen Gestalten, als Neid, als Mißgunst, als Habsucht, als Eifersucht, und wie diese schönen Neigungen alle heißen mögen, äußert sich dieser Egoismus, nach Verschiedenheit der Gegenstände, worauf er gerichtet ist, und der Art, wie er hervortritt. Aber in allen diesen verschiedenen Aeußerungen ist es immer nur er selbst, der sich kund gibt.

Gewiß, liebe Emilie, die Eifersucht verdient gar keine Entschuldigung. Sie ist nichts als eine Zusam-

mensetzung von Neid, gekränkter Eitelkeit, sinnlicher Begierde, und dem Gefühle eigener Schwäche. Wer in seinen eigenen Grundsätzen fest, und von dem Bewußtseyn wahren Werthes und dauernder Liebenswürdigkeit durchdrungen ist, kann nicht eifersüchtig seyn, denn er wird weder fürchten, nicht geliebt zu werden, noch wird er ausschließend liebenswürdig zu seyn sich anmaßen, noch endlich wird er Jemanden hinter einem Strauche suchen, hinter welchem er nicht schon selbst, wenigstens in seiner Gelüste Heimlichkeit, gesteckt hat. Auf die eigene Beständigkeit und Treue eines Eifersüchtigen ist gar nichts zu bauen. Ich kenne ein Beispiel, daß eine Frau, die aus ungegründeter Eifersucht sich von einem Balle entfernte, noch den nämlichen Abend ihre Leidenschaft, ihren Mann und sich selbst in den Armen eines andern Mannes vergaß. Jedes Verlangen eines ausschließenden Besitzes und Genusses, sobald es nicht die unzertrennliche Folge eingegangener Verpflichtungen ist, wie im Ehestande, ist ohne Ausnahme ein Kennzeichen der Sinnlichkeit desjenigen Gefühles, aus welchem es entstanden ist.

Denn der geistige Mensch, weil er von dem Individuellen absieht, und nur das Gemeinsame erkennt, kann nichts für etwas Wirkliches und Unvergängliches erachten, als was gemeinsam seyn kann und ist, was allen Individuen zukommt, die er sich als Wiederho-

lungen, als Exemplare ein und derselben Sache, als vervielfältigte Abdrücke eines Satzes vorstellt. Weil diese in alle dem, was er von ihnen kennt, einander gleich sind, so muß er ihnen auch gleiche Ansprüche und gleiche Rechte beimessen. Was für den Einen gut ist, muß es auch für den Andern seyn; und darum muß er es Allen gewähren. Er selbst ist sich nicht mehr, als diejenigen, die mit ihm unter einem Begriffe stehen. Er kann und darf für sich nichts verlangen, was er nicht mit gleicher Bereitwilligkeit allen denen zusprechen müßte, vor denen er nichts voraus zu haben sich bescheiden muß. Auch verlieren seine Güter nichts dadurch, daß sie von Mehreren genossen werden; denn er vermag nur das für ein wahres Gut zu erkennen, was für die Gesammtheit der Individuen gut ist, die er zusammen begreift. Woran nur ein Mensch sich ergötzen und erfreuen kann, das kann nur eine irdische Erscheinung seyn; der Geist erkennt nur Güter, an denen alle Menschen Theil haben, weil sie alle gleich fähig sind, oder doch werden können, derselben theilhaftig zu seyn. Weil der Geist selbst thätig ist, und durch seine eigene Thätigkeit sich dasjenige bereitet, was er erkennt und fühlt; so kann sein Genuß und sein Glück kein Gegebenes seyn und nicht von äußeren Dingen abhängen, sondern es muß ein Erworbenes und in seinem eigenen Innern Bereitetes seyn. Das Besitzen gilt ihm nur

noch als Mittel zum Werden; an die Stelle des Habens tritt das Seyn. Sein Genuß ist der Wiederklang seiner eigenen Gefühle in einem ähnlichen Wesen, dessen gleicher oder höherer Vollkommenheit er sich erfreut. Denn die Wahrnehmung der letzteren kränkt ihn nicht, weil er darin nur seinen eigenen Beruf und seine Fähigkeit dazu erkennt, und seinen eigenen Werth schon in der Anerkennung des Guten fühlt. Da er sich selbst nur als den Theil eines Ganzen betrachten kann, so muß seine Beziehung auf dies Ganze ihm immer gegenwärtig seyn. Wie er sich auch betrachte, so kann er sich doch nur als einen selbstthätigen Theil des Ganzen zur Erreichung des Gesammtzweckes erkennen, durch dessen Beförderung zugleich die Bestimmung jedes Theiles erfüllt wird. Blos um seinetwillen, mit Hintenansetzung des Ganzen und der übrigen Theile desselben, kann er nichts wollen. Es gibt für ihn kein ausschließendes Verlangen, keinen eigenthümlichen Genuß, keine Begierde darnach. Nur nach allgemeinen Regeln kann er sich bestimmen; nur Maximen können ihn leiten, die für alle denkende Wesen gelten; nur was er für das Ganze sey, und wie er seinem Verhältnisse zu demselben volles Genüge leisten könne, kann die Beschäftigung seiner Gedanken, und dasjenige allgemeine Gefühl seyn, das ihn beseelt. Diese Hingebung offenbart sich auf eben so mannigfache Weise, als der Egoismus; aber im-

mer diesem entgegengesetzt, und immer sich dem Ganzen unterordnend, während dieser alles Andere sich aufopfert.

Die sinnliche Liebe ist begehrend, die geistige thätig; jene verlangt für sich, diese gibt sich hin für den Geliebten; jene erlischt im Genusse, diese wird durch die jedesmalige Vorstellung angefacht; jene möchte den Geliebten der ganzen Welt entreißen, diese freut sich, je mehr Anerkennung dessen Liebenswürdigkeit findet; jene ist auf sich selbst eifersüchtig, diese wächst mit dem Maße der Fähigkeit, das Gute überall zu erkennen und zu lieben.

Denn weil die Vernunft nur eine einzige ist, und ihre Wahrheiten Gültigkeit haben für alle Vernünftigen; so kann es nicht ausbleiben, daß mit jeder Stufe besserer Einsicht und durchdringenderer Erkenntniß, die Menschen immer einiger werden über das, was wahrhaft gut und vollkommen ist, so daß auch ihre Gefühle, in gleichem Schritte, übereinstimmender und gleichartiger werden müssen. Je geistiger die Menschen werden, desto weniger können sie in ihren Gefühlen von einander abweichen, desto mehr müssen sie auf gleiche Weise sich des Guten und Schönen freuen. Begehren wir nicht schon hier, daß diejenigen, die uns lieb sind, auch von denen geliebt werden sollen, von denen wir uns geliebt glauben? Kann das na-

türliche Streben des Gefühles der Liebe nach Verallgemeinerung sich deutlicher offenbaren?

Darum, liebe Emilie, habe ich Sie im Anfange dieses Briefes an das erste Entstehen unserer Freundschaft erinnert, um den Werth derselben durch alles dasjenige zu erleuchten, was dieser Brief enthält. Jene schöne Stunde war eine von den seltenen Feierstunden auf dieser Welt, wo die Seele alles Irdische vergißt, und aus ihrem Leibe gleichsam heraustritt, ihre Freiheit und Befreiung von demselben ahnend, und sich verbindend mit einem anderen geistigen Wesen, dessen Daseyn sie an der Uebereinstimmung seiner Gedanken und Gefühle erkennt, und mit welchem sie durch die Macht der Sympathie sich vereiniget fühlt. Unsere Seelen wurden nur zu bald gemahnt, daß der Leib noch seine Rechte hat auf dieser Erde, und sie sind aus ihrer Entzückung zurückgekehrt in das irdische Leben; aber dieses Gefühl der reinsten Freude, des uneigennützigsten Wohlwollens und der innigsten Zuneigung, das sie einmal empfunden haben, ist ihnen geblieben und wird nicht vergehen.

Was meinen Sie, meine Freundin, würde es sich der Mühe verlohnen, ein Leben zu durchleben, dessen ganzes Daseyn eine Reihe solcher Stunden wäre?

Eilfter Brief.

Allerdings, werthe Freundin, ist es nicht meine Meinung gewesen, am Schlusse meines letzten Briefes alle Gefühle der Menschen in zwei ungeheure Classen zu theilen und sie dadurch von einander scharf abzusondern. Die beiden Extreme derselben habe ich geschildert, aus deren unendlich mannigfacher Verbindung die mancherlei gemischten Gefühle entstehen, die wir kennen zu lernen in der Erfahrung Gelegenheit haben. Es würde eine vergebliche und nutzlose Mühe seyn, die Mischungsverhältnisse aufsuchen und bestimmen zu wollen. Es genügt vollkommen, zu wissen, daß Erkenntniß und Gefühl, weil sie die beiden entgegengesetzten Pole ein und derselben geistigen Kraft sind, unzertrennlich ihre Laufbahn zur höheren Vervollkommnung beginnen und fortsetzen, daß beide mit der Sinnlichkeit anfangen, aber sich

von derselben allmählig los zu machen streben, und daß beide in demselben Maße, wie sie ihrer selbst mächtiger und geistiger werden, zu allgemeineren Vorstellungen und umfassenderen Gefühlen heranreifen.

Jetzt werden Sie einsehen, warum in jenem Leben ein eheliches Verhältniß, und mit ihm diejenigen Naturverhältnisse, durch welche die Menschen bewußtlos zur Liebe auf dieser Welt geleitet werden, besonders das Verhältniß zwischen Aeltern und Kindern, nicht fortdauern könne, wie uns Christus gelehrt hat. Wir bedürfen desselben nicht mehr; denn es hat seine Bestimmung vollbracht, indem dadurch hier das Gefühl der Liebe erweckt worden ist, und unsere Seele diejenige Stimmung dadurch erlangt hat, um der Liebe fähig zu seyn. Es darf aber auch in jenem Leben nicht fortdauern, weil es, uns an das Einzelne kettend, auf den höheren Stufen der Vollendung hindern würde, durch innere Selbstthätigkeit zu immer ausgebreiteterer und umfassenderer Liebe vorzuschreiten. Deswegen dürfen wir auf dieser Erde nicht meinen, vollkommener und weiser zu seyn, wenn wir verächtlich auf diese Verhältnisse hinsehen, unser Herz denselben entfremden, und unsere Pflichten gegen diejenigen, welche die Natur uns nahe gestellt hat, unter dem Vorwande vernachläßigen, daß man sich der allgemeinen Menschenliebe befleißige. Du Thor, wie magst du die Menge der

Menschen lieben, wenn dein Herz noch nicht einmal versteht, diejenigen von ganzem Herzen zu lieben, deren Liebe in deiner Natur gegründet ist? Wie magst du so thöricht seyn zu glauben dich von den Gesetzen dieser Welt losmachen zu können, so lange du unter ihren Gesetzen lebst? Wie magst du eine Einrichtung vernachläßigen wollen, welche die gütige Vorsehung zu deinem eigenen Besten und zu deiner Veredlung also geordnet hat, und durch deren eifrige Benutzung allein du dahin kommen kannst, ihrer künftig zu entbehren. Wer die Natur nicht verleugnet, folglich vorwärts geht auf dem Wege seiner Vervollkommnung, der wird nicht versucht werden, den natürlichen Gefühlen ungetreu zu werden, welche seiner dermaligen Beschaffenheit entsprechen, und eben darum ihm das größte Wohlbehagen gewähren müssen. Nur das ist zu erkennen nöthig, daß diese irdischen Verhältnisse nicht unsere Bestimmung ausmachen, daß sie nur als Mittel zum Zwecke dienen, und zwar als unentbehrliche Mittel, aber doch so, daß über sie und um ihretwillen der Endzweck nicht vergessen oder hintenangesetzt werden dürfe. Wer ein Virtuose in der Harmonie der Töne werden und vom Blatte spielen lernen will, muß jede einzelne Note lernen, und muß sie gut lernen; wenn er sich aber gehörig geübt hat im Notenlesen, dann sagt er sich nicht mehr die einzelnen Zeichen vor, sondern mit

einem Blicke überschaut er ganze Linien und eine volle Partitur.

Auf gleiche Weise muß der Mensch auf dieser Erde das Einzelne erkennen und fühlen lernen und darin die höchste Fertigkeit erwerben, um dadurch geschickt zu werden, das Gesammte und Allgemeine zu übersehen und zu umfassen. Die Uebung der Sinnlichkeit ist die Schule, in welcher er die Anfangsgründe der Kunst lernt, welcher sein ganzes Daseyn gewidmet ist. Unsere Muttersprache weist hierauf sehr bezeichnend hin, indem sie ihre Ausdrücke für die geistigen Verrichtungen und Zustände der Seele meistentheils von dem Sinne entlehnt, und solchergestalt uns daran erinnert, daß wir durch den richtigen Gebrauch der Sinnlichkeit dazu gelangt sind. Begriff, Urtheil, Schluß, Verstehen, Vernehmen, sind lauter Worte aus dem physischen Leben; und in den Ausdrücken: Sinnen, Besinnen, Nachsinnen, Gesinnung, spricht sich der Gedanke vollkommen aus, daß Alles was wir können und vermögen, von uns nur durch den Sinn erworben worden ist, wenn wir auch nunmehr den Sinn nicht weiter dazu brauchen.

Was in speculativem Betrachte das Selbstbewußtseyn ist, gerade eben das ist in praktischem die Gesinnung; also der Inbegriff aller Fähigkeiten und Fertigkeiten der Seele, vermöge deren sie zu Ent-

schließungen geschickt und geeignet ist; der Zustand und die ganze Beschaffenheit der Seele, mit Einschluß aller Erkenntnisse, Gefühle und Empfindungen, durch welche sie in den Stand gesetzt wird, Entschließungen zu fassen. Die Gesinnung ist sonach nichts anderes, als die Erkenntnißkraft und das Gefühl selbst, nur zusammengenommen und solchergestalt als praktisches Gesammtvermögen betrachtet. Der Wille aber ist die Vernunft selbst, insofern sie nach Maßgabe dieses Vermögens, dieser inneren Beschaffenheit derselben, wirklich Entschließungen vornimmt und sich zu etwas bestimmt, was sie durch ihre Thätigkeit ins Werk zu setzen für angemessen erachtet. Wie Erkenntniß und Gefühl die entgegengesetzten Pole ein und derselben intellectuellen Kraft sind, eben so sind wiederum Gesinnung und Wille die beiden Pole derselben Kraft, wenn sie auf das Praktische gerichtet wird. Die Gesinnung ist der ruhende Wille, und der Wille, die thätige Gesinnung.

Hieraus ergibt sich denn wiederum, daß die Gesinnung mit der Einsicht und mit dem Gefühle die gleiche Schule durchgehen muß. Auch in praktischer Beziehung fängt der Mensch bei der Sinnlichkeit an, um zur Tugend zu gelangen; er beginnt, sich durch das Einzelne bestimmen zu lassen, und bessert sich, indem er immer mehr und mehr sich von Maximen

leiten läßt, welche die Vernunft als Regeln für alle Vernunftwesen aufstellt. Es erhellet, daß die Veredlung der Gesinnung nur durch Berichtigung und Erweiterung der Erkenntniß, und durch Uebung und Verschärfung des Gefühles vor sich gehen kann. Es liegt am Tage, daß Alles, was dazu beiträgt, unsere Einsicht zu vervollkommnen, und mit ihr unser Gefühl zu stärken, auch für unsere Moralität heilsam und ersprießlich seyn muß. Wenn Sie mir denn wohl kaum mehr bestreiten werden, daß die Ablegung der Sinnlichkeit, der irdischen Vorstellungen und Gefühle, die Ausziehung des jetzigen Leibes, die Entfremdung von den Verhältnissen, in die wir durch ihn versetzt werden, und das Aufhören der Erinnerungen an unseren dermaligen Zustand und an die Ereignisse in demselben, eine unvermeidliche Folge der Beschaffenheit unseres geistigen Wesens, und eine unerlaßliche Bedingung des Fortschreitens zu höherer Weisheit und zum Genusse der Seligkeit des Gefühles derselben ist; so werden Sie sich auch überzeugen müssen, daß durch alle diese Veränderungen die Beförderung unserer Moralität nicht nur nicht aufgehalten oder behindert werden kann, sondern daß solche vielmehr die nothwendigen Voraussetzungen ihrer Statthaftigkeit sind. Sollen wir heiligere, fehlerfreiere und unwandelbarere Wesen werden, als wir in diesem Leibe zu werden vermö-

gen; so müssen wir ihn, und das Gedächtniß an ihn ablegen können. Denn was hülfe es uns, ihn auszuziehen, wenn unser Gedächtniß die Seele immer wieder in denselben zurückzuführen und das ganze Heer sinnlicher Vorstellungen zu erneuern vermöchte? wie könnten wir besser werden, wenn die Seele stets diese Sinnlichkeit an sich behalten sollte, ohne welche die Erinnerung an den gegenwärtigen Zustand nicht möglich, und welche zwar zur ersten Uebung nöthig, aber auf höheren Stufen der Ausbildung nicht mehr brauchbar ist?

Es ist demnach zwar sehr richtig, wenn der Verf. aus einem anderen Schriftsteller anführt: „Die Seele muß moralisch-wirkend fortdauern; sie muß ihre geistigen und moralischen Kräfte behalten; es muß ihr möglich seyn, in der Sittlichkeit fortzuschreiten; es muß also der künftige Zustand mit dem gegenwärtigen in der genauesten Verbindung stehen.“ Wenn er aber hinzusetzt: „Die Seele muß mithin auch erkennen, daß der künftige Zustand eine Folge des vorhergehenden Zustandes ist, sie muß sich also auch ihres vorhergehenden Zustandes bewußt seyn;“ so widerspricht solches dem, dessen Nothwendigkeit wir eingesehen haben, und die hinzugefügten Gründe können im mindesten nicht zur Widerlegung dieser unserer Ueberzeugung dienen. Der erste derselben, daß ohne die Fortdauer des Bewußtseyns nach dem Tode

die Seele für eine ganz neue angesehen werden müsse, ist bereits sattsam widerlegt und dabei zugleich dargethan worden, daß es nicht andem ist, wenn man behauptet, der vorhergehende Zustand wäre für die Seele so gut als gar nicht vorhanden, wenn die Erinnerung daran aufhören sollte. Ich habe Ihnen an dem Beispiele aller Menschen in ihrer Kindheit erwiesen, daß die Persönlichkeit keineswegs von dem Bewußtseyn abhängig ist. Eben dieses Beispiel muß es Ihnen auch anschaulich machen, daß das Fortschreiten unserer moralischen Ausbildung außer aller Verbindung mit dem Bewußtseyn von den Ursachen und dem Gange derselben ist. Ich besorge nicht, daß mir irgend Jemand bestreiten möchte, wie schon unsere Behandlung und Zustand in Mutterleibe nichts weniger als gleichgültig für unsere nachherige Persönlichkeit sey, und daß eine größere Sorgfalt darauf von großer Erheblichkeit für die Veredlung des menschlichen Geschlechtes seyn würde. Dennoch sind wir insgesammt ohne Nachricht darüber, wie wir uns damals befunden haben.

Eine sehr gebräuchliche Redensart besagt, daß Menschen diese oder jene Neigung mit der Muttermilch eingesogen haben, eine Redensart, die allein jede zärtliche Mutter abhalten sollte, ihr Kind einer Amme anzuvertrauen, oder wenn es durchaus nicht zu vermeiden ist, bei deren Wahl nicht die höchste

Vorsicht anzuwenden. Denn daß in diesem Alter, wo die physische Thätigkeit so groß ist, daß das Kind fast vor sichtlichen Augen wächst, die Nahrung nicht gleichgültig ist für dessen physische Constitution, und daß deren mittelbare Rückwirkung auf die geistige Beschaffenheit mithin ebenfalls unausbleiblich seyn muß, fällt in die Augen. Doch lassen Sie mich auch jene Redensart nicht wörtlich nehmen, lassen Sie mich sie nur so verstehen, daß die ersten Eindrücke, die das Kind empfängt, die Beispiele, die es umgeben, die Angewöhnungen, zu welchen es angehalten wird, wichtig für sein ganzes Leben bleiben und die erste Grundlage seiner Gesinnung bilden; so werden Sie nicht blos den ehrwürdigen Pestalozzi segnen, daß er den großen Einfluß dieser frühesten Erziehung auf das ganze Leben den Müttern so rührend ans Herz gelegt hat, sondern Sie werden auch nicht in Abrede stellen können, daß auf des Menschen Bildung die ersten Verhältnisse, in denen er sich befunden hat, von entscheidender Wichtigkeit sind, ohne daß er die Wirkungen zu kennen braucht, die sie auf ihn geäußert haben. In der That werden wir uns auf unserer ganze Lebensbahn nur des allergeringsten Theiles derjenigen Ursachen bewußt, welche auf unsern Charakter und unsere Gesinnung einwirken. Die bei weitem größere Zahl der Menschen kümmert sich nicht einmal darum, sondern lebt

gedankenlos fort, zufrieden, zu seyn, wie sie eben sind, und unbekümmert darum, wie sie es geworden sind. Allein auch den Aufmerksamsten auf sich selbst, entgeht das Allermeiste von dem, dessen Wirkung, oder eigentlicher Benutzung, dazu beigetragen hat, sie zu dem zu machen, was sie sind. Desjenigen nur vermögen wir uns bewußt zu werden, was eine merkliche Veränderung unseres Zustandes hervorbringt. Das Alltägliche, das Unbedeutende, das anscheinend Unveränderliche, und dennoch Veränderte, entgeht unserer Aufmerksamkeit. Gleichwohl ist es eben dies, was am wirksamsten auf uns ist. Denn viele Tropfen hölen einen Stein aus, der von einem Hammerschlage keine Spur zeigt.

Es ist also auch der zweite Grund, warum das Bewußtseyn unseres jetzigen Zustandes jenseits fortdauern müsse, ganz unerweislich; und es ist unrichtig, daß die Seligkeit jener Welt für uns keinen Werth hätte, wenn wir nicht zu wissen vermöchten, wie und warum wir dazu gelangt wären. Es ist eine Tirade ohne Wahrheit und ohne Bedeutung, wenn der Verf. fragt: „Was habe ich davon, wenn mein Wesen in einen Cherub verwandelt wird, sobald mir unbewußt wird, daß dieser Cherub mein voriges Ich ist?" Der Zusatz: „Wer lesen kann, der lese!" führt unwillkührlich zu der Bemerkung, daß wenn auch der Verf. lesen und schreiben kann,

es doch mit dem Denken beim Lesen und Schreiben nicht weit her seyn muß. Denn bei einigem Nachdenken würde ihm doch nicht haben entgehen können, daß Gesundheit, Wohlgestalt, Talente, Genie und ein heiteres Temperament, diese Grundlagen unseres Wohlbefindens auf dieser Welt, darum nicht für uns werthlos sind, weil wir nicht wissen, wie wir dazu gekommen sind und aus welchen Ursachen wir sie besitzen. Wenn alle diese persönlichen Güter uns in jenem Leben in größerer Fülle und Herrlichkeit zu Theil werden, hören wir darum auf, in ihrem Besitze und Genusse glücklich zu seyn, weil wir nicht mehr uns erinnern können, daß wir hier die Bedingungen erfüllt und so gelebt haben, um dieses höheren und schöneren Zustandes in dem Reiche Gottes haben theilhaftig werden zu können? Eben so verhält es sich mit den äußeren Gütern. Oder würde der Verf. den, der das große Loos gewonnen, oder eine reiche Erbschaft gemacht hätte, nicht einen albernen Menschen nennen, wenn er das Geld zum Fenster hinauswerfen wollte, weil er nicht begreifen kann, warum die Vorsehung gerade ihm dieses Glück zugewendet habe? Würden wir nicht eben so albern seyn, wenn wir das Glück, das uns dort beschieden seyn wird, und dem diejenigen mit Zuversicht entgegen sehen können, die auf dieser Welt mit dem ihnen anvertrauten Pfunde weislich umzugehen be-

flissen gewesen sind, oder im Leiden Muth, Standhaftigkeit und Weisheit gelernt haben, darum verachten und verschmähen wollten, weil wir nicht wissen werden, wodurch wir es verdient haben?

Es ist indessen doch eine angenehme Sache, sich vorzustellen, daß man sein Glück sich selbst bereitet habe, es erhebt das Gefühl des eigenen Werthes, sich bewußt zu seyn, den wohlverdienten Lohn zu genießen; es gewährt überhaupt jede Erinnerung der genossenen Freuden, wie der überstandenen Leiden, ein so inniges Vergnügen, daß jene Welt wirklich einer der schönsten Genüsse entbehren würde, wenn uns dieses Bewußtseyn, und die Erinnerung dort abginge. — Wenn auch der letzte Theil dieses Einwurfes, holde Freundin, aus Ihrer eigenen Brust käme; der Anfang desselben ist nicht Ihre Gesinnung. Dieses Bewußtseyn, von dem da die Rede ist, ist ein Werk der Eitelkeit, welche im Grabe abzulegen ein großes Glück für uns seyn wird. Der Mensch, der sein Verhältniß zu Gott begriffen hat und in kindlicher Demuth vor dem Höchsten steht, wird nie sich vermessen, sein Verdienst dem Weltregierer anzurechnen, und sich nie zu dem stolzen Gedanken versteigen, daß er das Glück, dessen er genießt, sich selbst allein zu verdanken habe. Zwar weiß er, daß der Schöpfer ihm die Vernunft, und in ihr die Freiheit gegeben hat, das Gute oder

Böse zu wählen; er weiß auch, daß diese Wahl sein künftiges Schicksal bestimmt, und daß dem Frommen, früher oder später, Glück, dem Gottlosen Leiden bevorstehen. Aber er weiß auch, daß die Vernunft des Menschen selbst nur eine Kraft ist, welche aus der Sinnlichkeit hervortritt, und nicht von Hause aus frei ist, sondern nur durch ihre Uebung frei wird, also, daß das, was wir sind und vermögen, nur die Frucht der Zusammenwirkung unserer Anlagen und derjenigen Umstände sind, in denen jene ausgebildet wurden. Wir haben uns weder selbst geschaffen, noch unsere Anlagen, noch die Verhältnisse, die wir durchwandert sind. Es ist Alles Gottes Werk, und was wir wollen und sind, wollen und sind wir nicht blos unter seiner Zulassung, sondern auch allein dadurch, daß er uns dazu ausgerüstet hat. In Demuth sinken wir vor ihm nieder und beten: Herr, was ich bin und vollbringe, das bin und vollbringe ich durch deine unermeßliche Güte. Ihr verdanke ich es, daß ich dahin gekommen bin, das Gute zu erkennen, zu lieben und zu wollen. Deine Gnade ist es, durch welche ich mir das Glück bereiten kann, welches von der Tugend unzertrennlich ist. Was wäre ich ohne dich? Dein Werk ist meine Seligkeit; nicht mein Verdienst hat mich so hoch gehoben.

Bei einer solchen Gesinnung, theure Freundin,

wird das Gefühl des eigenen Verdienstes verstummen; und die Freude der höheren Seligkeit wird darum nicht geringer seyn, daß wir wissen, sie komme uns aus Gottes Hand, wenn wir uns dabei auch nicht erinnern, was wir selbst dazu gethan haben. Nicht bestreite ich Ihnen, daß die Erinnerung uns auf dieser Erde viele Freuden gewährt, unschuldige und schöne Genüsse. Wer vermöchte das zu bestreiten! Dennoch sind diese Freuden nur von dieser Welt, die deren mehrere und sehr viele besitzt, welche wir nicht mit hinüber nehmen können. Unstreitig waren Sie am Tage Ihrer ehelichen Einsegnung sehr glücklich; aber dort werden Sie nicht heirathen, nicht Mutter mehr werden, nicht auf das erste Lächeln Ihres Kindes lauschen, noch dem Gefährten Ihres Lebens freudig melden, daß die Spitzen der ersten Zähne desselben zu fühlen sind. Alle Freuden, welche den Leib an und aus der Sinnlichkeit hervorgehen, sind irdisch, und darum vergänglich.

Die Tochter der Phantasie, die holde Erinnerung, gehört der Sinnlichkeit an, und wir müssen davon im Tode Abschied nehmen. Wie wir den Leib verlassen, um einen besseren zu empfangen; so müssen wir die Freuden dieser Welt aufgeben, um zum Genusse höherer Seligkeit und geistigerer Freuden fähig zu werden. Bewußt müssen wir uns

und unseres Zustandes auch jenseits seyn; sonst könnte es für uns gar keinen Genuß geben. Aber das Bewußtseyn ist, wie Sie schon wissen, immer nur die Vorstellung der Gegenwart, und kümmert sich nicht um die Vergangenheit. Wie Castor und Pollux, der eine ein Kind des Himmels, der andere ein Sohn der Erde, unzertrennlich auf dieser wandelten; so begleiten das Bewußtseyn und die Erinnerung einander in dieser Welt. Doch nach dem Tode konnte der Göttersohn von dem Vater des Olymps die fernere Vereinigung mit dem Freunde nur für das Opfer seiner Freiheit erlangen. Beide wurden als Sterne an den Himmel versetzt. Zu dem höheren Leben vermag das Selbstbewußtseyn sich nicht aufzuschwingen, ohne sich von der Erinnerung zu trennen.

Um zuzunehmen an Weisheit der Erkenntniß, an Stärke des Gefühles, an Adel der Gesinnung und Heiligkeit des Willens, mit einem Worte, an Glückseligkeit, müssen wir also scheiden von diesem Leben; nicht blos von seiner Wirklichkeit, sondern auch von seiner Erinnerung. Denn was ist die Wirklichkeit anders, als die Reihenfolge der Vorstellungen, wie si: entweder durch die Thätigkeit unseres eigenen Geistes oder durch seine Wahrnehmung der Thätigkeit anderer Kräfte außer ihm, hervorgebracht werden? Ist daher die Erinnerung in ihrem Wesen nicht dasselbe für den denkenden Geist,

was die Wirklichkeit, die Vorstellung der Gegenwart, für ihn ist? Der ganze Unterschied liegt in der Form der Vorstellungen, wie das Präsens und Perfectum eines jeden Zeitwortes sich nur, durch die Form der Beugung in der Sprache unterscheiden. Die Wurzel für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft ist in der Sinnlichkeit enthalten. Ohne Wurzelwort kann es keine Beugungen und Veränderungen der Form desselben geben. In der höchsten Vernunft ist kein Gewesenseyn und kein Werden, sondern nur ein Seyn. Dieser Vernunft ähnlicher zu werden, ist unsere Bestimmung; mithin kann die Zeit und ihre Reihenfolge für uns nicht bleiben, was sie hier ist. Je höher unsere Erkenntniß steigt, desto mehr muß die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sich näher zusammenziehen und sich zu einer Vorstellung vereinigen.

Auf keine Weise ist unsere moralische Besserung, der Wachsthum unserer praktischen Vollkommenheit, abhängig von der Erinnerung der Vergangenheit. Dies folgt schon daraus, daß unsere praktische Ausbildung mit der intellectuellen gleichen Schritt geht, und für die letztere die Nothwendigkeit des Vergessens aller Erfahrungen bereits erwiesen ist. Anschaulicher aber wird Ihnen die Sache noch werden, wenn Sie den Blick auf Sich selbst und auf Ihr eigenes Verfahren bei der Erziehung Ihrer

Kinder richten. Wenn eins derselben irgend eine Untugend gezeigt hat, was haben Sie gethan? Sie werden darauf Bedacht genommen haben, es in eine solche Lage zu versetzen, in welcher es keine Versuchung findet, seiner Neigung zu folgen, vielmehr sich an ein entgegengesetztes Benehmen unbemerkt gewöhnt. Dies ist die große Erziehung, durch welche die Vorsehung uns große Kinder meistentheils zum Bessern führt. Ein zweites Mittel ist, daß Sie dem Kinde fühlen lassen, wie es durch seine Unart Sie betrübt, der Beweise Ihrer Zuneigung verlustig geht, oder sich wohl gar Uebel zuzieht, die es als Folgen seines Ungehorsams empfindet. Auch diese Hülfe wird uns erwachsenen Kindern in der Weltordnung gegeben, nur mit dem Unterschiede, daß der ewige Vater nicht durch uns betrübt werden kann, noch uns mit willkührlichen Belohnungen oder Strafen belegt, weil seine unendliche Weisheit sie schon von Anbeginn an vorhergesehen und an unsere Unternehmungen gekettet hat. Das wirksamste von allen Mitteln, sobald die Kinder nur einigermaßen zu Verstande gekommen sind, werden Sie aber gefunden haben, bleibt immer die Belehrung. Wenn Sie den kleinen Sünder vor sich stellen, ihn klar einsehen lassen, worin sein Unrecht besteht, wie er dadurch in seinen eigenen Augen schlechter werden und sich der Zunei-

gung aller Guten, besonders seiner Aeltern, unwürdig machen muß, und wie er auf dem Wege ist, Schritt vor Schritt immer tiefer zu sinken; sein Auge wird sich mit Thränen füllen und schluchzend wird er in die Worte ausbrechen: liebe, gute Mutter! ich will es gewiß nicht wieder thun. Hätten wir Aeltern und Erzieher nur mehr Geduld, und ließen uns nicht die Mühe verdrießen, die Einsichten unserer Kinder zu berichtigen, indem wir uns zu ihren kindischen Vorstellungen herabließen; so würden wir der anderen Mittel der Erziehung wenig bedürfen, sondern meistentheils durch Berichtigung der Erkenntniß die Besserung des Betragens bewirken. Unser Vater im Himmel hat dafür gesorgt, daß uns diese Zurechtweisungen und Belehrungen nicht fehlen. Er hat uns durch seinen Auserwählten eine Religion verkündigen lassen, auf deren Stimme wir nur hören dürfen, um vor jeglicher Sünde verwahrt zu seyn, Denen aber, die ihren Zuruf nicht hören können, oder nicht hören wollen, oder überhören, hat er doch das Gewissen ins Herz gelegt, das sich nicht beschwigtigen läßt, weil es die Vernunft selbst ist, welche, indem sie die Entschließungen der Menschen mit den Maximen vergleicht, die sie ihm vorgeschrieben hat, darüber urtheilet, ob jene Entschließung eine Anerkennung oder Verleugnung ihrer selbst beurkunden, und

dem gemäß Beifall ertheilt oder Mißfallen äußert. Auf diese Weise bringt uns unsere eigene Vernunft dahin, unser Thun und Lassen zu untersuchen, uns Rechenschaft davon zu geben und uns selbst darüber zu belehren.

Wenn es Ihnen nun, meine liebe Emilie, gelungen ist, durch welches dieser Mittel es auch sey, Ihren kleinen Unart zu bessern, ihm seinen Fehler abzugewöhnen, und ihm das entgegengesetzte Betragen lieb und angenehm zu machen, werden Sie dann ein Vergnügen daran finden, ihn noch an seine frühere Untugend zu erinnern, ihm solche vorzuhalten, ihn dadurch jedenfalls zu beschämen, oder gleichgültig gegen das Laster zu machen, oder wohl gar die nur schlummernde Neigung selbst wieder aufzuwecken und neue Lust dazu anzufachen? Schaden thut eine solche Erinnerung in jedem Falle; nutzen kann sie zu gar nichts, wenn er wirklich gebessert ist. Nur in der Besserung begriffen, kann es Vortheil bringen, den Weg derselben mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Auch uns kann es dort nicht das Mindeste helfen, zu wissen, daß wir früher unvollkommener und schlechter waren, als wir dann seyn werden. Eben so wenig kann es uns etwas helfen, dort zu wissen, daß wir hier schon zuweilen, selbst mehrentheils, gut gewesen sind; denn immer bleibt diese Güte sehr unvollkommen

und viel geringer, als wir sie dann schon erkannt und gefühlt haben werden. Aus den Erfahrungen dieser Welt haben wir uns entweder Maximen gebildet, oder nicht. Jene sind das Eigenthum der Seele geworden, das unvergänglich ist. Die Begebenheiten, woraus diese Maximen entwickelt sind, haben dann weiter keinen Werth. Hat die Seele aber solche nicht verarbeitet; so kann die Festhaltung der bloßen historischen Erfahrungen ihr dort gar nichts nutzen, wo sie sich in ganz anderen Verhältnissen befindet.

Nur dann, wenn der Herr unserer Schicksale uns dort nach seinem Wohlgefallen belohnen oder bestrafen müßte, um das Unrecht wieder gut zu machen, das er uns in seiner Regierung dieser Welt zugefügt hat, nur dann wäre es nöthig, daß wir auch wüßten, wofür wir belohnt werden, oder wofür bestraft. Dies brächte der Begriff von Belohnung oder Strafe mit sich. Allein ein solcher König dieser Welt ist der Hocherhabene nicht. Er thut nie Unrecht, und braucht ein solches nie wieder auszugleichen. Er hat von Ewigkeit her den gerechten Lohn der Thaten in die Thaten selbst gelegt, und die Folge der Begebenheiten so geordnet, daß aus dem Guten unaufhaltsam Gutes und aus dem Bösen, Böses erwächst. Geht es uns wohl, so wissen wir, daß wir uns dessen würgig gemacht

haben, geht es uns übel, so müssen wir früher so gelebt haben, daß diese Prüfung und Uebung uns noch Noth thut. Mehr brauchen wir nicht zu wissen, um das Glück mit Mäßigung, und das Unglück mit Ergebung und Hoffnung zu ertragen. Was einmal geschehen ist, können wir doch nicht ungeschehen machen, und müssen also die unausbleiblichen Folgen davon auf uns nehmen. Der Rückblick auf das Vergangene führt uns immer nur in das alte Elend und Unvollkommenheit. Vorwärts, aufwärts müssen wir sehen, damit wir uns in der Gegenwart eine bessere Zukunft bereiten und das Höhere nicht aus den Augen verlieren.

Nur ein unwissender Thor könnte schon auf dieser Erde Worte sprechen, wie diese: „Ohne Erinnerung an unser früheres Leben wird der Schuldige die Strafe nicht als Strafe, der Gute den Lohn nicht als Lohn ansehen, sondern als eine Folge der Laune des Weltregierers. Die Strafe ist dann keine Strafe, sondern ein Verhängniß. Jeder würde glauben in der Lage zu seyn, worein ihn der Würfel des eisernen Schicksals versetzte.“ Genug solcher Reden! Man muß sich fürchten, sich der Gotteslästerung schuldig zu machen, wenn man sie nur wiederholt, selbst um sie zu widerlegen. Bedarf es denn erst einer Widerlegung? Ein eisernes Fatum, das mit dem Würfel die Schicksale der Menschen

ordnet, in einer Welt, die ein Gedanke der Gottheit ist! Gott — und Laune? Gott — und Strafe? Menschen strafen, das heißt, sie drohen willkührliche Uebel für bestimmte Unternehmungen und fügen sie zu, wenn die Bedingungen der Drohung eintreten. Kann aber irgend eine Willkühr bei Gott Statt finden? Verträgt es sich also mit wahrer Gottesfurcht, von ihm Belohnungen und Strafen zu erwarten? Seine Vergeltung liegt in der unausweichlichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung; und um dieses göttliche Regiment zu erkennen, und seine Macht über uns zu fühlen, dazu bedarf es keiner Erinnerung der vorangegangenen Ursachen unserer Schicksale. Das was diese nach sich zieht, ist unfehlbar aus dem Erfolge selbst abzunehmen.

Der Verf. fürchtet indessen, daß die Tugend es nicht der Mühe werth halten möchte, tugendhaft zu bleiben, wenn ihr die Aussicht auf Belohnung entzogen würde. „Er würdiget zwar den Wunsch der neueren Moralphilosophen, welche nicht zugeben wollen, daß die Erwartung des Glückes und der Belohnung der Zweck rein moralischer Handlungen seyn dürfe; aber er ist dennoch besorgt, ob diese strenge Theorie auch der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur angemessen sey?“ O daß man darüber noch ein Wort verlieren muß! Ist es

denn möglich, daß die Tugend sich mit dem Eigennutze paare, der das Princip der Sinnlichkeit ist? Daß der Tugendhafte hofft, durch sein frommes Leben sich Glückseligkeit zu bereiten, das macht ihn noch nicht eigennützig; er braucht es sogar nicht blos zu hoffen, sondern er kann dessen gewiß seyn. Aber dieser Gewinn ist die Folge seiner Unternehmungen, nicht die Triebfeder derselben. Er muß das Gute wollen, weil er es als solches erkennt, und weil er die Fertigkeit erworben hat, sich durch den inneren Werth der Dinge, nicht durch die Betrachtung ihrer Folgen für ihn, bestimmen zu lassen. Ist dem nicht so, so ist er selbst nicht gut, nicht tugendhaft; sondern seine Handlungen scheinen nur gut, weil sie unschädlich sind.

Es kommt aber bei der Würdigung des Menschen gar nicht auf den Erfolg ihrer Handlungen an, sondern auf die Gesinnung. Darin, daß wir außer Stande sind, diese zu erkennen, ist eine der erheblichsten Ursachen verborgen, warum wir so oft an Gottes Weltregierung Anstoß nehmen und uns einbilden, daß er die Schicksale der Menschen auf dieser Welt nicht mit der Gerechtigkeit abwäge, wie er es gewiß thut. Gottes Gericht ist ein anderes, als das der Menschen. Die bürgerliche Ordnung beruht auf der Gesetzmäßigkeit der Handlungen der Staatsbewohner, und darum müssen die

Menschen nach den äußeren Handlungen richten. „Aber nur das Gesetz bewirkt Strafe; sagt schon Paulus, Römer IV, v. 15 und VII, v. 8, denn wo kein Gesetz ist, ga gibt es auch keine Uebertretung. Die Sünde also nahm Anlaß von dem Verbote, und erregte in mir allerlei Gelüste; denn ohne Gesetz ist die Sünde todt." Gottes ewige Gesetze aber sind dem Menschen ins Herz geschrieben und er erkennt sie durch seine Vernunft. Darnach richtet Gott. Wie Mancher, der hoch geehrt von Menschen ist, mag ein arger Sünder in seiner Gesinnung seyn! Wie Mancher, der seyn Leben auf dem Schafotte verblutet wegen einer raschen That, ist unstreitig ein viel besserer Mensch, als ein Anderer, der nichts äußerlich Böses that, weil ihm der Muth oder die Gelegenheit dazu fehlte. Wir, die wir der Menschen Nieren nicht erforschen, und ihnen nicht ins Herz sehen können, dürfen uns nie ein absprechendes Urtheil über ihren moralischen Werth oder Unwerth erlauben; wir sind also auch außer Stande, mit Sicherheit zu erkennen, ob die Schicksale der Menschen ihren Gesinnungen angemessen sind, oder nicht.

Hierzu kommt, daß wir in Ansehung der Würdigung und Schätzung der Güter auf dieser Welt meistentheils die allerverkehrtesten Vorstellungen zu haben pflegen. Wir halten eine Menge Dinge für

ein Glück oder ein Uebel, die weder das eine, noch das andere, sondern eine bloße Begebenheit sind. Dahin gehört vor allen Dingen der Tod; nicht minder der Standpunct, auf welchen wir in der Welt stehen. Ueberhaupt aber haben alle Güter, welche diese Welt einschließt, nur einen relativen Werth, sobald sie nicht unmittelbar die Zufriedenheit und das Wohlbehagen unseres Selbstbewußtseyn mehren und mindern. Was dem Einen zu dem Ende nützlich ist, würde dem Anderen nachtheilig seyn. Für Jenen ist Reichthum ein Glück, für Diesen würde er ein Unglück seyn. Aber auch diese Bedingungen in der Verkettung der Umstände, durch welche der relative Werth der irdischen Güter bestimmt wird, sind vor unserem kurzsichtigen Auge noch verhüllt. Um deswillen vermögen wir auf keine Weise zu beurtheilen, wie die Schicksale der Menschen sich zu ihrem Werthe verhalten. Nur das ist gewiß, daß wir allemal irren, wenn wir die Güter dieser Welt wie absolute Güter betrachten.

Endlich, liebe Emilie, dürfen wir nicht vergessen, daß die Zeit nur in unserer Vorstellung besteht. Wie nahe, oder wie fern daher die Wirkungen der Handlungen auf die That folgen, wie bald oder spät die Vergeltung erlebt wird, immer ist es ausgemacht, daß von jeder Ursache die Wirkung unzertrennlich ist. Dies zu wissen ist genug, so lange

wir nicht im Stande sind, die ganze Verkettung der Dinge zu übersehen und uns dadurch Rechenschaft darüber zu geben, aus welchen früheren Ursachen die späteren Begebenheiten herbeigeführt worden sind. Wenn wir auch dort auf unser jetziges Leben zurücksehen könnten; so würde uns dadurch der Zusammenhang unserer Schicksale nicht klarer werden, als solcher uns hier ist. Wenn wir aber die Kraft erworben haben werden, die Ursachen der Begebenheiten zu erforschen, dann wird uns auch nicht mehr verborgen seyn, wie wir hier gelebt haben.

Zwölfter Brief.

So hätte ich denn, wie ich hoffe, meine verehrteste Freundin, Ihnen dargethan, daß die Fortdauer unserer Erinnerung, der Bestand unserer irdischen Gefühle und die Erhaltung aller Verhältnisse dieser Welt, nicht allein für unsere intellectuelle und praktische Vervollkommnung nutzlos seyn würden, sondern daß sie derselben in höheren Classen unseres Cursus sogar hinderlich seyn müssen, und daß es eben deshalb nothwendig wird, sie ins Grab zu legen, damit wir weiser und besser, daß heißt, gottähnlicher werden können.

Es folgt hieraus ganz von selbst, daß je mehr die Menschen diesem Urbilde gleichen, und das geistige Wesen, worin die Substanz des Menschen allein besteht, in Uebereinstimmung mit diesem einen höchsten Muster für alle bringen werden, desto mehr müssen sie sich von diesen Individualitäten

und besonderen Eigenthümlichkeiten reinigen und säubern, welche durch die Verbindung mit einem Leibe, durch dieses Accidenz unseres Wesens, hervorgebracht werden. Alle Individualität hat ihre alleinige Quelle in der Sinnlichkeit. Diese zu überwinden durch die innere Kraft der freien Vernunft, ist unser Beruf; sie immer mehr überwunden zu haben, die Stufenleiter unserer Glückseligkeit. Mit jeglicher Stufe, so wir vollkommener werden, verschwinden sonach immer mehr alle die Unterscheidungen, die uns Menschen von einander absondern und trennen; und mit jedem Aufhören derselben tritt von selbst die Einheit derjenigen Kraft hervor, die in uns denkt und will, und desjenigen Wesens, dem sie angehört. Darum muß die Vernunft, wenn sie ungestört und frei sich bewegen kann, sich immer als dieselbe offenbaren, darum haben ihre Gesetze für alle denkende Wesen Gemeingültigkeit, weil sie wirklich nur eine Einzige ist. Die Menschheit ist Ein Wesen, Eine Substanz; die Menschen sind Erscheinungen, welche sie durch die Verbindung ihrer Kraft mit anderen Kräften unfreier Wesen hervorbringt, um sich selbst an diesen zu üben, zugleich aber auch eben diese leblosen, unfreien Kräfte zu beseelen, und durch die Wechselwirkung mit sich zur Freiheit heranzuziehen. Wo dieser Geist der Menschheit eine Vermischung von

solchen unfreien Kräften findet, die dazu angethan ist, daraus einen Menschen zu machen, da tritt er hinzu, und indem er sich mit ihnen verbindet, ist der Mensch ins Leben gerufen. So wird die Geschichte der Entstehung des Menschen, der die Physiologen bisher vergeblich nachgespürt haben und die sie uns in der Erscheinung noch nicht nachzuweisen vermögen, uns in der Erkenntniß begreiflich und klar. So ist es die Menschheit, durch deren unermüdete Thätigkeit, und durch deren Verbindung mit den Kräften anderer einfachen Wesen, durch welche auch diese, im Kampfe mit der Menschheit in Thätigkeit gesetzt und erhalten, ihr verwandt, zu ihr herangezogen, und dadurch allmählig zu eigener freier Bewegung, zur Vernunft gebracht werden. So ist es die Menschheit, durch welche das Reich der freien, selbstbestimmenden Thätigkeit der Wesen immer mehr ausgebreitet, und die Welt durch sie zu Gott geführt wird. Sie ist die Quelle der Freiheit für die ganze Welt, durch welche Gott, aus dem sie selbst entsprungen ist, das Todte und Physische befruchtet und bewegt, daß es nicht still stehe, sondern daß Alles, was da ist heranwachse zu dem Urbilde, nach welchem es erschaffen ist. Bewegungsloses Seyn und bloße äußere Berührung der Kräfte im Mineralreiche, Durchdringung derselben zu dynamischer Thätigkeit

im Organismus des Pflanzenreiches, Entwickelung der Willkühr in der Bewegung und Spontaneität im Thierreiche, endlich Hervortretung der Freiheit in der Vernunft aus dem Kampfe mit der Willkühr, welchen die Sinnlichkeit nach sich zieht; sehen Sie da, liebe Emilie, die große Anlage des Unendlichen, für diese Welt, die wir kennen. Aber dieser Kampf der Vernunft und der Sinnlichkeit wird unter dem Monde nicht ausgefochten. Es ist nur der erste Feldzug eines unabsehbaren Krieges, und der Tod ein Rückzug des geschlagenen Feindes mit dem Verluste aller seiner Bagage und Kriegswerkzeuge. Aber noch sind seine Zeughäuser nicht leer. Er rüstet sich sogleich aufs neue, um auf einem anderen Schlachtfelde den Kampf von neuem zu beginnen. Doch endlich muß er ganz überwunden werden. Kein Krieg kann ewig dauern; denn die unendliche Vernunft kennt keinen Krieg, und aller Streit ist nothwendig endlich, weil er in seinem Wesen der Vernunft entgegen ist. Wenn auch die Erreichung der göttlichen Größe für die Menschheit eine unendliche Aufgabe ist; so ist es doch gewiß, daß sie dermaleinst die Sinnlichkeit gänzlich besiegen und sich davon frei machen werde, weil die Sinnlichkeit selbst endlich ist. Dieser Sieg kann nur einzeln in den Erscheinungen errungen werden, in denen die Sinnlichkeit sich mit der

Menschheit berührt, weil das Wesen der Sinnlichkeit in der Individualisirung besteht, mithin eben durch Vernichtung der Individualität die Sinnlichkeit überwunden werden muß. So lange also an irgend einem Menschen noch irgend etwas Sinnliches haften wird, so lange ist er selbst der Schauplatz eines jener besondern Kämpfe. Wenn aber der Sieg errungen seyn wird, wenn nichts Sinnliches mehr in ihm, und folglich auch nicht mehr an ihm seyn wird, dann hört auch von selbst alle Individualität auf, und er lebt nur und ist sich nur bewußt als die Menschheit selbst, welche denjenigen Theil der Sinnlichkeit abgelegt hat, durch welche und an welcher die Offenbarungen ihres Wesens und ihrer Kraft sinnlich von ihm unterschieden wurden. Sie können sich dies unter einem Bilde sehr deutlich vorstellen, wenn Sie sich eine Armee denken, die sich in eine Menge kleiner Corps zertheilt, um den aufgelöseten Feind überall aufzusuchen und zu vernichten. Der Inbegriff dieser einzelnen Corps bleibt immer noch die Armee; wenn sie sich nach vollbrachter Bestimmung wieder zusammenziehen, steht die Armee wieder da. Weiter aber dürfen Sie auch dieses Bild nicht verfolgen, weil es ein Bild ist. Denn eine Armee bleibt immer ein Körper, in ihren Theilen zusammengesetzt, welche bei ihrer Theilung besondere Körper bilden; allein ein Geist, der

einfach und untheilbar ist und nur durch die Wirkungen seiner Kraft sich kund gibt, bleibt darum immer ein einziges Wesen, wenn er auch durch seine Thätigkeit unterschiedliche Wirkungen hervorbringt. Die Natur selbst gibt uns noch ein anderes Bild. Immer ist eine nahe Verwandtschaft unseres Geistes mit dem Lichte geahnet worden. Alles Licht aber, was die Erde erleuchtet, geht aus von der einen Sonne, die unzählige Lichtstrahlen herabsendet. Jeder einzelne Funken trägt in sich die unendlich mannigfaltigen Farben, die seine chemische oder mechanische Zertheilung offenbart. Je nachdem die Lichtstrahlen auf verschiedene Körper fallen, wechseln die Farben, die daraus entstehen. Das Licht selbst ist immer nur eins.

Wenn denn unser Geist frei geworden von jeder leiblichen Hülle, wenn alle Individualität abgestreift seyn wird; dann werden wir nicht einmal vermögen, uns als verschiedene Personen zu unterscheiden, sondern wir werden uns in unserem ganzen Wesen und Bewußtseyn nur als Eins fühlen, welches früherhin durch seine Kraft mit der Individualität der Sinnlichkeit auf mannigfaltige Weise sich handgemein machen mußte, um durch deren Besiegung diejenige innere Stärke zu erlangen, ohne welche es weder seine volle Freiheit in Freiheit zu gebrauchen, noch das selige Gefühl eines

solchen Zustandes zu umfassen und zu ertragen vermögend seyn würde. Selbst mit dem unendlichen Gott muß die Menschheit sich wesentlich auf dieser Höhe vereiniget, und nur in dem Maße und dem Bewußtseyn ihrer Ausbildung ihm untergeordnet erkennen. Denn in ihrem Seyn und Wesen ist auch die menschliche Vernunft unendlich; nur in dem Maße ihrer Kraft ist sie endlich, da sie durch die Sinnlichkeit beschränkt und durch Uebung gesteigert werden kann. Dieses wohl wissend, werden wir uns nie Gott gleich stellen, nichts destoweniger aber erkennen, daß wir sein Ebenbild und mit ihm unzertrennlich vereiniget sind. Das Gefühl, welches das Bewußtseyn eines solchen Zustandes gewähren muß, können wir natürlich nicht eher haben, als bis wir uns selbst in diesem Zustande befinden werden. Aber in der Ahnung dieser Glückseligkeit, in der Erkennung dessen, was kommen und seyn muß, eilt der menschliche Geist weit dem Zustande voraus, worin er ist, und vermag dadurch schon hier sich einen Vorgeschmack von dem zu geben, was seiner wartet, wenn er seinem Berufe nachlebt. Dieser Brief selbst ist, wenn auch nur ein schwacher Versuch der Erhebung unserer Seele über die Räume dieses irdischen Lebens.

Gerade diese wesentliche Einheit unserer Seelen mit Gott, nicht minder der Vereinigung der Men-

schen in dieser Uebereinstimmung mit Gott, ist das, was unser Erlöser seinen Schülern mit so bestimmten und unzweideutigen Worten erklärt und so oft wiederholt hat, daß man mit Gewalt diese Aussprüche entstellen muß, um sie mißverstehen zu können. Lesen Sie nur jene Stellen, die ich zum fünften und zwölften Capitel des Menschen angezogen habe, ganz besonders Evang. Johann. XII, v. 50. XIV, v. 11 und 23, und XVII, v. 20—23. Matth. XII, v. 50, Galat. III, v. 28 und 1. Johann. III, v. 2.

Diese große und hehre Aussicht, welche uns das Evangelium und unsere Vernunft eröffnet, würde dem Verf. keinen Schwindel erregt und ihn dadurch nicht veranlaßt haben, die Augen davor zu verschließen, wenn er nicht seinen Leib so unendlich lieb hätte, daß er es für das größte Unglück hält ihn zu verlieren, und die Vernichtung selbst fürchtet, wenn er davon getrennt würde. Dies aber kommt allein davon her, daß er vermeint, in unserem Selbstbewußtseyn sey der Körper mit vorgestellt, mithin dieser ein wesentlicher Bestandtheil unserer Person, und unser Wesen zusammengesetzt aus Leib und Seele. So erzeugt ein einziger Irrthum, vermöge der Consequenz der Vernunft selbst eine unabsehbare Reihe von Täuschungen und Fehlern. Wie eine Messerspitze Arsenik die ganze Schüssel durchdringt, in deren Flüssigkeit es sich auflöset;

so vergiftet ein unrichtiger Grundsatz die ganze Wissenschaft, und verkümmert durch sie das ganze Leben der Menschen. Wenn der Leib zum Wesen des Menschen gehörte, dann hätte der Verf. unbestreitbar Recht darin, daß die Vereinigung der Menschen ihre Vernichtung mit sich brächte, weil dadurch ein ganz neues Wesen erschaffen werden würde. Die Individualität ist dann die Bedingung des Daseyns eines Jeden, und der Leib selbst muß unsterblich seyn, weil er der unzertrennliche Gefährte der Seele ist. Den Raum, den ein Mensch mit seinem Leibe im Weltall einnimmt, kann kein anderer sich aneignen. Ich und du sind dadurch ewig getrennt. Ich werde ewig nur Ich, du wirst ewig nur Du bleiben; nie können Du und Ich eins werden.

Alles dies folgt nothwendig aus dem einzigen Gedanken, daß in dem Selbstbewußtseyn die Vorstellung von Leib und Seele zusammen begriffen sey. Es fällt sogleich in sein Nichts, sobald wir einsehen, daß in dem Selbstbewußtseyn nur die Vorstellung des jedesmaligen Zustandes und der Beschaffenheit der Seele gefühlt und erkannt wird, daß zwar die Verbindung mit dem Leibe dafür bestimmend ist, aber nicht selbst vorgestellt wird. Denn nun ist der Leib etwas blos Accidentelles für das Wesen des Menschen, das sich sogar nach der Beschaffenheit der Seele selbst richten muß; nun ver-

ändert der Wechsel der Leiber wohl die jedesmalige Modification des Selbstbewußtseyns, aber bringt dasselbe nicht mit hervor; nun wirkt der Leib blos negativ, aber nicht positiv auf unsere Persönlichkeit, und diese dauert noch fort, nachdem die Seele sich ganz von den Schranken der Sinnlichkeit frei gemacht haben wird. Das Leben des Menschen, wie jedes freien Geistes, besteht nun in der Thätigkeit seiner Kraft, und diese Kraft äußert sich im Erkennen, Fühlen und Wollen. Es ist sogar immer nur die menschliche Unterscheidung der verschiedenen Verrichtungen der Seele, nach Maßgabe der jedesmaligen Form ihrer Thätigkeit oder des Gegenstandes ihrer Beschäftigung, wenn wir von Seelenkräften reden. Es sind die Eigenschaften der Seele, wie wir sie erkennen und uns vorstellen. Im Grunde sind alle diese Verrichtungen nur die Aeußerungen der Thätigkeit einer und derselben Kraft, in welcher das Leben eines einfachen Wesens, eines Geistes, besteht. Auf gleiche Weise denken, fühlen, wollen, und doch ein anderes denkendes Wesen seyn, enthält einen Widerspruch mit sich selbst. Die Sympathie der Seelen vereinigt sie also in ihrem ganzen Wesen, oder richtiger gesprochen, sie hebt die Verschiedenheiten auf, durch deren Wahrnehmung ein und dasselbe Wesen zu dem Glauben vermocht wurde, daß es aus eben so vielen besonderen Personen be-

stehe, als es Unterscheidungen zu machen sich veranlaßt fand. Denn die Verschiedenheiten des Denkens und Fühlens unter den Menschen sind nur Verneinungen und Verhüllungen der wirklichen Uebereinstimmung ihres Wesens, welche die Sinnlichkeit zu demselben hinzuthut. Ich werde dermaleinst nicht blos erkennen, gute Emilie, sondern mir auch durch das Gefühl bewußt werden, daß Sie mit mir nur ein Wesen sind; daß dasjenige, was schon jetzt Ihr wahres Wesen ist, eben das ist, was in mir denkt und will, und daß dasjenige, was uns, nach unserer jetzigen Vorstellung, zu zwei Personen macht, nichts ist als ein Mittel, durch dessen Benutzung wir beide dahin gekommen sind, Wirklichkeit und Wesen von Erscheinung und Form zu unterscheiden, und uns selbst richtig und vollständig zu erkennen und bewußt zu werden. In dem vollen, uneingeschränkten Bewußtseyn jedes Menschen muß, dermaleinst, die ganze Menschheit enthalten seyn und gefühlt werden.

Wem denn sein liebes, armseliges Ich, wie es hier begriffen werden kann, nicht so am Herzen liegt, wessen ganzes Denken und Vorstellen nicht so sehr in diesem winzigen Ich befangen ist, daß er es verschmäht, die Menschheit in seiner Brust zu tragen und sich nur für eine der zahllosen Modificationen dieses für uns unermeßlichen Geistes, das

heißt für diesen Geist selbst in einer besonderen Aeußerung und Erscheinung zu halten, wem schon hier sein werthes Ich nicht mehr gilt als alle seine Brüder, und als die Menschheit überhaupt; wem die Sehnsucht nach der Vereinigung mit allen Guten, und mit ihr zugleich nach der Vereinigung mit Gott, den Busen schwellt; der kann der frohen Hoffnung, der hohen Ueberzeugung leben, daß seine Sehnsucht einst erfüllt werden wird und daß es die Verheißung Gottes ist, die sich in diesem Verlangen offenbart.

Doch errungen muß es werden, dieses unaussprechliche Glück; im Schweiße des Angesichts durch eigene Anstrengung erworben werden. Ertödten und ausrotten muß die Seele in ihrem Innersten Alles, was sie herniederzieht von der Unendlichkeit, und sie kettet an das Einzelne und Besondere; vernichten muß sie die ganze Macht der Sinnlichkeit, und sie aus sich selbst ausmerzen. Von sich abwerfen muß sie nach und nach, was dem Sinne angehört und aufgeben, was durch ihn ihr Angenehmes und Schönes gewährt wird. Kein Opfer darf ihr zu schwer seyn, um sich selbst zu gewinnen, und in sich die Gesammtheit aller geistigen Vollkommenheit. Auch die individuellen Gefühle für alles Einzelne, was wir hier lieben, und schätzen, und ehren, müssen geopfert werden dem höheren und allgemei-

neren Gefühle, dessen wir theilhaftig werden sollen. Zwar können wir des letzteren nur fähig werden, wenn wir jene hier sorgsam pflegen und ihrer mit treuem Herzen warten; doch uns ganz hingeben an sie, in ihnen unser ganzes Glück suchen und Abgötterei mit ihnen treiben, das sollen wir nicht. Denn wir können und müssen wissen, daß sie zwar unentbehrliche Mittel für einen höheren Zweck sind, aber auch daß sie immer dem Zwecke nachstehen, und für ihn selbst bereitwillig dahin gegeben werden müssen, wenn sie mit ihm in Streit gerathen oder ihm nicht mehr förderlich, sondern hinderlich werden.

Dies sind die Gesinnungen, mit denen wir Abschied nehmen sollen, wenn uns der Tod abruft aus dem Kreise unserer Lieben, oder wenn wir am Sterbebette eines derselben stehen. Daß der Hinscheidende von uns geht und uns auf eine Zeit verläßt, daß wir ihn so nimmer wieder sehen werden, wie er noch vor unseren Augen weilt, davon ist ein Jeder überzeugt; doch hofft auch Jedermann die Scheidenden oder Zurückgelassenen dort wiederzufinden. Wäre dieses einzige kurze Leben der alleinige Maßstab, wornach der ewige Weltenrichter das unabänderliche Loos der Verstorbenen dermaleinst bestimmte und entschiede; wie gering wäre unsere Hoffnung des Wiedersehens? Denn in welcher Kammer des unermeßlichen Gebäudes des Himmels oder

der Hölle wird ein Jeder seinen Lohn empfangen? Diese Frage weiß Niemand zu beantworten; aber das begreift man leicht, daß wenn das künftige Leben die ewige Belohnung oder die Strafe für den irdischen Wandel ausmachen soll, die verschiedenen Abtheilungen des Himmels und der Hölle durch unüberspringliche Klüfte getrennt seyn müssen, so daß die einmal durch den unabänderlichen Spruch des Weltgerichtes Gesonderten auf ewig von einander geschieden sind. Wer dies bedenkt, dem muß die leise Hoffnung des Wiedersehens sich in bange Furcht wandeln. Glücklich der, der von allen seinen Lieben auch nur mit einem in dieselbe Himmelskammer kommt! Wo aber weilen die Andern? Genießen sie höhere Freuden der Seligen? O daß ich nicht auch so lebte, um mit ihnen mich jetzt freuen zu können! Wie kann dieser Himmel, der mir angewiesen ist, mir ein Himmel seyn, da ich weiß, daß es noch schönere Himmel gibt, die für mich ewig verschlossen bleiben? Oder sind die Geliebten wohl gar zur Hölle verdammt? Furchtbarer Gedanke, der allein eine ganze Hölle in sich schließt! —

Diese Zweifel, diese Bangigkeit vergehn vor den Alles erfreuenden Strahlen der Vernunft. Denn sie gibt uns, vereint mit den Trostsprüchen unseres Heilandes, die Gewißheit, daß jenes Leben ein Uebergang seyn wird zu unserer höheren Bestim-

mung, wie dieses; daß noch eine ganze Reihe von Welten und von Leben zu durchwandern sind, bevor wir zu der Seligkeit freier und reiner Geister gelangen können; daß alle Menschen nach diesem Ziele hinwandern; daß es der Wege dahin so viele gibt, als Menschen sind, diese gerader, jene krümmer; daß wir daher auf unendlich verschiedene Weise ans Ziel gelangen werden; daß aber auch nicht Einer in Gottes gütiger Weltordnung verloren gehen kann, nicht Einer in seinem Plane vergessen worden ist, sondern Jeder, der eine falsche Richtung genommen hat, mit der Zeit anrennen und umkehren muß; daß also keine ewige Trennung Statt finden kann, sondern wir uns dermaleinst wieder finden müssen. Durch unsere Vernunft sehen wir ein, daß für uns Alle einmal eine Epoche kommen wird, wo wir in dem Bewußtseyn unseres eigenen Selbst Alles mit uns vereiniget erkennen werden, was schon hienieden mit uns in Berührung stand; früher noch wird es uns schon vergönnt seyn, in unserem Bewußtseyn die Ursachen unseres soweit vervollkommneten Zustandes zu erkennen, und uns in dieser Vorstellung auch diejenigen zu denken, mit denen wir eine Strecke unserer Laufbahn zusammen gereiset sind. Freilich ist dieses Wiedererkennen nicht so nah, als es dieses Herz wünscht, das nur begehrt, was ihm angenehm ist. Allein auch bis dahin wer-

den diejenigen, deren Bahnen friedlich und nahe neben einander fortlaufen, wenn schon unbewußt der älteren Bekanntschaft, in der Seele sympathetischer Gesinnung sich wieder finden und einander beistehen.

Also lehrt es uns die Vernunft; und dieser Glauben muß uns den Abschied erleichtern. Denn wenn schon wir auf lange Zeit von einander scheiden; so wissen wir doch, daß es nur darum geschieht, um uns beim Wiederfinden nie mehr von einander zu trennen, um in ungestörter Harmonie fortzuwandern, bis auch die letzte Hülle abgestreift wird, die uns trennte und uns die Einheit unseres Wesens verhüllte. Wir müssen uns im Tode auf eine geraume Zeit trennen, weil es die Fortsetzung der Reise gebietet, die einem Jeden vorgeschrieben ist; weil wir in einem Wagen nicht den besonderen Pflichten und der Aufgabe genügen können, die ein Jeder zu lösen auf sich hat; weil wir alle sinnlichen und gemischten Gefühle unserer hehren Bestimmung zum Opfer bringen müssen. Aber welcher Ersatz wartet unser für diese Aufopferung, für diese herbe Entbehrung dessen, was uns das Liebste ist! Wie wäre es möglich die Freiheit zu erwerben, wenn wir nicht unser eigenes Herz und seine Wünsche zu besiegen lernen! Wenn die Pflicht Ihren Mann von Ihrer Seite riefe, würden Sie ihn zurückhalten,

theure Freundin? Würden Sie ihm nicht sagen mit zerrissenem Herzen: Geh! Sey deiner und meiner würdig? Sollten Sie nicht wenigstens? Und wenn das Glück einem von denen, die Sie lieben, in weiter Ferne winkt; würden Sie es über sich gewinnen, ihm zu sagen: Laß das Glück, und bleibe bei mir?

Wohlan denn, Emilie, am Sterbebette ruft die Pflicht und das höchste Glück, das dem Menschen beschieden ist. Nicht tadeln wollen wir die Thränen, die der Trennung Schmerz der beengten Brust auspreßt. Fließet ungehindert. Denn menschlich soll der Mensch das Menschliche fühlen. Aber mit frommer Ergebung in den Ruf der Vorsehung, mit der tröstenden Gewißheit des Wiedersehens, und mit der edlen Liebe, welche nicht für sich begehrt, sondern sich hingibt für das Glück des Geliebten, können, sollen, und werden wir dem Scheidenden die Hand drücken, ihm eine glückliche Reise wünschen, uns aber beeifern, gut zu seyn und immer besser zu werden. Denn in der Besserung liegt die Verheißung des ewigen Lebens und — des Wiedersehens. Sind wir es selbst, welche der Tod aus dem Kreise unserer Angehörigen und Freunde abruft; so können wir nur sprechen, wie Sokrates sprach, und Christus uns gelehrt hat: Herr es ist vollbracht! Preis und Ehre dir, der du mir bis hieher gehol-

sen und die Prüfungen dieser Lebensstufe mich hast endigen lassen. Sey auch ferner mein Schirm, und der Hort dieser meiner Lieben! Erhalte uns auf deiner Bahn! damit wir in dir wieder vereiniget werden, und die Zeit unserer Trennung nicht durch unsere eigene Schuld verlängern! — —

Eine ernste und schmerzliche Sache bleibt der Tod dennoch, ungeachtet dieser Zuversicht von der Zukunft. Daß er das seyn soll, zeigt uns die Natur, die ihn nicht mit diesen Schmerzen und Grausen umgeben haben würde, wenn er uns ein Fest seyn sollte. Die Vernunft erhellt zwar das Dunkel der Halle, in welche wir durch die Pforte des Todes treten müssen; sie zeigt uns einen Ort, in welchem höhere Freuden und größere Leiden unserer warten, je nachdem wir sie uns hier bereitet haben; sie läßt uns sogar in weiter Perspective ein Elysium erblicken, in welches alle die zahllosen Gänge ausgehen, die in der ersten Halle ihren Anfang haben. Nichts desto weniger bleibt der Eintritt durch diese Pforte ein sehr ernster Schritt. Nicht blos, daß wir von Allem uns trennen müssen, was wir bisher geliebt haben und was unser Glück gemacht hat; nicht blos, daß wir uns neue Lebensgefährten suchen müssen, die wir noch nicht kennen, und der alten lange entbehren werden; sondern es wird uns auch, noch in der Pforte, das

Hauptbuch unseres Lebens vorgelegt und wir sind genöthiget, es abzuschließen und die Balance zu ziehen, nach deren Ausfall der Etat des neuen Lebens angelegt wird, ohne daß wir daran etwas mehr zu ändern vermöchten. Es gehört ein unendlicher Leichtsinn dazu, dies zu bedenken, und nicht im ganzen Leben den Tod mit stillem und strengen Sinne zu betrachten. Der ernste Karmeliter, dessen ganze Sprache in die drei Worte zusammengepreßt ist: Gedenke des Todes! spricht darin die höchste Mahnung der Weisheit aus. Denn was ruft uns so kräftig zu: Lerne Weisheit! als der Tod?

Ich mag es daher nicht leiden, wenn man dem Tode seinen Ernst nehmen, und ihn uns in einen hold lächelnden Genius verwandeln will, der uns zu Nectar und Ambrosia einladet. Wir Alle werden auch dort noch mit der Sinnlichkeit harte Kämpfe zu bestehen haben; und manche herbere Kämpfe, als sie hier gefochten haben, weil sie hier nicht wacker stritten. In keinem Falle ist es recht, sich nach dem Tode zu sehnen. Denn der Tod verändert wohl den Schauplatz unseres Lebens, und die Waffen, womit wir zu kämpfen haben; aber er ändert weder unser geistiges Wesen, noch kann er uns der Prüfungen und der Uebungen überheben, welche die Beschaffenheit unserer Seele zu ihrer Ver=

edelung erheischt. Selbst durch den Tod kann Niemand seinem Schicksale entgehen, noch sich demselben entziehen. Niemand weiß, wann es die rechte Zeit ist, von hinnen zu scheiden. Nur der Herr weiß es. Darum dürfen wir den Tod nicht fürchten, noch vielweniger ihn scheuen, wenn die Pflicht ihn gebeut. Denn in der Pflicht ruft uns der Herr selbst; und wer freudig seinen Leib der Pflicht opfert, der unterwirft die Sinnlichkeit der Vernunft und thut einen mächtigen Schritt vorwärts in seiner Vervollkommnung. Außerdem aber können wir die Stunde des Todes nur mit stiller, ruhiger Ergebung erwarten, ohne Zagen, denn er ist ein Gesandter der ewigen Güte, aber auch ohne Verlangen darnach, denn die Zeit unseres Lebens ist die Zeit unserer Uebung. Um deswillen habe ich den Verf. getadelt, daß er dieses Leben als eine Herberge des Elends, und den Tod als den Erlöser aus derselben, geschildert hat. Es rechtfertiget ihn nicht, daß auch der Apostel Paulus in seinem Feuereifer für das Evangelium mit Ungeduld sich sehnte nach der Stunde, wo er als Märtyrer für dasselbe heim gehen würde zu seinem Meister, oder zur Belohnung seiner Treue, durch Verwandelung, in dessen Reich versetzt werden würde. Der Apostel soll uns nicht vergessen machen, daß sein göttlicher Lehrer zu Gott rief: Herr, ists möglich, so nimm

diesen Kelch von mir! und daß eben derselbe in seinem trostvollen Gebete für seine Jünger und Bekenner (Johann. XVII, v. 15) betete: „Ich bitte nicht, daß du sie aus der Welt hinwegnehmest; nur daß du sie bewahrest vor dem Bösen."

Dreizehnter Brief.

Unser Verf. weiß sich leichter zu helfen, als ich. Unter den tausend und aber tausend Störungen unserer künftigen Glückseligkeit und der Mißverhältnisse, die in jenem Leben daraus entstehen würden, wenn wir uns dort an unseren irdischen Zustand erinnern und unsere Gefühle sämmtlich mit hinüber nehmen könnten, habe ich nur wenige Beispiele angeführt. Unter andern den Gram, den ein Vater empfinden müßte, der in der Meinung dahinscheidet, seine Kinder als fromme Menschen dort bald wieder um sich zu versammeln, aber erfährt, daß sie Heuchler waren, die sich nur vor ihm verstellten, aber der Sünde ganz ergeben sind und dafür zur ewigen Pein, oder doch zu schweren Büßungen, verdammt werden müssen. Der Verf. ist der Meinung, daß dieser Gram nicht sehr drücken könne, indem der betrogene Vater die Ordnung Gottes be-

wundern und seine Gerechtigkeit bestätigen, mithin sich dadurch beruhigen müsse. Ich aber, der ich Kinder habe, sage ihm, daß, ohne gegen Gott zu murren oder über seine Gerichte zu zürnen, mir doch der Nektar des Himmels vergällt seyn würde, wenn ich damit nicht die durstenden Lippen meiner Kinder erquicken könnte, und daß, wenn ich mich ihrer dort erinnern soll, ich auch begehren muß, mein Ambrosia mit ihnen theilen zu können, wie ich hier jeden Bissen mit ihnen theile, der mir recht wohl schmecken soll.

Mehr auf sich hat der Trost, den der Verf. mir selbst zuruft, indem er mich fragt: ob ich, der ich die Fortdauer der Verhältnisse von dieser Welt in jener ableugne, zürnen würde, wenn ich dort dennoch unerwartet meine Lieben wieder finden sollte. Ganz gewiß nicht! Ich kann also bei meiner Philosophie nur gewinnen. Gerade umgekehrt ist die Lage derer, die es mit dem Verf. halten, obgleich der bittere Kelch getäuschter Hoffnung an ihnen vorübergeht, wenn ich anders die Zukunft richtig erkannt habe. Denn dann werden sie dort nicht mehr wissen, was sie sich für eine Zukunft hier eingebildet hatten.

Irgend einen unmittelbaren Einfluß auf unseren künftigen Zustand hat demnach die Verschiedenheit der Ideen darüber nicht. Wir ändern daran nichts; sondern wir werden das künftige Leben antreten,

wie wir es aus Gottes gerechter Hand empfangen werden. Desto größer ist der mittelbare Einfluß auf dasselbe, in so fern unser zukünftiger Zustand durch die Art und Weise des Gebrauchs der Gegenwart bestimmt wird. Denn für unser praktisches Leben auf dieser Erde ist es von der höchsten Wichtigkeit, wie wir uns unsere Zukunft denken.

Gerade dies ist es, warum ich mich damit befaßt habe, in diese Materie so tief einzugehen und mich darüber so deutlich zu erklären. Wäre es blos um ein Dogma zu thun; so möchte Jeder glauben, was er glauben kann. Aber hier ist von einer Wahrheit die Rede, welche unmittelbar auf unser Leben, auf unsere Handlungsweise gegen unsere Mitmenschen, und auf das Maß unserer Würdigkeit zu höherer Glückseligkeit einwirkt. Darum habe ich es für eine Pflicht erachtet, offen zu reden.

Es springt sogleich in die Augen, daß wenn unser künftiger Zustand eine Wirkung und Folge unseres hiesigen Lebens ist, wie der Verf. und ich erkennen, die Vorstellung von dem, was wir dort erwarten dürfen und müssen, für uns die Regel enthalten muß, was wir hier zu suchen und uns zu eigen zu machen haben. Wer den Himmel für eine materielle Fortsetzung dieses Lebens, für eine bloße Steigerung des Glücks ansieht, wovon wir hier nur erst kosten; der darf nicht versäumen, hier schon nach diesem

Glücke zu jagen, und sein ganzes Streben muß darauf gerichtet seyn, sich, ohne dadurch Gott zu erzürnen, soviel Genüsse, als möglich hier zu bereiten und sie festzuhalten, damit durch deren Steigerung sein künftiger Zustand genußreicher werde. Er selbst bleibt sich die Hauptperson; alles Andere hat nur Werth für ihn, in so weit es sein Glück und seine Freuden vermehrt. Das theure Ich steht in der Mitte der Welt, die sich um ihn dreht, und der Egoismus ist das Fußgestell seiner Denk- und Handlungsweise.

Ganz anders gestaltet sich die Welt für den, der sie in dem Lichte einer Schule zu seiner höheren Bestimmung betrachtet, sie für eine der vielen Stationen seiner großen Lebensreise erachtet, und nur eine formelle und blos geistig reale Verbindung dieses Lebens mit dem künftigen anerkennt. Er weiß, daß er von hier nichts mit sich nimmt, als die Erweiterung und Stärkung der Anlagen und Kräfte seiner Seele, die rein geistigen Erkenntnisse und Gefühle, die er sich hier erwarb, und diejenige Lauterkeit der Gesinnung und Festigkeit des Willens, die er sich zu eigen gemacht hat. Alles Andere gilt ihm nur als Mittel für diesen Zweck. Er wird nichts versäumen, nichts gering achten, nichts unbenutzt lassen, woran er die Kraft seines Geistes üben, sein Herz erwärmen und seine Gesinnung von dem Sinnlichen ab-

ziehen kann. Er wird mit seiner Zeit hienieden geizen, weil die Zeit unwiederbringlich ist. Aber sein Glück wird er auf nichts bauen, was ihm diese Welt gewährt. Nur besser zu werden, wird er sich bemühen, gewiß, durch die Tugend auch selig zu werden. Nicht mit den Genüssen dieser Welt ist sein Herz beschäftiget; sondern auf das Muster aller Vollkommenheit, auf das Vorbild seiner eigenen Denk- und Handlungsweise, auf den ist sein Auge gerichtet, der die Wahrheit und die Liebe selbst ist. Freude und Leid nimmt er aus dessen Hand mit gleicher Dankbarkeit und Ergebung. Er freut sich des Schönen und Angenehmen, was ihm gespendet wird, mit Mäßigung und Weisheit, und erträgt das Harte und Schwere mit Vertrauen und Weisheit. Nicht für ihn dreht sich die Welt um ihre Axe. Er selbst ist nur ein Stäubchen in dieser Unermeßlichkeit, die um den einzig festen Punct geschwungen wird, der in der Ewigkeit und Unveränderlichkeit Gottes fest steht. Dessen heilige Ordnung und Gesetze, die er durch seine Vernunft zu erkennen vermag, sind die unverbrüchliche Regel seines Lebens. Um keinen Preis geht er davon ab; durch keinen Genuß läßt er sich verführen, sie hintenanzusetzen. Dies Gesetz ist für alle Menschen dasselbe, und nicht einer hat ein Privilegium darob erlangt. Nicht für sich allein lebt daher ein Jeder; denn Jeder

muß so leben, wie Alle leben sollen. Es kann ihm nie wahrhaft frommen, was Anderen schadet; denn Alle sind ja nur ein Wesen. Wie ich Anderen schade, thue ich mir selbst Schaden, und wie ich für meine Mitmenschen nützlich werde, bereite ich mein eigenes Glück. Daß jeglicher Mensch lebe und wirke für die Menscheit und für seine Brüder in ihr, und sich für sie willig hingebe, opfernd für die Tugend, was sein Herz wünscht, das ist es, was das menschliche Geschlecht in den Himmel erhebt und jeden Einzelnen, der so lebt und stirbt, dahin vorausschickt.

Wenn Sie, meine theure Freundin, die Wisersche Schrift auf der einen Seite, und diese Briefe von mir auf der andern, mit Aufmerksamkeit verfolgen; so werden Sie leicht wahrnehmen, wie alle die einzelnen Ideen, worüber wir entgegengesetzter Meinung sind, aneinander hängen, als wären sie an zwei Fäden aufgereihet. Man kann an eine Erinnerung und an die Fortsetzung unserer irdischen Verhältnisse in jenem Leben nicht glauben, ohne den Körper mit in das Selbstbewußtseyn hinein zu tragen, demselben ein Wesen und Unsterblichkeit zuzuschreiben, den Vorstellungen des Sinnes und der Phantasie innere Wahrheit und Selbständigkeit beizumessen, den irdischen Gefühlen einen realen Werth beizulegen, Sich selbst zum höchsten Zwecke seines Daseyns zu erheben, die Eigenliebe unter

dem milderen Namen der Selbstliebe zu verbergen, und Gott selbst zu einem Wesen zu machen, das, weit entfernt, nur Gott nahe zu kommen, nichts ist, als eine Emanation des Menschen, mit allen Leidenschaften, aller Kurzsichtigkeit, aller Veränderlichkeit und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, blos nach einem andern Maßstabe.

Umgekehrt kann man, an ein Vergehen der Erinnerung und an das Verschwinden unserer irdischen Verhältnisse in jenem Leben nicht glauben, ohne zugleich überzeugt zu seyn, daß das Wesen des Menschen in seinem Geiste bestehe, dessen Thätigkeit wir mit einem Worte die Vernunft nennen; daß aber die freie Bewegung dieser seiner Kraft, wegen ihrer inneren Schwäche, gehindert und gelenkt werden kann durch andere Kräfte der Natur, deren Einfluß auf unseren Geist, mithin die Verneinung und Unterdrückung der freien Vernunftthätigkeit, eben das ist, was wir die Sinnlichkeit nennen; und daß also die Uebung der eigenen Geisteskraft in der Besiegung dieser Sinnlichkeit, die Freimachung und Freiwerdung von der Macht derselben, der Beruf unseres Daseyns und das Ziel unseres Strebens seyn muß. Das äußere Symbol dieser geistigen Negation, dieser Schranken des unendlichen Geistes, mithin derjenigen Kraftgrenzen, binnen welchen die Seele hier in freier Thätigkeit sich zu bewegen vermag, das ist

der Leib, eine bestimmte Form der Vorstellung der beschränkenden Kräfte in der formlosen Unendlichkeit der freien Vernunft, und als Product der Zusammenwirkung des Geistes mit physischen Kräften eine Erscheinung, die durch die Sinnlichkeit von der Seele selbst wahrgenommen wird. Der Sinn mit sammt dem Leibe ist also das unentbehrliche Mittel zur Vervollkommnung unserer selbst, aber ein verbrauchbares Mittel; denn nur durch die Ueberwindung des Sinnes, wird er uns nützlich. Sein Werth für uns ist deshalb blos ein negativer, dagegen jede positive Wirkung desselben auf uns, oder eigentlich deren Zulassung, uns Schaden bringt. Die Sinnlichkeit in der Seele zu vertilgen; mithin diese letztere davon zu entwöhnen und abzubringen, sich des Werkzeuges der ersteren, des Sinnes, zu bedienen; also die Vorstellung dessen selbst aufzuheben, was nur durch den Sinn hervorgebracht wird, das heißt, den Leib ablegen und was durch den Leib mit uns verbunden ist und auf uns wirkt; darin besteht die Arbeit, durch welche wir uns unserer Bestimmung näher bringen. Der Sinn in der Seele, und der Leib außer ihr, gehören daher nicht zu ihrem Wesen, sollen vielmehr davon ausgeschieden und getrennt werden, und haben für unser Daseyn nur einen relativen Werth, als Mittel zur Vervollkommnung. Mit dem Leibe hört von selbst alle Individualität auf. Alles, was

sich nur auf mein Ich bezieht, nur diesem angenehm und erfreulich ist, muß daher vergänglich seyn, und hat nur einen Werth durch den Gebrauch, den ich davon mache; außerdem aber an und für sich selbst nur den Werth, der ihm in Bezug auf das Ganze beizulegen ist, den es für die Menschheit überhaupt hat. Denn der Geist der Menschheit ist es, der uns beseelt, und den wir unsere Seele nennen, weil ein Jeglicher von uns ihn hier in seinem Selbstbewußtseyn nur in der individuellen Beschränkung zu fühlen vermag, welche die Sinnlichkeit eines Jeden mit sich bringt. Aber was wir noch nicht fühlen können, das vermögen wir wenigstens einzusehen, daß wir Menschen alle eines Geistes sind, daß es eine einzige Vernunft ist, die mit der Sinnlichkeit in zahllosen Gestalten sich mißt, kämpft und durch ihre Ueberwindung immer weiter sich ausbreitet, das Reich der Freiheit erweitert und ihre eigene Macht verstärkt. Diese Vernunft ist sogar fähig, den uns Unbegreiflichen in sich zu erforschen, und wenn auch noch nicht zu verstehen, doch seine Eigenschaften, seine Gebote und seine Ordnung in der Welt zu erkennen. In Allem und Jedem ist der Unendliche der Gegensatz von dem, was die Sinnlichkeit in ihrer Endlichlichkeit ist. Nie kann sie uns irgend ein wahres Bild von ihm geben. Nicht durch sie, aber wohl aus ihr durch geistige Abstraction; nicht im Sinne, sondern

nur im Geiste ist Gott uns sichtbar. Und was wir von ihm wissen oder ahnen, das wissen wir von ihm selbst; denn er selbst ist es, der durch Offenbarung und Vernunft zu uns spricht. Außerdem könnten wir nichts von ihm wissen.

So ganz entgegengesetzt, so himmelweit verschieden, gute Emilie, sind die beiden Parteien, deren System ich hier in wenig Sätzen zusammengedrängt habe; so sehr entgegengesetzt ist die Richtung, welche sie ihrem Leben hier geben; und es ist nicht möglich, daß sie an ein Ziel kommen, es kehre denn die eine Partei wieder um, und folge der Richtung der andern. Beiden ist zwar Gott das Vorbild ihrer Wünsche. Aber jenen ist es nicht Gott selbst, dem sie sich in Furcht und Zittern nicht einmal zu nahen wagen, sondern sein Haben, seine Seligkeit ist es, wornach sie trachten. Denn sie haben außer ihm noch einen anderen Gott, ihr eigenes Ich. Und wie die Abgötter immer machen, daß der wahre Gott über sie vergessen. und vernachläßiget wird; so halten auch jene fester an dem Abgotte ihres Herzens, als an dem wahren Gotte, den sie nicht einmal kennen zu lernen, sich die Mühe geben, sondern sich ihn formen nach dem Bilde ihres Abgottes. Nur daß er größer, mächtiger, erhabener und besser sey, als sie selbst sind, gestehen sie sich zu. Deshalb erwarten sie von seiner Güte mehr für sich, als von ihrem Abgotte,

und verlassen sich mehr auf das Empfangen von seiner Gnade, als auf das Erwerben durch eigene Anstrengung. Wäre es möglich, so würden sie die ganze Thätigkeit des Unendlichen für sich in Anspruch nehmen, und nur denen, die ihre Freunde sind, soviel davon zukommen lassen, als nöthig wäre, um sie in den Stand zu setzen, ihnen noch mehr Vergnügen zu machen. Denn Sie selbst sind sich immer die Hauptsache; und wenn gleich sie einige andere Menschen lieben, so geschieht dies nur darum, weil dieselben in irgend einer Beziehung zu ihnen stehen, in welcher sich das liebe Ich selbst wieder findet. Ihre Liebe ist deshalb immer ausschließend und begehrend. Sie lieben nur, um von dieser Liebe selbst den Gewinn zu haben. Der Egoismus, der die Grundlage ihrer Gedanken, Gefühle und Gesinnung ist, tritt auch in ihrer Liebe hervor.

Den Anderen hingegen ist nicht das Haben ihres Gottes, sondern sein Seyn, sein innerstes Wesen das hohe Vorbild ihres Lebens. Ihm in seinem ganzen Wesen ähnlich zu werden, das ist ihre Sehnsucht. Das Andere wird ihnen dann von selbst zufallen. Darum müssen sie sich Mühe geben, dieses Wesen zu ergründen und immer klarer zu erkennen, weil sie außerdem nicht wissen würden, wornach sie streben sollen. In dieser Einsicht überzeugen sie sich bald, daß seine Ordnung unabänderlich, und seine

Gesetze ewig sind; daß sie daher von seiner Güte nicht mehr erwarten dürfen, als was er ihnen schon zugetheilt und nach seinem ewigen Beschlusse bestimmt hat, indem er sie erschuf und ihnen ihren Platz in seiner Weltordnung anwies. Wenn gleich diese so eingerichtet ist, daß sie zu allen Zeiten die beste Gelegenheit zu ihrer Uebung und von Zeit zu Zeit sogar Wegweiser finden, durch die sie zu Recht gewiesen werden; so wissen sie doch, daß sie dadurch allein auf ihrem Lebenswege nicht weiter kommen, daß sie selbst thätig seyn müssen, und daß sie sich nicht schonen dürfen, wenn es ihnen darum zu thun ist, an das Ziel ihrer Reise zu gelangen. Sie begreifen also, daß es für sie kein Heil gibt, als in der Befolgung der Gebote Gottes, und in der Uebung ihres Geistes durch Bekämpfung der Sinnlichkeit. Das Reich der Vernunft, durch welche sie zu dieser Erkenntniß gelangen, ist ein allgemeines für alle Menschen. Sie haben in diesem Reiche alle gleiches Bürgerrecht, und vor dem gerechten Gott kann keiner mehr gelten, als der andere. Jeder Einzelne darf sich selbst nur als einen Mitbürger seiner Mitbürger, als einen Bruder seiner Brüder erkennen. Er darf sich selbst nicht mehr lieben, als er sie alle liebt. Seine Thätigkeit und sein Streben darf nie dahin gehen, sein Wohl auf Unkosten des Ganzen oder anderer Theile desselben zu beför-

dern; im Gegentheil er muß für das Ganze leben und thätig seyn, weil er selbst nur ein Theil des Ganzen ist. Was er ist und hat, besteht entweder in den Kräften seines Geistes selbst, oder es sind Güter, welche nur durch den Sinn für ihn Werth haben. Jene ausbilden und üben, heißt immer den Zweck der Menschheit fördern. Da ist keine Collision denkbar. Aber die Güter, welche der Sinn gewährt, wie sie auch Namen haben mögen, haben keinen anderen Werth, als den sie durch die Uebung unseres Geistes und durch den Gebrauch haben, den wir davon machen. Es ist also allemal Mißbrauch, um ihretwillen irgend eine Pflicht zu verabsäumen. Freudig müssen sie hingegeben werden, sobald es die Pflicht gebeut; zu jedem Opfer derselben müssen wir bereit seyn, sobald dasselbe erforderlich ist, um die geistige Vervollkommnung der Menschheit und jedes Gliedes derselben zu befördern. Die Liebe, welche aus dieser Gesinnung entspringt, begehrt nichts für sich, was den Brüdern entzogen werden müßte; sie ist immer mittheilend, Verzicht thuend, helfend und allgemein.

Soll ich ihnen den Charakter beider Parteien, deren Conterfei Sie hier vor sich sehen, mit einem Worte angeben, und dem Principe einen Namen geben, von dem sie getrieben werden; so weiß ich es nicht anders zu bezeichnen, als durch Egoismus und

Resignation, Eigenliebe und werkthätige Liebe. Denn die Liebe jener geht von sich aus und ist träge; die Liebe dieser umfaßt die Menschheit und ist thätig.

Dies will zwar der Verf. nicht zugeben. Er gibt vor, daß es nicht Eigenliebe, sondern nur Selbstliebe sey, wenn man sich die Freuden zu erhalten wünsche, die uns hier verliehen worden sind, und wenn man deren Verschönerung noch vom künftigen Leben erwartet. Mit dieser Selbstliebe paart er, oder läßt von der Natur paaren, „die unwiderstehliche Neigung, die wir Sympathie, Mitgefühl nennen, durch welche wir an den Schicksalen Anderer Theil nehmen, und welche deshalb mit der Selbstliebe in den Himmel übergehen muß.“ Denn wie arm, wie verlassen würde sich dieses liebende Herz fühlen, wenn es dort diejenigen vermissen sollte, an welche es sich gehängt hat und deren Gegenliebe ihm der reinste und herrlichste Genuß ist!

Da haben wir ja gleich die Sinnlichkeit der begehrenden Liebe, die nur genießen will, die nichts darnach fragt, ob es auch den Geliebten heilsam sey, für immer an uns gefesselt zu seyn, ob die innere Freiheit erworben werden könnte, wenn irgend ein individuelles Band unauflöslich wäre, sondern die Alles fordert, was ihr Freude macht und Alles, was sie berührt, für ihr Eigenthum erklärt. Daß wir

dort nicht allein seyn, daß wir auch dort Freunde lieben und von ihnen geliebt seyn werden, dafür bürgt uns das Gesetz der Stetigkeit in unserer Ausbildung. Denn das subjective Gefühl der Liebe, das wir hier kennen gelernt haben, nehmen wir ja mit uns; und die höhere Vollkommenheit der Himmelsbewohner, die sie einander ähnlicher macht, muß die Neigung der Sympathie unter ihnen steigern. Gewiß hat auch der Verf. hier schon von Zeit zu Zeit neue Freunde erworben, und gewiß auch schon manchen von seinen Jugendfreunden vergessen. Er lerne daraus, daß es unseren Frieden nicht stören wird in jenem Leben, statt der hiesigen Freunde, deren Erinnerung für eine Zeit der Tod in uns auslöscht, dort neue zu finden. Mancher, zu dem wir dort uns hingezogen fühlen werden, mag schon hier unser Freund gewesen seyn, ohne daß wir ihn erkennen, bis wir zusammen in ein helleres Licht treten werden.

Lassen Sie aber auch nicht unbemerkt, Freundin, daß in der eben angezogenen Stelle des Verf. die Selbstliebe, wie er sie nennt, die erste Person, das Mitgefühl für Andere nur ihre Begleiterin ist. Beides sind also verschiedene Gefühle, von denen das letztere dem ersteren untergeordnet und nur dazu da ist, um diesem zu dienen und sich nach ihm zu richten. Kann die Eigenliebe sich mehr verrathen?

Wahre Selbstliebe ist weder in der Art des Gefühles, noch in dem Grade von der allgemeinen Nächstenliebe unterschieden. Die Selbstliebe ist nichts Anderes, als die Liebe zur Menschheit angewendet auf sich selbst, als einen besonderen Theil der Menschheit. Dadurch unterscheidet sie sich eben von der Eigenliebe, in welcher der Mensch sich selbst mehr liebt, als seine Nebenmenschen.

Diese Selbstliebe kennt der Verf. gar nicht, und kann sie nicht kennen, weil er die allgemeine Nächstenliebe verleugnet, in welcher jene eingeschlossen ist. Er gesteht, „daß er ein Vorurtheil hat gegen die Weltmenschenliebe, weil er bemerkt zu haben glaubt, daß gerade von der Zeit an, seit welcher einige Philosophen die Liebe zum Einzelnen in die Alles umfassende Liebe auflöseten, die wahre Liebe unter den Menschen aufhörte. Er weiß zwar, daß er nach der Regel Christi alle Menschen lieben muß; er liebt sie auch; aber er kennt auch den Unterschied der Liebenswürdigkeit und der Liebe."

Es ist höchst merkwürdig, an dieser Stelle zu sehen, was ein Mensch nicht Alles in der Welt wahrzunehmen sich einbilden kann, wenn er es wahrzunehmen sich vorsetzt; und welch ein vortrefflicher Sophist der Egoismus ist, wenn es darauf ankommt, seine häßliche Gestalt unter einer lockenden Maske zu verbergen. Ist denn allgemeine Menschenliebe erst seit

dem Viertel Jahrhundert, das der Verf. lebt, das Thema, worüber Philosophen predigen? Hat Christus, hat Sokrates, hat Zeno, habe alle ächte Wahrheitsforscher je etwas Anderes gelehrt? Und seit wann hat die wahre Liebe unter dem Menschengeschlechte abgenommen? Sind die Menschen grausamer, eigennütziger und feindseliger gegen einander geworden? oder die blutigen Verfolgungen allgemeiner? oder die Kriege verheerender? So wenig die Erfahrung des Verf. gegründet ist, eben so wenig ist der Liebe zu trauen, die von sich selber sagen kann: Ich weiß, daß ich lieben muß; ich liebe auch; aber ich behalte es mir vor, zu lieben, wie es mir gefällt. Eine Liebe aus Muß, ist gar keine Liebe, sondern ein Hofdienst. Das heißt zu Jesu sagen: Herr! Herr! aber nicht den Willen thun seines himmlischen Vaters, wie er uns verkündet worden ist durch seinen Gesandten. Denn niemals hat Jesus gesagt, daß wir die Menschen lieben sollen nach Classen, oder Würden, oder Graden; nie hat er einen Unterschied gelehrt zwischen den Nächsten, den Näheren, und den Nahen oder Entfernten; nie hat er uns angewiesen, über uns selbst und die Unsrigen diejenigen zu vergessen, die wir nicht zu uns rechnen. Alle, lehrt er uns, sind wir Brüder, und wie Brüder sollen wir uns untereinander lieben; nur Gott allein sollen wir über Alles ehren und lieben; alle Menschen aber eben so sehr, wie uns selbst.

Das ist die Religion Jesu, welche etwas anders klingt, als was uns der Verf. sagt.

Also soll ich den Vater, die Kinder, den Gatten, den Freund meiner Seele, den Wohlthäter und Retter nicht inniger, nicht vorzüglicher lieben, als alle übrigen Menschen? so fragt der Verf.; und mit ihm fragen auch wohl Sie, liebe Freundin so. Wie ist es möglich, den Bösen, Widerwärtigen und Unfreundlichen eben so lieb zu haben, als den Guten, Schönen und Liebenswürdigen? Kein Mensch kann Ihnen das zumuthen. Es widersteht Ihrem Gefühle; und weil es ihm entgegen ist, darf es ihm nicht angesonnen werden. Jesus selbst sorgte noch am Kreuze für seine Mutter und erfüllte seine Kindespflicht. Mit wie großer Auszeichnung behandelt er seine Freundin? Wie gedenkt er selbst in seinem Gebete zuerst seiner Jünger, und dann erst der übrigen Glieder seiner Gemeinde! Wenn sein Beispiel von ihm selbst uns zur Nachahmung aufgestellt worden ist, sind wir dadurch nicht gerechtfertiget, daß wir in unserer Liebe einen Unterschied machen? Müssen wir nicht aus diesen Zügen in dem Leben des Heilandes seine Lehre ergänzen und erklären?

Das würde ich, meines Orts, liebe Freundin, für ein gewagtes Unternehmen halten bei so klaren Aussprüchen, wie diejenigen sind, worin der Hei-

land die Allgemeinheit unserer Liebe uns prediget. Es ist aber auch durchaus unnöthig, da die Lehre des Herrn und sein Beispiel im schönsten Einklange mit einander stehen. Erinnern Sie sich nur, was ich Ihnen über die Unterscheidung der subjectiven und objectiven Gefühle geschrieben habe. Die subjective Liebe, die Liebe der Gesinnung, die Fähigkeit, die Bereitwilligkeit und der Drang wohlzuwollen und aus Wohlwollen Gutes zu thun, diese ist offenbar der Gegenstand, wovon die Lehre des Heilandes handelt. Mit dieser Gesinnung sollen wir allen Menschen entgegenkommen, nicht erst auf ihre Verdienste um uns warten, sondern selbst unsere Feinde lieben und segnen, alle Menschen als Brüder und Schwestern ansehen, keinen hinter den anderen zurücksetzen oder um des andern Willen von dieser Liebe ausschließen. (Matth. XII, v. 49)

Aber diese Gleichheit der Gesinnung erhält einen Zusatz in der objectiven Liebe, in demjenigen Gefühle, in welchem eben diese Gesinnung in Vereinigung mit dem Wohlgefallen an einem bestimmten Gegenstande zusammen empfunden wird. Die Gefühle dieser Art müssen nothwendig individuell seyn, weil die Gegenstände, worauf sie gerichtet sind, einzelne Gegenstände sind; und so verschieden diese sind, so mannigfaltig muß auch das Wohlgefallen und die Liebe seyn, die sie einflößen. Was immer diejenige

besondere Beschaffenheit sey, welche uns gefällt und unsere Zuneigung auf sich zieht, ob Vollkommenheit des Innern, Schönheit des Aeußern, Verdienste um uns, oder Beweise des Wohlwollens, oder die Bande der natürlichen Verwandtschaft und der ehelichen Verbindung, immer ist es eins derjenigen besonderen Verhältnisse, von welchen wir durch den Sinn und Erfahrung Kunde erhalten, und welche zu den irdischen Verhältnissen gehören. Diese letzteren aber zu verschmähen, zu vernichten oder sich davon loszureißen ist weder nützlich, noch erlaubt. Wir müssen vielmehr alle natürlichen Verhältnisse, welche keiner Pflicht in den Weg treten, ehren, und uns angelegen seyn lassen, sie zu pflegen, weil wir nur dadurch reif werden können für das höhere Leben. Es würde daher eben so thöricht, als widernatürlich und schädlich seyn, den Zusatz zur subjectiven Liebe zu verwerfen und zu ersticken, der aus dem Wohlgefallen an jenen Verhältnissen und den darin befindlichen Gegenständen, nach Verschiedenheit derselben, entspringt. In dieser objectiven Beziehung ist es also nicht blos erlaubt, sondern sogar geboten, die Menschen nach Maßgabe ihrer Liebenswürdigkeit für uns mehr oder weniger zu lieben und Grade in der Liebe zu unterscheiden und zu machen. Das vierte Gebot behält für den Christen seine volle Gültigkeit. Noch mehr, diese Verschiedenheit der objec-

tiven Liebe entscheidet sogar über die thätigen Beweise unserer Liebe. Denn da wir schwachen Menschen an Raum und Zeit gebunden sind, und unsere Kräfte nicht weit reichen; so ist es uns physisch unmöglich, in den allermeisten Fällen allen Menschen das Wohlwollen unserer subjectiven Liebe an den Tag zu legen und durch Thaten zu beurkunden. Da es zu dem Unmöglichen keine Verpflichtung geben kann; so muß in allen den Fällen, wo wir nur für einige Menschen leben und wirken können, bei der Auswahl derer, für welche wir thätig seyn wollen, die Berücksichtigung derjenigen Verhältnisse, worauf die objective Liebe sich gründet, für uns bestimmend seyn und die Entscheidung geben. Unter der eben gemachten Voraussetzung ist es hiernach eben so erlaubt, als vernünftig, zunächst für diejenigen zu sorgen, die uns am nächsten, am liebsten sind. Unter dieser Voraussetzung ist es sehr richtig, daß die näheren Pflichten den entfernteren vorgehen und der Nächste dem Entfernteren vorgezogen werden müsse. Doch dieses brauchte Jesus die Menschen nicht zu lehren. Die Natur sagt es ihnen und die Sinnlichkeit leitet von selbst dahin. Es reichte vollkommen hin, daß der Heiland durch sein eigenes Beispiel solches billigte und bestätigte.

Was aber zu lehren höchst nöthig war, weil es nur allzuoft außer Acht gelassen wird, ist das, daß

diese objective Liebe und der Eifer, den sie erzeugt, der Vernunft allein noch nicht genügen kann; daß wir durch diese lernen müssen, nicht blos diejenigen zu lieben, die uns wohlgefallen und Gutes thun, sondern auch diejenigen, die uns mißfallen und uns hassen; daß wir uns nicht einwiegen sollen in Sicherheit und in den Wahn, genug gethan zu haben, wenn wir für die sorgten, für welche der Sinn uns zu sorgen antreibt, sondern daß wir keine Gelegenheit vorübergehen lassen dürfen, wo wir irgend einem Menschen unsere liebende Gesinnung beweisen können, gleichviel, wie nahe oder wie fern er uns stehe. Und dieses lehrte nicht nur der Stifter unserer heiligen Religion, sondern er übte es auch eben so sehr. Den Samaritern, wie den Juden predigte er das Evangelium; den Fremden erwies er Wohlthaten, wie den Bekannten und Freunden; für alle Menschen hatte er in einer einsamen und armseligen Zeit sich vorbereitet zu dem Berufe, den er zu erfüllen sich bestimmt wußte.

Dies ist noch nicht Alles! Jene objective Liebe erweiset nur Gutes, ohne sich selbst zu verletzen. Denn die Sinnlichkeit kann nie vermögen, sich selbst zu verleugnen für irgend einen Andern. Aber die subjective Liebe gebietet, mit eigener Aufopferung das Wohl der Brüder zu fördern und nicht darnach zu fragen, wie schwer es sey, dem zu genügen,

wozu sie auffordert, sondern nur was sie erheischt und wie es zu bewirken sey. Sie verlangt noch mehr? Denn die Vernunft, die ihre Quelle ist, schreibt sogar vor, daß durchaus alles Irdische aufgegeben werden muß, sobald es mit ihren Geboten in Widerspruch kommt; alle irdischen Verhältnisse müssen den Pflichten nachgesetzt werden, welche wir durch die Vernunft als Obliegenheiten gegen die Menschheit und deren Glieder erkennen; die objective Liebe muß zurückgesetzt werden, wo die subjective thätig zu seyn, Veranlassung findet.

Hier ist der Scheideweg, wo die Selbstliebe und die Eigenliebe sich trennen, und immer weiter auseinander kommen, je weiter sie gehen. Die Eigenliebe ist nicht fähig, die eigenen Wünsche und das eigene Glück für Andere hinzugeben; und eben so wenig denkt sie daran, denjenigen, welche die Nächsten sind, etwas zu entziehen, um es Entfernteren zu geben. Die Nähe der Beziehung der geliebten Gegenstände auf sich selbst, ist für sie der einzige Bestimmungsgrund der Liebespflichten. Für die Selbstliebe, als einem Bestandtheile der allgemeinen Menschenliebe, ist hingegen dieser Bestimmungsgrund nur ein untergeordneter. Der höhere und entscheidendere ist ihr die Wichtigkeit desjenigen Gutes selbst, was sie zu verwirklichen und den Menschen zuzuwenden sich berufen fühlt. Zuerst richtet sich

solches nach dem inneren Werthe der Güter, so daß jedes absolute durchaus jedem relativen vorgeht. Nichts auf der Welt kann vermögen, den Menschen Wahrheit und Recht vorzuenthalten, oder sie nicht in den Besitz derselben zu setzen, wo sie noch fehlen. Nächst dem inneren Werthe der Güter kommt deren äußerer, ihre Größe und ihr Einfluß auf die Menschheit in Absicht auf Dauer und Umfang, in Betracht. Dann erst, wenn durch beide Rücksichten nichts ausgemacht wird, darf die Nähe der Personen erwogen werden, für welche etwas Gutes bewirkt werden kann; und selbst in diesem Falle ist der Mensch sich selbst noch nicht der Nächste, sondern er muß sich denen nachstellen, gegen welche er irgend eine moralische Verpflichtung auf sich hat.

Wie oft unter den Menschen diese Stufenfolge ihrer Pflichten nicht bedacht wird, wie unendlich oft die Eigenliebe der Selbstliebe vorgreift, und dazu bewegt, die höheren Pflichten den näheren nachzusetzen, davon kann man die Erfahrung machen, wohin man sein Auge wendet. Da man nur von sich selbst die Bewegungsgründe, durch welche man bestimmt worden ist, mit Gewißheit weiß; so will ich hier von mir selber zu Ihnen reden. Als das Vaterland unterjocht war vom Feinde und dessen Befreiung nur durch den Zusammentritt aller wehrhaften Männer bewerkstelliget werden mochte, als auch

ich mich rüstete, der Pflicht ein Genüge zu leisten, die mir als Bürger oblag; wie viel brave Menschen haben mich da abgerathen und gesagt: es wird auch ohne Sie gehen; lassen Sie die fechten, die keine Familie haben und setzen sie die Ihrige nicht in Gefahr, ihren Versorger und Vater zu verlieren. Als ich den Kampf für Beamtenehre und Gesetzmäßigkeit gegen Gewalt und Willkühr unternahm; da redeten mir wackere Freunde zu, davon abzustehen. Es ist höchst nöthig, daß dergleichen geschieht, sagten sie. Wenn Alle schweigen und über sich ergehen lassen, was der Uebermuth für gut findet, so greift der Ministerialdespotismus immer weiter um sich, und die traurigen Folgen davon sind nicht abzusehen. Aber die Vorsehung wird andere Männer dazu erwecken, die freier handeln können; Sie haben Weib und Kind und kein Vermögen; und wenn Sie der Uebermacht unterliegen, so schaden Sie nicht blos sich, sondern auch diesen.

Hatten diese Leute, die es gewiß gut mit mir meinten, wohl Recht? Als der Heiland der Welt das Evangelium zu verkünden, und was er vorhersah, dasselbe mit seinem Blute zu besiegeln sich anschickte, ließ er sich abhalten durch den Anblick seiner Mutter, die sein schmählicher Tod tief betrüben mußte? Als seine Jünger in seine Fußtapfen traten, um das große Werk zu vollenden, was ihr

Meister begonnen hatte, achteten sie da eine der nä-
heren Pflichten, die sie hintenansetzen mußten, um
die Boten der geoffenbarten Wahrheit zu werden?
Sind nicht alle Bekenner der Lehre Jesu an sein Bei-
spiel gewiesen? Wahrlich, wer nicht bereit ist, Va-
ter und Mutter, Weib und Kind zu verlassen, wenn
es ein Gut der Menschheit gilt, der hat die Liebe
nicht. Wer aber sein Glück auf irdische Güter baut,
der ist dessen nicht fähig; und der Glaube an die
Beständigkeit dieser Güter, an deren Fortdauer in
alle Ewigkeit verführt dazu, sie den unvergänglichen
Gütern gleich zu setzen, und keinen Unterschied unter
ihnen zu machen.

Was ist, was in den ersten vier Acten von Müll-
ners Albaneserin so unendlich hinreißt und das Herz
erhebt? Diese wahrhafte und treue Schilderung
reiner Liebe, die das Köstlichste sich versagt. Darum
vernichtet eben der fünfte Act die ganze schöne Be-
geisterung, weil die Tugend der Sinnlichkeit unter-
liegt, und die Helden nicht dem unerbittlichen Schick-
sale einer höheren Ordnung, sondern ihrer eigenen
Schwäche ein Opfer fallen.

Diese ganz entgegengesetzte Denk- und Hand-
lungsweise, wozu der eine oder der andere Glaube
die Veranlassung gibt, wird noch gesteigert durch
einen Artikel der beiden Systeme, den ich vorhin
absichtlich bei der Darstellung derselben übergangen

habe, um ihn ganz besonders zu erwähnen. So wenig diejenigen, die in Gott einen mächtigen König verehren, nöthig zu haben glauben, selbst viel für die Veredlung und Verbesserung ihres Zustandes zu thun, und es sich hier sauer werden zu lassen, so hoch rechnen sie doch Gott dasjenige Gute an, was ihnen zu vollbringen gefällig gewesen ist. Bist du ein gerechter Gott, sprechen sie in ihrem trotzigen Herzen; so mußt du auch das Böse bestrafen und das Gute belohnen. Die guten Werke, die wir vollbringen, sind eben so viele Rechtstitel auf deine Freigebigkeit und auf den Vorrath von Gnadenbezeugungen, worüber du zu schalten hast. —

Durch diese Vorstellungsart muß die Seele sich daran gewöhnen, bei allen ihren Ueberlegungen und Entschließungen zunächst auf den Lohn zu sehen, der dadurch zu erwerben ist, und den Gewinn zu berechnen, der davon erwartet werden kann. Der moralische und innere Werth der Handlungen kann dabei nicht bedacht werden. Die Beziehung auf sich selbst, ist diejenige Rücksicht, die sich sogleich vordrängt; die Beziehung auf das Ganze der Menschheit kann dann nicht erst in Betracht kommen. Denn aus jenem früheren Gesichtspuncte wird entweder etwas beschlossen, was auch für das Ganze gut ist, oder etwas, was ihm schädlich ist. Im ersteren Falle bedarf es keiner weiteren Ueberlegung; im letzteren ist

ja ein Jeder sich selbst der Nächste, und geht allen Andern vor. So übt der Egoismus seine abscheuliche Gewalt über Alles, was der Mensch denkt und treibt. Die Fortdauer unserer Sinnlichkeit und der in ihr gegründeten Verhältnisse nach dem Tode begehren, und in diesem Leben ein Egoist seyn, nur nach dem Erfolge handeln, und der Tugend, dem Rechte und der Menschheit kein Opfer bringen, das Alles kommt aus einer und der nämlichen Quelle. Mit seltener Evidenz ist dies an dem Beispiele des Friesenkönigs Radbod abzusehen, welches der Verf. selbst uns erzählt hat, der schon im Flusse stehend, um sich taufen zu lassen, noch die Frage that: Wo sind meine Vorfahren, in der Hölle oder in dem Himmel? und auf die Antwort des Priesters: natürlich in der Hölle! wieder ans Ufer sprang, mit den Worten: So will ich lieber bei jenen tapfern Männern bleiben. O wie viel tausend und Millionen Radbods gibt es auf der Welt, die den Himmel verachten, sobald sie in ihm nicht erblicken, was ihr sinnliches Herz begehrt; die für den Genuß, an dem sie Freude haben, das höhere Gut der Wahrheit und der Liebe verschmähen, zu welcher wir durch Religion und Vernunft geführt werden; die um der Liebe zu ihren Verwandten und Freunden willen, nur allzuoft die höheren Pflichten der Menschenliebe verabsäumen, ohne welche der Eingang in das Himmel-

reich uns versperrt bleiben wird. Lockt sie aber ein Lohn, wie er ihnen gelüstet; so sind sie zu Allem bereit. Wie gute Speculanten geben sie gern das Wenigere hin, um dafür Mehr einzutauschen. Da nun der Werth aller Dinge nach dem Maße des Genusses von ihnen geschätzt wird, den sie selbst davon haben können, nicht nach dem absoluten Werthe für die Gesammtheit; so gibt es Nichts für sie, was ihnen nicht feil wäre, sobald sie dafür etwas erlangen können, wobei sie sich besser zu befinden einbilden. Kein Recht, keine Pflicht kann sie zurückhalten, sie aufzuopfern, sobald nur dem Sinne ein angenehmerer Gewinn vorschwebt, als dasjenige, was dadurch verscherzt wird. Wie viel weniger ist anzustehen, wenn es sich nur um das Opfer zeitlicher und relativer Güter handelt. Selbst das Leben wird ohne Besinnen weggeworfen, wenn es hindert, den Genuß zu haben, der süßer ist, als das Leben. Gründet sich nicht hierin der unsinnige Tod der Indianerinnen in den Flammen, welche die irdischen Reste ihrer Männer verzehren? Muß nicht ein Jeder, von dessen Seite der Tod denjenigen abruft, in dessen Verbindung und Liebkosungen sein höchstes Glück bestand, wenn er den Geliebten wieder zu finden weiß, mit heißem Verlangen den Augenblick des Wiedersehens herbeirufen und versucht werden, ihn zu beschleunigen? Denn was auch sonst der Selbst-

mord nach sich ziehen möge, das höchste Glück des Beisammenseyns der Geliebten ist ja doch sein Erfolg. Wenn aber auch nicht der Stahl in die Brust gesenkt wird, ist diese unaussprechliche Sehnsucht, welche sich des Geistes ganz bemeistert, und dieser tiefe Schmerz, der alle Freudigkeit verscheucht, in den Eingeweiden wühlt und an der Wurzel des Lebens nagt, kein subtiler Selbstmord?

Von alle dem, weiß der nichts, der die Erschaffung und Regierung der Welt für einen einzigen, aber ewigen Act des unveränderlichen Gottes erkennt. Denn er erwartet von dem Allmächtigen selbst keinen anderen Lohn, als der die nothwendige Wirkung seiner Gesinnung, und der Thätigkeit derselben ist. Weil diese Wirkung ganz von selbst auf die Ursache folgt, so braucht er nur auf diese letztere zu achten. Bei allen Ueberlegungen und Entschließungen hat er nur darnach zu fragen, wodurch werde ich besser, edler, vollkommener? Dies ist die Richtung, welche seine ganze Denk- und Handlungsweise annimmt. Um deswillen muß er sich bemühen, die wesentlichen Eigenschaften von Allem zu erkennen, um darnach den wahren Werth von Allem richtig schätzen zu lernen. Denn nicht, was ihm das Liebste und Angenehmste ist, sondern was seine Seele erhebt zu Gott und der Menschheit frommt, von der er selbst ein Theil ist, gilt ihm

am höchsten. Solches kann er nicht durch den Sinn erfahren, sondern nur durch die Vernunft, deren Uebung und Schärfung daher selbst der Weg seiner Ausbildung und Veredlung ist. Nie kann es ihm beikommen, einen Genuß, eine Freude, ein irdisches Gut seinen Pflichten, der Wahrheit und der Tugend vorzuziehen. An Nichts auf dieser Welt darf er sich so hängen, daß er darüber Gott, seinen Beruf und die Freiheit seiner Vernunft vergäße. Dennoch schätzt und benutzt er alle Freuden des Lebens und alle Gaben der Natur, wie sie es verdienen. Nicht das Kleinste achtet er gering; denn Alles hat seine Stelle in dem großen Weltenplane. Auch er selbst, in seiner irdischen Erscheinung steht auf dem bestimmten Platze, den er zu verlassen, ohne Gottes Geheiß, sich nicht erlauben darf. Gebeut die Pflicht, ruft Gott ihn durch die Stimme seiner Gesetze, so stürzt er sich freudig in den Tod; denn alsdann ist dieser gewiß ein Schritt in den Himmel. Außerdem aber ist es sein Amt, mit dem anvertrauten Pfunde zu wuchern; denn dazu ward es ihm gegeben, um damit den Zustand seiner Seele zu verbessern. Die Einrichtung seines Körpers, die Beschaffenheit des Organismus desselben, und die äußeren Lebensumstände, in die er kommt, bilden die Sanduhr, an deren Ablauf die Vorsehung seine Uebungszeit in diesem Leben abgemessen hat. Sie

zerschlagen, würde zwar in dem Plane des Ewigen nichts ändern, aber ein Frevel seyn, zu welchem fähig gewesen zu seyn, die Nothwendigkeit schwererer Uebungen der Geistesstärke darthut. Gewinnen kann der Mensch dadurch nicht das Mindeste; noch viel weniger etwas wieder gewinnen, was durch physische Kräfte einmal aus der Reihe der Erscheinungen getilgt worden ist. Welchen Ersatz er dort für das, was er hier verlassen muß, erhalten werde, Niemand kann es ihm sagen. Nur was er dort nicht finden kann, darüber belehrt ihn seine Vernunft. Außerdem gibt sie ihm blos die Gewißheit, daß auch dort sein äußerer Zustand genau der Beschaffenheit des inneren entsprechen werde. Deshalb muß er hier arbeiten aus allen Kräften, um Fortschritte zu machen. Dies geschieht durch die Stärkung der Vernunft, welche die Sinnlichkeit ausreutet, in ihr den Tod besiegt und das Leben verewiget. In welcher Form auch die Vernunft ihre Thätigkeit offenbare, jeder Gedanke ist nur durch sie möglich. Alle Uebung der Seelenkräfte ist Stärkung der Vernunft; und diese Kraft die sie gewonnen hat, ist ihr unzertrennliches Eigenthum, das sie mitnimmt aus diesem Leben. Außerdem behält sie auch noch diejenigen Schätze, die sie hier eingesammelt hat, so fern sie ihr allein angehören, und der Sinn keinen Theil daran hat. Sie folgen ihr als drei

lichte Puncte, welche ihr Inneres erleuchten und ihr den rechten Weg weiter erkennen helfen. Sie heißen: Glaube, Liebe, Hoffnung!

Denn was die Vernunft hier durch sich selbst erkannt hat, muß sie fähig seyn, immer zu erkennen, weil sie die Kraft dazu besitzt. Aber all unser Wissen ist Stückwerk; und weil es Stückwerk ist, kommt es aus dem Glauben. Daß alle Erfahrung auf dem Glauben beruhe, ist an sich klar; allein auch die höchste Einsicht unserer Vernunft beruht darauf. Denn was sie erkennt, das kann sie nur in dem Selbstbewußtseyn erspähen. Für diesen Gedanken gibt es weiter keine Gründe; in ihm fällt Glaube und Wissen zusammen. So ist es der Glaube an die Vernunft selbst, die im Selbstbewußtseyn sich vernimmt, wie an die Offenbarung der Religion, wodurch unser Leben und unser Geist erhellet wird. Dieser Glaube wirkt die Liebe, welche in dem Streben der Anwendung dessen besteht, was der Geist erkannt und gefühlt hat, in dem Verlangen nach der Verwirklichung alles Guten und Schönen, in der Gesinnung, die Alles glücklich machen will, so viel in ihren Kräften ist. Aus der Liebe aber keimt die Hoffnung einer ewigen Seligkeit, die Zuversicht einer höheren Vollkommenheit, die Ueberzeugung der Annäherung an die Gottheit. Und von diesen dreien ist die Liebe selbst das Höchste. Denn der Glaube

ist erst die Vorbereitung zur Liebe, und die Hoffnung wird aus der Liebe geboren. Sie ist es, welche die Welt und den Himmel erschaffen hat; sie ist es, die auch uns in den Himmel trägt, zu Gott uns bringt und uns vereiniget mit Allen, die — wahrhaft lieben.



